



26. September 1929

## MAX COHEN - DEUTSCHLAND NACH DEM HAAG UND IN GENÈVE

**A**M 30. September tritt der Deutsche Reichstag zu einer kurzen Tagung zusammen, nur um die Novelle zur Arbeitslosenversicherung zu beraten. Es ist schade, daß es nicht gelungen ist in dieser Frage eine für längere Zeit gedachte Lösung zu finden. Daß die jetzt vorgeschlagene nur provisorisch sein kann, liegt auf der Hand, da es nicht möglich war die Parteien davon zu überzeugen, daß diese wichtige Frage nicht nach innenpolitischen Bedürfnissen sondern nur vom Standpunkt produktiver Wirtschaftspolitik aus entschieden werden kann. Vermutlich wird sich die Frage der Arbeitslosenversicherung überhaupt nicht lösen lassen, wenn man sich nicht dazu entschließt große Umschichtungen von Arbeitskräften vorzubereiten, die für die Beschaffung volkswirtschaftlich notwendiger Arbeiten kaum zu vermeiden sind. Das Problem der Arbeitslosenversicherung ist eben in der Hauptsache ein Problem der Arbeitsbeschaffung. Nicht nur im Augenblick aber hängt diese Arbeitsbeschaffung mit unseren außenpolitischen Verpflichtungen, den Reparationsleistungen, zusammen, auf die wir uns im Haag neuerdings verpflichtet haben.

Trotz den Erleichterungen, die man an sich von keiner Seite bestreiten sollte, der Verminderung der jährlichen Leistungen um 600 bis 700 Millionen Mark, bleibt der Youngplan, der nun angenommen werden muß, schlimm genug. Schlimm besonders deshalb, weil er die deutsche Verpflichtung zur Zahlung der Kriegsschulden der Alliierten an die Vereinigten Staaten enthält, dazu eine starke Herabsetzung der Sachlieferungen, die nach 10 Jahren ganz verschwinden sollen. Wenn die Anerkennung der interalliierten Schulden und ihre Zahlung durch Deutschland im Haag auch nicht mehr zu beseitigen war (das hätte bei der Pariser Konferenz, und zwar nach enger Fühlungnahme zwischen Deutschland und Frankreich, geschehen müssen): der auf Wunsch Englands vorgenommenen Herabsetzung der jährlichen Sachlieferungen hätte man sich unter allen Umständen widersetzen müssen. Im Haag ist ein wahrhaftes Attentat gegen die deutsche Wirtschaft im ganzen und gegen die deutsche Arbeiterklasse im besondern verübt worden, als man die Sachlieferungen auf den Aussterbeetat setzte. Jeder Fortfall von Sachlieferungen bedeutet eine Erschwerung der Reparationszahlungen, da die die Sachleistun-

gen repräsentierenden Geldsummen durch verstärkte Warenausfuhr auf den Weltmarkt wieder wettgemacht werden müssen. Wer die Ausfuhrschwierigkeiten kennt, weiß, was das bedeutet. Außerdem wird der Wiederelexport empfangener deutscher Sachlieferungen gänzlich verboten, damit, das wurde von englischer Seite mit voller Deutlichkeit ausgesprochen, den deutschen Waren auf diese Weise die Möglichkeit genommen werde Zugang zu Märkten zu erhalten, die ihnen sonst verschlossen wären. Wie Ludwig Quessel, in seinem Artikel Frankreich und Deutschland im Haag, in den Sozialistischen Monatsheften am 12. August festgestellt hat, handelt es sich dabei keineswegs um geringfügige Summen. Sie betragen im Reparationsjahr 1925-1926 667 Millionen Mark, 1926-1927 795, 1927-1928 968 Millionen Mark und werden vermutlich im laufenden Reparationsjahr den Betrag von 1 Milliarde Mark übersteigen. Bedenkt man, daß man in Frankreich, dem es auf manchem Gebiet an geeigneten Arbeitskräften fehlt, immer wieder auf den Plan zurückgekehrt ist durch deutsche Arbeitskräfte wichtige wirtschaftliche Arbeiten über Reparationskonto ausführen zu lassen, so kann man ermessen, welche Schädigung uns aus der englischen Neuordnung der Sachlieferungen erwachsen werden. Man kann den britischen Delegierten nichts vorwerfen. Sie haben sich von den Interessen der englischen Wirtschaft leiten lassen, und ein englischer Minister fühlt sich, auch wenn er Sozialist ist, immer zuerst als Minister des Britischen Weltreichs. Unverständlich ist nur, daß ein beträchtlicher Teil der deutschen Presse sich nicht genug daran tun konnte gerade in diesen Dingen sich auf die Seite Englands zu stellen und darüber zu frohlocken, daß die angebliche Abwendung Englands von Frankreich eine neue Möglichkeit deutsch-englischer Kooperation eröffne. Von dieser Kooperation, die eine wahre *societas leonina* darstellt, da sie nichts anderes bedeutet, als daß die deutsche Politik immer nach englischen Wünschen geführt wird, haben wir in der Nachkriegszeit doch nun wirklich genug gehabt, und es bedarf in diesem Punkt nicht noch erst der Eröffnung neuer Möglichkeiten.

Und wie war es im Haag? Zuerst wurde versichert, England sei fest entschlossen die von seinem Schatzkanzler geforderte Erhöhung der Reparationszahlungen an England in keinem Fall auf Kosten Deutschlands stattfinden zu lassen. Das wurde natürlich auch geglaubt. Dann kam es so, wie es kommen mußte: daß nämlich Deutschland ein großer Teil der britischen Mehrforderung aufgebürdet wurde, und daß Großbritannien dieses deutsche Opfer seelenruhig entgegennahm. Als die deutsche Presse das berichten mußte, brachte sie gleichzeitig eine Meldung aus London, die besagte, daß England sich nach vollzogener Neuordnung nun besonders loyal gegen Deutschland verhalten würde. Worin sich diese Loyalität auswirken sollte, blieb ein Geheimnis jener Zeitungsberichterstatter. Aber diese Versicherung genügte wieder einmal, um in Deutschland die Überzeugung hervorzurufen oder zu bestätigen, daß man stets auf englische *fairness* rechnen könnte.

Die fatalste Erscheinung während der Verhandlungen im Haag, wenigstens für den Sozialisten, dem der Weltsozialismus mehr ist als das englische Nationalinteresse, war die Haltung, die der Haager Berichterstatter des Vorwärts den Ereignissen gegenüber einnahm. Der Vorstoß Philip Snowdens, dessen rein englische Tendenz sich ja am besten darin manifestierte, daß Gesamtengland ohne Unterschied der Parteien hinter ihm stand, wurde von diesem Vorwärtsmitarbeiter heftig gelobt. Von der möglichen Schädigung

Deutschlands, die nachher dann zur Tatsache wurde, war in seinem Artikel überhaupt nicht die Rede; und auch davon nicht, daß dieser britische Nationalegoismus die eigentliche Reparation, das heißt die Wiedergutmachung der Kriegsverwüstung, beeinträchtigte. Nicht genug damit, dieser Mitarbeiter des Vorwärts brachte es sogar fertig diese Vertretung der rein englischen Interessen als spezifisch *sozialistische* Forderung hinzustellen, der womöglich der ganze internationale Sozialismus beizutreten hätte: eine Auffassung, die Genosse Philip Snowden (dessen sozialistische Gesinnung hier in den Sozialistischen Monatsheften, deren Mitarbeiter er, wie James Ramsay MacDonald, ja vor dem Krieg war, wirklich nicht bezweifelt werden soll) selber sicher nicht im entferntesten teilt, da er sich natürlich im Haag dessen bewußt war nicht als Parteigenosse sondern als britischer Schatzkanzler zu operieren.

Aber die deutschen Anglomanen sind eben viel englischer als die Engländer selbst. Dem bedingungslosen englischen Parteigänger, als der hier der Vorwärtsberichterstatte sich zeigte, sei eine Stimme eines englischen Sozialisten selber entgegeng gehalten: Henry Noel Brailsford schrieb in einem Artikel, den das Tagebuch am 24. August veröffentlichte, über das englische Vorgehen im Haag unter anderm dies: »Es ist richtig, daß die Franzosen jetzt etwas höhere Prozente erhalten sollen als wir, und daß ihnen ein weit größerer Anteil an den ungeschützten Zahlungen zugebilligt worden ist. Aber ist es ganz fair die Sache so auszudrücken? Ihre Forderung bezieht sich auf die wirkliche Reparation, auf die faktische Wiederherstellung ihrer zerstörten Gebiete. Haben wir nicht alle immer zugegeben, daß diese Forderung in einer ganz andern Klasse rubriziert als die übrigen Alliiertenforderungen an Deutschland? Hat unsere Sozialistische Internationale diesen Unterschied nicht wiederholt gemacht, und hat nicht die Labour Party in ihren offiziellen Publikationen die ganze Basis, auf der die britischen Forderungen errechnet wurden, mißbilligt? Ich zweifle, ob sogar Mister Snowden vor 10 Jahren den typischen Trick der Koalitionsjuristen, durch den unsere Forderungen aufgebläht wurden, verteidigt haben würde. Dies war ein Gemeinplatz in allen Labourprogrammen und sogar in den liberalen Zeitungen. Und nun wollen wir uns trotzdem weigern zuzugeben, daß die Franzosen eine Extrasicherheit für die Zahlungen jener Entschädigungssummen, die sich auf die Wiederherstellung ihrer zerstörten Provinzen beziehen, fordern? Unser Gedächtnis ist erstaunlich kurz!« Dies sagt ein englischer Sozialist. Aber die deutschen Sozialisten sollen eine Politik mitmachen, die Frankreichs Anteil verkürzt, die deutsche Wirtschaft und namentlich die deutsche Arbeiterklasse schädigt, und die nur das eine für sich hat: daß sie die englische Arbeitslosigkeit mindert. Daß die Labour Party sich von nichts anderm leiten läßt als von dem letztgenannten Interesse, soll ihr nicht verdacht werden. Aber hat der deutsche Sozialist nicht die Pflicht das gleiche von seinem Standpunkt aus zu tun und das Interesse der deutschen Arbeiterklasse voranzustellen? Was soll die Spiegelfechtere, daß man im Gegensatz zu der "sozialistischen" Haltung der englischen Vertreter im Haag die der französischen als "bürgerlich" zu diskreditieren suchte? Hat es einen Sinn die Begriffe so auf den Kopf zu stellen? Wenn bei den ganzen Reparationsverhandlungen etwas in der sozialistischen Richtlinie liegt, so ist es der Aufbau des europäischen Kontinents, der von Frankreich erstrebt, von England dauernd gehindert wird. Im Haag war Briand wirklich der bessere Sozialist, wenn er auch schon lange nicht mehr der Sozialistischen Partei angehört.

Wie in der Regel, hat Deutschland auch im Haag wieder eine gegebene Gelegenheit verpaßt. Denn es wäre dort, bei der Haltung Italiens, verhältnismäßig leicht gewesen eine spontane Solidarität der 3 großen kontinental-europäischen Mächte zu zeigen. Man wird dem deutschen Außenminister Gustav Stresemann zubilligen müssen, daß er immerhin versucht hat mit Aristide Briand zusammenzugehen. Leider fehlte ihm die Rückendeckung daheim, und deshalb wurde auch nichts Rechtes daraus. Die rettungslos anglomane deutsche Linke und die durch ihre innenpolitischen Bindungen immer wieder in einer antieuropäischen Front marschierende deutsche Rechte bilden in der Tat keine Basis, von der aus man eine auf der Solidarität der europäischen Staaten beruhende Gesamtpolitik betreiben kann.

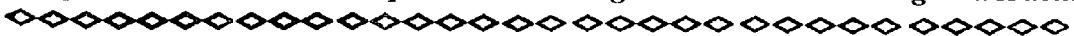


S ist nicht weiter verwunderlich, daß bei der Völkerbundstagung in Genf ungefähr der selbe Geist herrschte. Die deutschen Zeitungen waren außer sich vor Freude darüber, daß, wie sie meinten, England hier, ebenso wie im Haag, wieder die Führung übernommen hätte. Viel positive Gedanken sind bei dieser Führung freilich nicht zutage getreten. James Ramsay MacDonald, der seinerzeit als Chef der ersten Labourregierung der Mitschöpfer und Unterzeichner des Genfer Protokolls gewesen ist, das dann von dem folgenden konservativen englischen Kabinett nicht angenommen wurde, hat jetzt, da er an die Spitze der Regierung seines Landes zurückgekehrt ist, dieses sein eigenes Projekt in Genf keineswegs wieder aufgenommen. Für den Premierminister Großbritanniens, der sich diesmal auf eine längere Regierungsdauer einrichten muß, ist die Stabilisierung einer Interessengemeinschaft mit den Vereinigten Staaten von Amerika viel wichtiger. Jetzt ist eine ernsthafte und konkret fundierte Kriegsverhinderungsmaßnahme nicht mehr so dringend. Besonders, da die britisch-amerikanische Entente die schönste Möglichkeit bietet eine Scheinabrüstung herbeizuführen, die den beiden angelsächsischen Mächten in Wirklichkeit die unbeschränkte Herrschaft über die Meere gibt. Wie oft sind, fast von der gesamten deutschen Presse, die angeblichen Gegensätze zwischen England und Amerika in den lebhaftesten Farben geschildert, ernsthafte Konflikte in naher Zukunft als durchaus wahrscheinlich bezeichnet worden. Die Sozialistischen Monatshefte standen in der Betonung der immanenten angelsächsischen Solidarität fast allein. Diese ihre Anschauung hat sich nun heute als richtig erwiesen. Die auf die Aufteilung des größten Teils der Erde in britische und amerikanische Interessensphären gerichtete gemeinsame angelsächsische Politik hat mit Abrüstungsanfängen begonnen: nämlich für die anderen. Was Großbritannien und die Vereinigten Staaten auf diesem Gebiet zu opfern bereit sind, ist nicht der Rede wert, wohl aber ihre Tendenz die Unterseeboot- und möglichst auch die Luftrüstung Europas zu beseitigen. Die Hauptbestrebungen zielen dahin, daß vor allem die französischen Unterseeboote, womöglich auch die Flugzeuge, auf eine möglichst geringe Zahl herabgedrückt werden oder ganz verschwinden sollen. Das wäre das beste Mittel den europäischen Kontinent wieder unter die vollkommene Vormundschaft des Angelsachsentums zu bringen. Wir sind sicher, daß Frankreich sich auf diese Art Abrüstung, die im größern Sinn eine Wehrlosmachung europäischen Festlands bedeutet, nicht einlassen wird. Um so mehr muß man die Kurzsichtigkeit beklagen, die auch in dieser Frage wieder in Deutschland herrscht. Statt sich klar darüber zu sein, daß eine Abrüstungspolitik solchen Kalibers die Wieder-

kehr der alten britischen Balance-of-power-Politik, mit ihrem immerwährenden Ausspielen der europäischen Staaten gegen einander, bedeutet, starrt man in Deutschland wie gebannt nur auf die eigene, als Folge des Kriegsverlusts erzwungene Abrüstung und beurteilt von hier aus alle Abrüstungsfragen. Man begreift nicht, daß ein enges Zusammengehen mit Frankreich in diesem Fall ganz besonders angebracht wäre, da die eigene Zukunft, genau wie die Frankreichs, untrennbar mit der des europäischen Kontinents verbunden ist. Es ist freilich um vieles bequemer ins "pazifistische" englische Horn zu stoßen, mag man dadurch in Wahrheit auch einen neuen Krieg in Europa vorbereiten helfen. Und eine große demokratische Berliner Zeitung, die an sich für deutsch-französische Verständigung wirken will, läßt es zu, daß in der Überschrift eines ihrer Genfer Berichte scheinbar mit Genugtuung verkündet wird: »Bernstorff sekundiert dem Engländer.« Ja, sie sind gute und treue Sekundanten of His Majesty's Government, diese deutschen Diplomaten, deren Politik sich von 1914 bis zur Stunde so herrlich bewährt hat.

Und alles das geschieht in dem großen historischen Augenblick, da Aristide Briand als Haupt der französischen Regierung das wirtschaftliche Zusammengehen der Völker des europäischen Kontinents als wichtigstes Ziel, dem so schnell wie möglich zuzustreben sei, öffentlich verkündete. Dieser europäische Vorstoß Briands, gegen den die englischen Delegierten sofort Front machten, ist, welches Ergebnis er auch augenblicklich haben mag, ein Beweis dafür, wie sehr der von den Sozialistischen Monatsheften zuerst und am konsequentesten vertretene kontinentale Gedanke die Geister zu beherrschen beginnt. Wenn er auch, mangels genügender Unterstützung der europäischen Völker selber und infolge geschickter englischer Sabotage, nicht so marschiert wie es im Interesse der Europäer nötig wäre: begonnen hat der Marsch, und nichts wird ihn aufhalten. Ob die von britischer Seite vorgeschlagenen 3jährigen Zollferien gerade ein gutes Mittel sein werden eine Verständigung über die gegenseitige Herabsetzung der Zölle herbeizuführen, ist doch recht zweifelhaft. Das hat, wie es scheint, auch der deutsche Vertreter in Genf, der Abgeordnete Rudolf Breitscheid, richtig erkannt, als er geltend machte, daß der gegenwärtige Status quo der Zollbasis derart verschieden sei, daß man eigentlich von ihm nicht gut ausgehen könnte. So ist es in der Tat. Bei der ganzen Frage kommt es nämlich, wie des öfters hier betont wurde, auf gegen- und wechselseitiges Verhalten in der Zollfestsetzung an. Die heutigen Zolltarife und Zollabmachungen beruhen zu einem großen Teil aber auf ganz anderen Voraussetzungen als darauf, daß man einander entgegenkommt. Man wird zum Beweis dessen immer wieder auf die einseitig, infolge des Fehlens von Tarifverabredungen, zugunsten Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika wirkenden mit Deutschland abgeschlossenen Meistbegünstigungsabkommen hinweisen dürfen.

Wenn man die Annäherung der europäischen Völker wirklich will, muß man die Sache schon anders anpacken. Der beste Weg ist und bleibt der direkte von Berlin nach Paris. Sobald er ernstlich beschritten wird, ist alles weniger schwer. Was im Haag geschah, und was in Genf folgte, zeigt leider noch keine Heilung von der englischen Psychose, die Deutschland unfähig macht diesen Weg zu sehen. Es ist zu befürchten, daß erst schwere weitere Krankheitserscheinungen (wenn hoffentlich auch keine mehr von der Art des Ruhrkriegs) die deutsche Außenpolitik zu einer gründlichen Kur zwingen werden.



## PAUL KAMPFFMEYER · WIE WIRD DER SOZIALISMUS VERWIRKLICHT?



VOR 30 Jahren würdigte der deutsche Revisionismus die Machtverhältnisse des Proletariats, und er suchte die engen Beziehungen zwischen der politischen, ökonomischen und sozialen Macht des Proletariats darzulegen. Er bestritt die Möglichkeit der Geburt des Sozialismus aus der gewaltsamen Sprengung der kapitalistischen "Hülle" (der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse) durch die sich gewaltig ausreckenden und vom Kapitalismus selbst entfesselten Produktivkräfte, er leugnete die allgemein verbreitete These, daß ein verelendetes, ökonomisch völlig ohnmächtiges Proletariat die ausreichende Macht für die Besitzergreifung und Handhabung der politischen Gewalt und für die durchgreifende sozialistische Umgestaltung der wirtschaftlichen, von der Bourgeoisie beherrschten Machtverhältnisse entfalten könnte.

Die Wege der Verwirklichung des Sozialismus schienen vor 30 Jahren für manchen "radikalen" Marxisten sehr offen zu liegen. Sie waren einfach in der revolutionären Besitzergreifung der politischen Macht durch das Proletariat gegeben. Die sozialistische Frage war für diese Art Marxisten im wesentlichen ein politisches Machtproblem. Sie setzten die rapide Massenproletarisierung der Mittelklassen stillschweigend voraus und rechneten nur mit einem Kampf des Proletariats mit den Kapitalmagnaten. Für sie war der entscheidende Akt der sich empörenden, geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse die Expropriation der Expropriateure. Die vorhandene zentralisierte kapitalistische Produktion glaubten sie als eine tragfähige Grundlage der sozialistischen Güterherstellung betrachten zu können. Nun kann man sicherlich nicht leugnen, daß die kapitalistische Großproduktion mancherlei brauchbare Ansätze für diese Herstellung zeigt. Doch ist der Reifegrad der kapitalistischen Produktion für eine sozialistische Güterherstellung oft gerade von jenen "radikalen" Marxisten überschätzt worden. Sie lebten sich gar zu stark in die Vorstellung ein, daß der Kapitalismus aus sich heraus die notwendigen Vorbedingungen für eine zentralisierte und rationalisierte sozialistische Produktion schafft. Veranlassung zu dieser Vorstellung mögen wohl gerade die Ausführungen des Marxschen Kapitals über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation gegeben haben, Ausführungen, die das Ergebnis des von Marx entdeckten Bewegungsgesetzes der kapitalistischen Produktionsweise enthalten. Der kooperative Arbeitsprozeß, die bewußte technische Anwendung der Wissenschaft, die »ökonomisierung aller Produktionsmittel durch ihren Gebrauch als Produktionsmittel kombinierter gesellschaftlicher Arbeit«, sie erreichen nach Marx einen solchen Höhepunkt, daß die kapitalistische Produktion einfach nicht mehr fortbestehen kann, und daß die Produktivkräfte der zentralisierten und vergesellschafteten Arbeit die »kapitalistische Hülle« sprengen.

Nur mit starken Einschränkungen kann man wohl zugeben, daß sich die kapitalistische Produktion selbst auf das große Ziel der Rationalisierung und Vergesellschaftung der Produktion zu bewegt; denn in den großen Kulturländern offenbart die kapitalistische Güterherstellung so zahlreiche Züge unrationeller Willkür, daß man sie erst einer bewußten tiefgreifenden Umgestaltung unterziehen muß, wenn sie sozialistischen Anforderungen genügen

soll. Als deutsche Gewerkschaftsführer im Jahr 1925 die amerikanische Volkswirtschaft studierten, mußten sie an der Hand der Untersuchungen der amtlichen Kommission zur Beseitigung der Verschwendung in der Industrie feststellen, daß die Wirtschaft der Vereinigten Staaten nicht nur vom Standpunkt der Gemeinwirtschaft aus ungeheuerlich verschwenderisch arbeitet, sondern daß sie auch vom privatkapitalistischen Standpunkt aus unrationell produziert, und daß sie »weit vom Optimum des ökonomischen Kräfteausgleiches entfernt« ist. Diese Kommission wies den Unternehmern nach, daß in ihrer Untüchtigkeit die Hauptursache der Verschwendung in der amerikanischen Industrie liege: »Die schonungslose Zensur lautete, nach dem Gesichtspunkt, daß der mustergültige Betrieb gleich 0, der theoretisch schlechteste mit 100 angenommen wurde, dahin, daß in der Bekleidungsindustrie auch die beste Anlage noch 27 Verlustpunkte aufweise, in der Bauindustrie 30, in der Druckereiindustrie 31, in der Schuhindustrie 13, in der Metallindustrie 6 und in der Textilindustrie 28 Punkte. Die durchschnittliche Minderwertigkeit der Betriebe wurde in der Bekleidungsindustrie mit 64 Punkten als die höchste registriert, in der Metallindustrie war die durchschnittliche Minderwertigkeitsziffer mit 27 Punkten die geringste.«<sup>1</sup> Amerikas Wirtschaft wird nun als technisch und ökonomisch vollendet so oft gefeiert. Was würde eine Untersuchung über die unwirtschaftliche Arbeit unserer Industrie erst zutage fördern? Angesichts der schweren Verpflichtungen, die der Youngplan auf unsere Schultern geladen hat, wäre diese Untersuchung wohl dringend notwendig. Für die Kritik der Vorstellung, daß der demokratische Sozialismus in der vorhandenen kapitalistischen Wirtschaft eine gleichsam fertige Grundlage seiner Produktion findet, scheinen mir die hier vorgetragenen amerikanischen Zahlen immerhin von Bedeutung zu sein.

Der demokratische Sozialismus fußt heute nicht mehr auf der Vorstellung einer sich selbst überlassenen kapitalistischen Produktion, die sozusagen aus sich selbst die sozialistische Wirtschaft erzeugt. Wer heute Wege zum Sozialismus öffnen will, der muß die politische Demokratie, die Wirtschaftsdemokratie und die gesellschaftliche Demokratie in den Bereich seiner Betrachtungen ziehen. Das tut Karl Renner in seiner neuen Schrift, die daher eine für Unterrichtszwecke außerordentlich geeignete theoretische Arbeit ist, die den lernenden Proletarier tief in die großen Grundfragen seiner ökonomisch, politisch und sozial kämpfenden Klasse einführt<sup>2</sup>. Renner hatte schon in einer frühern Studie die Frage untersucht, ob aus den inneren Entwicklungsgesetzen des Kapitalismus ein automatisches Umschlagen des Kapitalismus in den Sozialismus zu erwarten sei<sup>3</sup>. Der deutsche Revisionismus hatte dieses Umschlagen entschieden bestritten. Er setzte sich daher kritisch mit denjenigen theoretischen Sätzen des Erfurter Programms auseinander, die den Kapitalismus an dem sich katastrophal zuspitzenden Gegensatz zwischen den Produktionsverhältnissen und den Produktivkräften automatisch zugrunde gehen ließen. Renner kam in seiner oben erwähnten Studie zu dem Resultat, daß die Automatik des kapitalistischen Kooperationsprozesses nur »passive, leidende Vergesellschaftung« erzeuge und nicht die Tatsache des Mehrwerts und der Massenausbeutung berühre. Er stellte daher die These auf: »Aus

1) Siehe die vom *Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund* herausgegebene Sammelschrift *Amerikareise deutscher Gewerkschaftsführer*, 2. Auflage /Berlin 1926/ Seite 72 und folgende.

2) Siehe *Renner Wege zur Verwirklichung des Sozialismus* /Berlin 1929/.

3) Siehe *Renner Die Wirtschaft als Gesamtprozeß und die Sozialisierung* /Berlin 1925/.

innerer Gesetzmäßigkeit schlägt der Kapitalismus nicht in den Sozialismus um.« Auch der eigentliche theoretische Schöpfer des Erfurter Programms, Karl Kautsky, sieht heute in den bewußten politischen und ökonomischen Aktionen des Proletariats wirkliche treibende Kräfte der sozialistischen Umgestaltung, er verknüpft das Ende des Kapitalismus nicht mit der Tatsache der Fortentwicklung des Kapitalismus, bis er zu einer Fessel der Produktionsweise wird<sup>4</sup>. Er glaubt an den Sieg des Proletariats, schon ehe die Grenze der Entwicklung der Produktivkräfte erreicht sein wird. Er konstatiert auch in seinen Erläuterungen zum Grundsätzlichen Teil des Heidelberger Programms, daß mit der Revolution, mit der Überwindung der Militärmonarchie eine ganz neue Situation, ein ganz neuer Boden politischer und ökonomischer Betätigung und ganz neue Machtverhältnisse geschaffen wurden. Das ist durchaus richtig. Aber das ändert auch nichts an der Tatsache, daß wir schon *vor* dem Weltkrieg aus dem Stadium des sich selbst überlassenen Kapitalismus herausgetreten waren, aus dem Marx sein Entwicklungsgesetz der kapitalistischen Produktionsweise abgeleitet hatte.

Die Phase, die dem sich selbst überlassenen Kapitalismus folgte, hat Renner mit der treffenden Bezeichnung des durchstaatlichten Kapitalismus charakterisiert. Die Durchstaatlichung der Wirtschaft begann bereits kräftig mit dem Beginn der Bismarckschen Wirtschafts- und Sozialpolitik. Die staatliche Zollpolitik inaugurierte einen "stürmischen Fortschritt" der kapitalistischen Entwicklung. »Das agrarische Genossenschaftswesen wurde zum großen Teil mit Hilfe des Staates, zum Teil direkt mit Staatsgeldern aufgebaut, und die Kartelle der Hochschutzzollepoche, die durch die Ausnützung der staatsgesetzlich geschaffenen Zölle mächtig wurden, sind sicherlich eine Art "Produktivassoziationen mit Staatshilfe". Das ausgebreitete Subventionswesen, das Liebesgabensystem waren einige Formen, in denen der Staat durch seine Eingriffe "Wirtschaft förderte", das preußische Eisenbahnsystem eine der Formen, in denen der Staat "Wirtschaft trieb". Die Politik als Mittel der Wirtschaft war also keineswegs mehr eine ausschließliche Erfindung des sozialistischen Proletariats, sie schuf eine Art Staatskapitalismus (Staatsbetriebe) und Kapitalismus von Staats Gnaden (Rüstungsindustrie usw.), der den Liberalen vergangener Zeiten unvorstellbar gewesen wäre. Noch mehr: Der politische Ansturm der Arbeiterklasse zwang die Herrschenden in allen Ländern halb wider Willen Staatsgesetze und Staatsverwaltung auch in den Dienst der wirtschaftlichen Interessen des Proletariats zu stellen, um dessen Seele vor der Propaganda des Sozialismus zu retten.« Renner erinnert an die Bismarcksche Sozialversicherung, die ihre Entstehung im Grunde genommen der wachsenden sozialen Macht der deutschen Sozialdemokratie verdankt. Der "eiserne Kanzler" hat ja selbst am 26. November 1884 geäußert, daß die mäßigen Fortschritte, die wir in der Sozialreform bisher gemacht hätten, nicht existierten, wenn es keine Sozialdemokraten gäbe, und wenn sich nicht eine Menge Leute vor ihnen fürchtete. Nach den Motiven der ersten Unfallversicherungsvorlage wurde schon bei der Beratung des Sozialistengesetzes die »Notwendigkeit« anerkannt die »bedenklichen Erscheinungen«, die den Erlaß dieses Gesetzes erforderten, auch durch positive, auf die Verbesserung der Lage der Arbeiter hiazielende Maßnahmen zu bekämpfen. Die Motive sprachen von der Einführung eines »sozialistischen Elements« in die

4) Siehe *Kautsky* Die materialistische Geschichtsauffassung /Berlin 1928/.



Gesetzgebung. Man darf angesichts dieser Tatsache nicht verkennen, daß die Sozialdemokratie selbst schon während des Sozialistengesetzes die politischen und sozialen Machtverhältnisse Deutschlands beeinflusste. Karl Renner macht in seinem neuen Buch die feine Bemerkung: »Die Macht einer Klasse über den Staat drückt sich entweder direkt aus in der Form der Mitregierung der Klasse als politische Partei oder indirekt in Form der Erfüllung ihrer Forderung, um die Entstehung einer Klassenpartei zu hindern. Zum Unterschied von England vollzieht sich in Deutschland der Machteinfluß der Arbeiterklasse in der Art, daß man ihre politische Partei (die Sozialdemokratie) mit Ausnahmegesetzen verfolgt, ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse dagegen in einem bestimmten Grade fördert (Bismarcksche soziale Gesetzgebung).« Der Kapitalismus änderte also schon unter dem Druck der wachsenden Machtverhältnisse der sozialdemokratischen Arbeiter seine Gestalt. In der Tat und Wahrheit hatten wir bereits vor dem Novemberumsturz nicht mit einem verelendeten, ohnmächtigen, sondern mit einem wirtschaftlich, sozial und politisch aufsteigenden, machtvollen Proletariat zu rechnen.

Karl Renner hält sich fern von einem einseitigen »Politismus«, von einer Überschätzung des politischen Weges, der politischen Machtmittel der Arbeiterklasse, seine Überzeugung deckt sich mit der des Revisionismus, der immer hohen Wert auf die sich in den Gewerkschaften und Genossenschaften aussprechende wachsende ökonomische Macht der Arbeiterklasse legte. Die deutsche Arbeiterklasse hatte sich nach Renner vorwiegend zum Politismus bekannt und erst allmählich ökonomischen Ideen Raum gegeben. Man erinnere sich der absprechenden Urteile über die Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung, die in der deutschen Sozialdemokratie sehr lange im Schwang waren und erst unter dem Einfluß des Revisionismus ihre so nachhaltige Wirkungskraft einbüßten. Renner legt der Wirtschaftsbewegung der Arbeiterklasse eine außerordentliche Bedeutung für die reale Macht dieser Klasse bei, da ja die wirtschaftliche Organisationsarbeit vielfach die Voraussetzung für den erfolgreichen politischen Kampf der Arbeiter geschaffen habe: »Es unterliegt heute gar keinem Zweifel, daß mit Hilfe dieser Wirtschaftsbewegung die Arbeiterklasse der Welt in ihrer ganzen Breite in den letzten 2 Menschenaltern ihre materielle Lage und ihre soziale Achtung außerordentlich gehoben hat. Die gesellschaftliche Stellung des Arbeiters von heute ist im Vergleich zur Stellung zur Zeit Marxens und Lassalles völlig anders geworden, und diese Änderung ist zugleich ein allgemein menschlicher Kulturfortschritt von unermeßlicher Tragweite.«

Der Gewerkschaftskampf macht die Industrie sozialisierungsreifer, sozialisiert sie aber nicht unmittelbar. Als die Funktion des Gewerkschaftskampfs betrachtet Renner den Gesamtarbeiter herzustellen, das heißt die Arbeiterklasse als Produzenten und Lohnempfänger zu sozialisieren. Die Sozialisierung vollzieht sich in Teilfunktionen. Jede Funktion wird getrennt erfaßt. Die Vorstellung einer Totalsozialisierung auf einen Schlag ist, wie Renner ausführt, ein Ungedanke. Als Organe der wirtschaftlichen Demokratie haben die Betriebsräte genau abgesteckte Funktionen zu erfüllen. Sie reden in der Verwaltung mit, sie sind »Gemeinden mit eigenem Wirkungskreis«, nehmen an der Verwaltung des Unternehmens teil und werden zur Erfüllung von Aufgaben der staatlichen Gewerbeverwaltung und Gewerbeaufsicht, »wenn auch vielleicht in verschämter Weise«, herangezogen. Die Betriebsräte betrachtet

Renner als »Rekrutenschulen der Verwirklichung«. Ihr Ziel sei es »Wirtschaftsführer zu erziehen«; sie zu politischen Machtträgern zu machen, wie es die sogenannten Kommunisten versucht haben, sei ein »Anschlag auf ihre soziologische und entwicklungsgeschichtliche Wesenheit«; sie sind und bleiben »Organe der industriellen, nicht der politischen Demokratie«.

Um den Kapitalismus zu ersetzen, müssen Organe und Einrichtungen vorausgebildet werden. »Institutionelles Denken« hat das dogmatische Denken nach Renner zu ergänzen. In der Periode des Sozialismus ist »jeder praktische Einfall, der ein Stückchen Sozialismus mehr zur Wirklichkeit macht, viel wichtiger als die gelehrtesten Abhandlungen«. Die Genossenschaften gestalten innerhalb der kapitalistischen Autokratie die Wirtschaftsdemokratie, werden zu einem Stück Sozialismus in der Gegenwart.

Ein Riesengebiet schöpferischer Tätigkeit weist Renner der »gesellschaftlichen Demokratie« zu. Außerstaatliche, außerökonomische Vereinigungen zur Erfüllung neuer großer sozialer und kultureller Zwecke blühen auf. In diesen Vereinigungen werden oft soziale Aufgaben im Kleinen gelöst, die dann mit staatlicher Hilfe gesellschaftliche Verbesserungen von größter Tragweite herbeiführen können. Die Zerstörung der freien gesellschaftlichen Demokratie würde der Menschheit ein großes soziales Experimentierfeld rauben, auf dem sich das schöpferische, das institutionelle Denken fast unbegrenzt betätigen kann. Der Staat ist ungelenkig, starr, und er kann im Großen nur das verwirklichen, was sich in der sozialen Arbeit der Vereinigungen bewährt hat. In diesen Ausführungen über die gesellschaftliche Demokratie liegen die freien sozialistischen Grundanschauungen, die sich gegen alle starre mechanische Reglementierung des Staats auflehnen. Sie gerade sind vortrefflich zur Propaganda des sozialistischen Gedankens in intellektuellen Kreisen geeignet, die sich den Sozialismus oft nur als bürokratische Zwangsanstalt denken können. Als Einrichtungen der gesellschaftlichen Demokratie würdigt Renner die Wirtschaftsvereine, die Wohlfahrtsvereine, die Vereine zum Schutz des Lebens, die Sport- und Wehrvereine, die Korporations- und Privatschulen, die Bildungsvereine, die Volkskunstbewegungen, die Arbeiterheime, die Geselligkeitsvereine, die Lebensgemeinschaften, die Ethischen Gesellschaften, die Freidenkerorganisationen usw. Der Sozialismus verwirklicht sich oft im Anschluß an die Schöpfungen der gesellschaftlichen Demokratie auf vielen, sehr vielen Teilgebieten, er realisiert sich nicht mit einem Schlag.

Wir stehen inmitten einer großen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Schöpfungsepoche. In diesen Einrichtungen lebt die Seele der freien Selbstbestimmung, für die der reglementierende russische Bolschewismus so gar kein Verständnis zeigt. Sein Evangelium ist das staatliche Zwangsdekret. Diesem gegenüber zeigt Karl Renner in beweiskräftigen Ausführungen, daß sich die Sozialisierung nicht als Dekret vollziehen kann, sondern als »geteilte Arbeit, die sich an jede einzelne Kapitalfunktion getrennt anschließt und diese isoliert behandelt«. Das war stets die Lehre des deutschen Revisionismus, der daher auf allen, kleinen wie großen, Gebieten seine konstruktive Arbeit begann, unbekümmert um das Entsetzen des konservativen "Radikalismus", der, auf den Gesamtakt wartend, erst jeden Akt unterließ. Die Arbeiterklasse ist heute in ihre schöpferische Periode getreten, in der man den Sozialismus nicht zu verlangen sondern zu verwirklichen hat.



## JULIUS KALISKI · PALÄSTINA UND DER SOZIALISMUS



ALS Vertreter der Mandatarmacht Palästinas dankte am 6. September vor dem Völkerbundsrat der britische Außenminister Arthur Henderson den Mitgliedern des Völkerbundsrats für die von ihnen bekundete Teilnahme wegen der Geschehnisse, die im August das Leben Palästinas erschüttert hatten. Er sagte:

»Die ernstesten Zwischenfälle haben sich während meiner Abwesenheit von London ereignet, so daß ich nicht in direktem Kontakt mit den verantwortlichen Ministern gewesen bin. Ich habe indessen die nötigen Informationen eingezogen. Die Unruhen begannen in Jerusalem am 16. August, und der erste Verlust an Menschen geschah am folgenden Tag. Am 23. August forderte die Verwaltung Militärverstärkungen von außerhalb. In der Nacht vom 23. bis zum 24. August griffen die Unruhen auf die Orte außerhalb Jerusalems über. Meine letzte Information datiert vom 31. August. An diesem Tag betrug die Zahl der Opfer: getötet 83 Mohammedaner, 4 Christen, 109 Juden; verwundet und im Hospital 122 Mohammedaner, 10 Christen, 183 Juden. Es kann gesagt werden, daß die Unruhen im allgemeinen beendet sind, wenn auch noch nicht überall volle Ordnung herrscht. Der Belagerungszustand ist nicht erklärt, und die Schuldigen sollen vor die Zivilgerichte gestellt werden. Es ist zwar keine Militärgerichte mit der Behandlung der Angelegenheit betraut werden. Die Regierung wird ferner eine Parlamentarische Untersuchungskommission aus 4 Mitgliedern einsetzen lassen, nämlich 1 Richter und je 1 Vertreter der 3 großen Parteien.«

Die britische Regierung, schloß Henderson, habe nicht im Sinn das Mandat oder seine Natur neu zu prüfen. Sie halte an der frühern Politik fest, das heißt an der Grundlage der Balfourdeklaration von 1917, in der die Errichtung des Jüdischen Nationalheims in Palästina vorgezeichnet ist. Wenn der Bericht der Untersuchungskommission vorliege, werde die Regierung entscheiden, welche Maßnahmen zu treffen seien, um für die Zukunft die Wiederkehr ähnlicher Ereignisse unmöglich zu machen.

Die gewollte Nüchternheit dieser im Stil eines Polizeiberichts gegebenen Darstellung bestimmte anscheinend den Verhandlungsverlauf in der Sitzung des Völkerbundsrats, in der mit oft versicherter Sympathie für die Opfer der Unruhen sich das Selbstverbot verband über die Ursachen und Zusammenhänge der arabischen Erhebung gegen Leben und Arbeit der Juden Palästinas zu sprechen. Ein Schweigen, das im Hinblick auf die Einsetzung der englischen Untersuchungskommission schließlich als selbstverständlich galt. Mit der von Henderson geübten Berichterstattung wird die Methode eingehalten den überraschenden Charakter des Araberüberfalls zu betonen, der nur durch Polizei und Justiz strafgesetzlich zu ahnden sei. Mit der Festigkeit, die der britischen Politik auch sonst eigen ist, wird dann an die Darstellung der Beruhigungsaktion die Versicherung geknüpft, daß die englische Palästinapolitik von den Ereignissen unberührt und unverändert bleibe.

Zur Vervollständigung des Bildes, das der Kriegszug der Araber gegen die Juden als Nation in Palästina bietet, muß zunächst der Umstand erwähnt werden, daß seit den Vorgängen an der Klagemauer in Jerusalem während des jüdischen Versöhnungsfests im vergangenen Jahr von allen Kundigen, Juden und Nichtjuden, oft und rückhaltlos auf die zur Entladung drängende organisierte arabische Bewegung warnend hingewiesen worden ist. Die Brutalität des Vorkommnisses an der Klagemauer während des Gottesdienstes war durch das Eingreifen der britischen Polizei zugunsten arabischer Willkür aufs

schlimmste verschärft worden. Daß die britische Behörde die Klagemauer als ein mohammedanisches Heiligtum und Besitzstück anerkannte, dessen bauliche und Störungen des jüdischen Gottesdienstes fördernde Veränderung den Arabern vorbehalten blieb, während den Juden zugleich bei ihrem Gottesdienst die Aufstellung einer beweglichen Wand als Auflehnung gegen jenes Araberrecht zur Last gelegt wurde, zeigte den Geist, in dem England sein Mandat über Palästina weiterhin auszuüben gedachte. Diesem Geist entsprachen die Sperre der Einwanderung, sorgfältige Entwaffnung der Juden, die möglichste Reduktion der Einstellung von Juden in die Polizei- und Schutztruppe. Als natürliche Ergänzung dieses Vorgehens erfolgten eine verstärkte Bewaffnung der Araber und die Duldung eines unkontrollierten Zustroms von Arabern aus Stämmen jenseits der Grenzen Palästinas.

Respekt vor der britischen Politik sollte es verbieten sich einzureden, die britische Palästinaverwaltung sei ganz ahnungslos gewesen und würde nunmehr von der britischen Regierung, die sich durch ihre palästinaensischen Funktionäre bitter geläuscht fühle, gründlich zurechtgewiesen werden. Daß diese Funktionäre ohne Zustimmung oder gar gegen den Willen ihrer Regierung ihre Praxis versucht hätten, ist eine Annahme, die man nur als abenteuerlich naiv ansehen kann. Selbst das Zionistische Zentralbureau in London, das wohl auch nicht des Anflugs einer Voreingenommenheit gegen Großbritannien verdächtigt werden kann, sagt in einer von der Jüdischen Rundschau am 13. September veröffentlichten Übersicht über die Haltung der englischen Presse zu den Vorgängen in Palästina, nach einer Charakterisierung der Äußerungen der ausgesprochen antizionistischen Presse:

»Demgegenüber ist von unserm Standpunkt schon viel beachtlicher, daß diejenigen Blätter, die grundsätzlich eine positive Stellung zum Palästina Mandat und eine Weiterführung der zionistischen Politik vertreten, unvergleichlich mehr zurückhaltend sind und viel ausweichender und reservierter schreiben als die zionismusfeindlichen. Es ist uns eigentlich kein einziges großes Blatt, den Manchester Guardian eingerechnet, zu Augen gekommen, das so vorbehaltlos für die Politik der Balfourdeklaration geschrieben hätte, wie eines dieser Blätter dagegen... Das erste, wonach man ziemlich vergeblich Umschau halten wird, ist die Äußerung irgendwelcher tiefergehenden Sympathie mit unserm ganzen Werk als solchem oder einer wirklichen Anerkennung der ökonomischen und zivilisatorischen Leistung unserer Kolonisation, 12 Jahre nach der Balfourdeklaration und in einem Augenblick, wo unter britischer Administration wertvolle Siedlungspositionen, moderne Gartenstädte und landwirtschaftliche Kolonien zerstört werden, haben in der öffentlichen Meinung Englands unser konstruktives Werk und seine Ergebnisse so wenig Rückhalt, daß sie kaum irgendwo angemerkt werden. Man hat natürlich die offiziellen Sympathieen für die Pogromopfer, besonders die Ermordeten, aber man wird zugeben müssen, daß das ein relativ hoher Preis ist, den man als Jude für die Sympathie der englischen Zeitungen zahlen muß. Wichtiger aber ist selbstverständlich endlich noch das, was wir vorhin über die Stellung zu unserm Aufbauwerk als solchem gesagt haben. Noch immer wird die Nationale-Heimstätten-Politik hier im besten Falle als eine sentimentale Phrase behandelt, während über ihre positiven und aufbauenden Werte Stillschweigen herrscht. Diese ganze Situation ist um so erstaunlicher, als die Gegner der zionistischen Politik in der neu entfachten Diskussion es sich durchaus nicht nehmen lassen auch die ökonomischen und kolonisatorischen Fehlschläge der Juden gebührend hervorzuheben.«

Als nicht minder interessant wird in dem eben erwähnten Bericht des Zionistischen Zentralbureaus betont, daß in den Argumenten der englischen Presse zum Palästina problem das politische Interesse des Britischen Imperiums an seiner Position in Palästina »durch Abwesenheit hervorsteht«:

»Aus den verschiedensten Gründen geschieht durch die englische Presse eben nichts, um die öffentliche Meinung über den wahren Sachverhalt britischer Imperialinter-

essen in Palästina aufzuklären. Die Stimmung, die so geschaffen wird, ist die, daß hier England auf Kosten der britischen Steuerzahler (was andauernd wiederholt wird, obwohl es nicht wahr ist) die Rolle des Polizisten im Orient übernommen hat, um irgendwelcher sentimentaler Deklaration willen, ohne daß wirkliche und ernste Interessen britischer Imperialpolitik damit irgendetwas zu tun hätten.«

Man muß die in den Schlußsätzen bekundete Einsicht schon als einen beträchtlichen Fortschritt der politischen Urteilsfähigkeit in Fragen des Wollens und Wirkens Englands betrachten. Sonst pflegt man, bei Juden wie Nichtjuden, die Triebkräfte der Politik Englands in dem Verlangen nach Weltbeglückung und in der Übung der Gerechtigkeit zu sehen und jede Erklärung einer britischen Regierung als immun gegen jeden Zweifel und jede Kritik zu behandeln. So hat man denn auch schon an manchem Ort begriffen, daß mit der formalen Entfesselung Ägyptens von britischer Herrschaft die Bedeutung Palästinas als englischen Glacis für den Schutz des Wegs nach Indien erhöhte Bedeutung in London erlangt hat. Darüber hinaus stößt man jetzt in der deutschsprachigen Welt unter Sozialisten (die meist, aus langer Gewöhnung, bedingungslos anglophil empfinden) vereinzelt auf Verständnis für die Wege englischer Imperialpolitik. Ernst Reinhard, der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und Mitglied der Exekutive der Sozialistischen Internationale, führte in einem Artikel in der Chemnitzer Volksstimme vom 11. September 1929 aus:

»Die englische Politik hat in ihrem eigenen Interesse Arabien aus seiner Weltabgeschiedenheit aufgeschreckt. Vor dem Kriege lebte es sein eigenes Leben, kaum gestört durch den türkischen Steuereinzahler, abseits von aller Weltpolitik. Die deutsch-türkischen Eisenbahnpläne, welche die Hedschasbahn zu verbinden suchten mit der Anatolischen Bahn, und die damit ein Vorstoßen der deutschen Militärmacht bis an das Rote Meer und die Suezkanalzone ermöglicht hätten, ließen in England den Wunsch aufkommen diesem Vordringen einen Damm entgegenzusetzen, den man aus arabischen Leibern baute. England, das selbst zu wenig Kraft hatte, um die Hedschasbahn zu zerstören, gelang die Verwirklichung des Planes, als es die Araber in den Kreis seiner Interessen zog. Sie waren es, die in seinem Interesse die Aufgabe lösten die Hedschasbahn zu unterbrechen. Leicht war es nicht die arabischen Stämme einem einzigen Ziele zuzuwenden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebten sie in ihrer mittelalterlichen Wirtschaftsordnung weiter, kannten nur das Gesetz der Wüste und die ungebrochene Unabhängigkeit der einzelnen Stämme; aber es gelang dem genialsten englischen Agenten, Oberst Lawrence, ihnen ein Ziel zu setzen: Großarabien mit der Hauptstadt Damaskus! Mit unerhörter Bärdsamkeit, mit einer diabolischen Kunst der Menschenbehandlung wußte er sie für den uralten arabischen Traum zu begeistern Großarabien aufzurichten, das von der Südspitze Arabiens, von Aden und Hadramaut bis ans Mittelländische Meer reichen sollte, in das Syrien und Palästina einbezogen sein sollten. Von allem Anfang an aber war es englischer Wille, daß die Araber wohl für dieses Phantom ihr Blut vergießen, daß sie aber die Verwirklichung dieses Traumes nimmermehr erleben sollten. Der englische Imperialismus hatte von allem Anfang an im Sinne die Araber zu betrügen. Denn zu gleicher Zeit, da die Sendung Lawrences sich im Hedschas abwickelte, da er den Scheich von Mekka, Hussein, und seine Söhne für den Plan gewann, ritt ein anderer höchst begabter Agent Englands nach Er Riad, wo Ibn Saud erst kürzlich seine Vaterstadt zurückerobert hatte: Philby versprach Ibn Saud ebenso die Herrschaft über Großarabien, wie Lawrence sie Hussein zusicherte. Während man aber so den einen mit dem großarabischen Traum zum Mitmachen köderte, den andern wenigstens zum Stillsitzen bewog, traten die englischen und französischen Diplomaten zusammen und schlossen im Geheimvertrag Sykes-Picot ein Abkommen, das von Ölinteressen zum guten Teil diktiert war, und versprachen sich gegenseitig die Aufteilung Arabiens, jenes selben Arabiens, das man [England] eben als Ganzes den Arabern unter Hussein oder Ibn Saud versprochen hatte! Nicht genug an diesem geradezu phantastischen Betrug. In eben dieser Zeit erwog Churchill den gewaltigen Plan seines Middle Eastern Empire, seines riesigen Reiches des Mittlern Ostens, das Ägypten, Palästina, Syrien, einen

Teil von Anatolien, Arabien, den Sudan, wenn möglich auch Abessinien und Persien, sicher aber Mesopotamien umfassen sollte. Diese Churchillschen Pläne wurden in den letzten Kriegsjahren und der ersten Nachkriegszeit mit rücksichtsloser Energie verfolgt; ihnen dienten die englischen Vorstöße nach Persien und bis ins russische Ölgebiet; sie waren der Sowjetdiplomatie bekannt und lieferten ihr den willkommenen Anlaß Georgien zu erdrosseln, als es sich Rußland nicht fügen wollte; diesen Plänen diene aber auch der Balfourplan, der den Juden das Recht zur Kolonisation in Palästina unter englischem Schutz verlieh. Hatten die Araber die Aufgabe gehabt in englischem Dienste die gefährlich gewordene Bagdadbahn zu unterbrechen, so erhielten nun die jüdischen Kolonisten die Aufgabe gerade in dem Teil Arabiens, auf dessen Besitz es England wegen seiner Suezkanalpolitik vor allem ankam, mit ihren Kräften für die Zurückdrängung der Araber zu sorgen, deren großarabische Absichten man während des Krieges wohl brauchen konnte, nach dem Kriege aber zu fürchten hatte. Die jüdische Kolonisation erfolgte ausschließlich in englisch-imperialistischem Interesse und zum guten Teil gegen die Araber; die Zionistenkolonien sollten der Schutzwall gegen den Suezkanal hin sein. Dabei war es der englischen Politik wohl bekannt, daß sie die unzufriedenen und betrogenen Araber auf die jüdischen Kolonisten hetzen mußte; aber sie konnte aus diesem Gegensatz leben!«

Mit Recht zitiert Reinhard Lawrence, der sich in seinem Buch *Der Aufstand in der Wüste* selbst seiner Doppelrolle bezichtigt und in Heimwehstimmung unter den Arabern sich bedrückt fühlte, weil er »ihre höchsten Ideale ausgebeutet und zu einem bloßen Werkzeug in Englands Diensten gemacht« hatte.

Bei vielfacher Erkenntnis der Zusammenhänge kommt Genosse Reinhard jedoch zu falschen Schlüssen in dem Augenblick, da er aus dem Ziel und der Praxis Englands das Recht der Araber herleitet dem jüdischen Volk das Recht auf palästinensischen Boden zu nehmen. »Es gibt einen schon jahrealten Konflikt zwischen dem jüdischen Kapital, das den englischen Imperialismus unterstützt und ihn tragen hilft, und dem arabischen Volke«, schreibt Reinhard, er identifiziert so offenbar ohne innere Schwierigkeit jüdisches Kapital und jüdisches Volk, getreu einem Banalsozialismus, dem es dann auch nichts ausmacht das Arabertum in Palästina als das betrogene Volk, die Palästina erschließenden Juden aber als die von den Arabern mit gutem Recht zu beseitigenden Werkzeuge britischer Weltpolitik zu behandeln: »England hat in Arabien eine derartige Politik der Lüge, der Heuchelei, der Brutalität und des ständigen Vertragsbruches betrieben, daß die Empörung der Araber zehnmal gerechtfertigt ist; welches Volk hätte sich gefallen lassen, was man Arabien antat, ohne daß es einmal aufgefahren wäre und dreingeschlagen hätte! Nun haben die Schläge jüdische Bauern und Arbeiter getroffen; ihr Los ist ergreifend. Aber niemand, der das Spiel der englischen imperialistischen Diplomatie bis dahin mitgespielt hat, besitzt ein Recht an ihrem Grabe Rache zu rufen, am allerwenigsten besitzen es die zionistischen Führer, die ihre Organisation in den Dienst des englischen Imperialismus stellten, und die wissen mußten, daß die Leiber der jüdischen Kolonisten einen lebenden Wall gegen die von England betrogenen und schandbar hintergangenen Araber bilden sollten. Im englisch-imperialistischen Interesse sind die jüdischen Kolonisten gefallen; aber dem gleichen Interesse sind die arabischen Bauern und Hirten geopfert worden.«

Reinhard's Mitleid mit den jüdischen Arbeitern und Bauern unterstreicht nur seine Auffassung, daß die Juden in Palästina nichts zu suchen hätten, weil es den Arabern nicht gefällt. Wie richtig immer seine Auffassung über die Motive der Balfourdeklaration sein mag, die übrigens durch das Palästinamandat des Völkerbundsrats völkerrechtlich fundiert worden ist, so enthebt sie ihn doch nicht der Pflicht sich zu fragen, ob denn die jüdischen Arbeiter und Bauern nach Palästina gingen, um dort in den Dienst des britischen Imperialismus zu treten, oder ob sie nicht doch als Angehörige eines 16-Millionen-Volks unabhängig von den Zielen Großbritanniens ein Anrecht auf die Erschließung

ihres nationalen Bodens hatten und haben. Daß jüdisches Kapital das Kolonisationswerk der Juden in Palästina unterstützt, mag unserm Schweizer Parteigenossen Reinhard unverständlich sein, er wird sich deshalb doch einige Mühe geben müssen die nationalen Schaffenskräfte des jüdischen Volks in dem Kampf um die Wiedergewinnung ihres Landes verstehen zu lernen; denn Unkenntnis von Tatsachen, die man kennen lernen kann, ist gerade für den Sozialisten eine besonders schwere Sünde.

Wer und was verleiht den Arabern einen Anspruch auf Palästina? Etwa ihre Enttäuschung über britische Politik? In einem Gespräch mit einem gebildeten Araber, dem »Abkömmling einer der vornehmsten Familien des Landes, der als Direktor eines arabischen Knabengymnasiums in Palästina eine führende Stellung einnahm«, erwiderte Lola Landau, wie sie im Vorwärts vom 11. September 1929 in einem Reisebericht erzählt, auf die Frage des Arabers, was die Juden eigentlich in seinem Land wollten, mit der Gegenfrage: »Ja, ist es denn nicht auch ihr Land?« Worauf dann der Araber antwortete: »3 Jahrhunderte haben die Juden einmal in Palästina gelebt, wir aber wohnen 700 Jahre hier. Wer also ist mehr heimatberechtigt, sie oder wir?« Lola Landau erwiderte ihm: »Aber in diesen 3 Jahrhunderten wurde das Fundament einer geistigen Welt gebaut.« Daß sie diese geistige Welt als moralischen Faktor gegen den arabischen Anspruch hervorhob, geschah sicher sehr zu Recht. Aber wie konnte sie die falsche Zeitangabe des Arabers gelten lassen? Nicht 3 sondern über 13 Jahrhunderte lebten die Juden in ihrem Land, das später Palästina genannt wurde, doppelt so lange wie später die Araber. Und sie haben für ihren Boden nicht nur die schwersten Verteidigungskämpfe geführt sondern außerdem noch auf diesem Boden gearbeitet. Niemals sind im übrigen die Juden aus Palästina ganz verschwunden, so schwer sie geschlagen und dezimiert, und so viele auch aus ihrem Land in Gefangenschaft geführt wurden.

Vielleicht erinnern sich die Gegner der britischen Palästinapolitik wie unser Parteifreund Ernst Reinhard, daß mit dem Einzug der Araber in Palästina das Land in wirklichstem Sinn des Worts unter ihren Füßen verdorrte, und dies bis zu den Tagen der Rückkehr jüdischer Massen. Unter den Händen der jüdischen Bauern und Arbeiter erschloß sich der palästinensische Boden von neuem. Darf man sich der Tatsache verschließen, daß das Leben Palästinas durch Arbeit zu sichern von den Arabern einige Jahrhunderte hindurch unterlassen worden ist? Und daß ebenso gewiß die Wiederbelebung Palästinas das Werk der Juden war und bleibt? Gewiß, man braucht sich um alte historische Ansprüche nicht zu kümmern, und die Vergangenheit des Landes Palästina, ihre unlösliche Verknüpfung mit dem Schicksal des jüdischen Volkes, kann einem gleichgültig sein. Wir Sozialisten sind auch die letzten zu verlangen, daß man Rechte aus der bloßen Vergangenheit anerkennt. Aber unsere Sache ist es auf die Zukunft zu sehen. Und wenn die Vergangenheit uns einen Weg zur Gestaltung der Zukunft zeigt, dann, freilich nur dann, müssen wir auf sie hören. Die Tatsache, daß die Juden, die aus ihrer Gefühlsverbundenheit mit diesem Land es aufs neue zu kolonisieren versuchen, nun wirklich zu Erweckern und Trägern des Lebens auf palästinensischem Boden geworden sind, macht es dem Sozialisten als dem Vertreter der Schaffensidee zur Pflicht für die Fortsetzung dieser Neuerschließung einzutreten und sie, mindestens mit seiner moralischen Kraft, gegen die arabische Macht des bloßen Beharrens sichern zu helfen.

Mit viel Komplimenten an den jüdischen Geist und die jüdische Leistung auch gerade in Palästina verbinden andere Kreise, als deren offenerherziger Fürsprecher Hellmut von Gerlach genannt sein soll, den Rat an die Juden auf Palästina zu verzichten. Die britische Regierung habe, so führte Gerlach am 9. September in der von ihm geleiteten Welt am Montag aus, geirrt, als sie die Versprechungen Winston Churchills an die Araber und die Arthur Balfours an die Juden mit einander vereinen zu können glaubte. Und dann: »Trotz der künstlich gesteigerten jüdischen Einwanderung entfielen nach der letzten Zählung von den 816 000 Einwohnern des ganzen Landes nur 154 000 auf die Juden, aber 572 000 auf die Araber. Nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker haben also die Araber das Recht auf die Regierung Palästinas. Wer es ihnen verkürzt, vergewaltigt sie, wenn auch vielleicht aus den idealsten Motiven.«

Die sonst so oft bekundete Begeisterung Gerlachs für Minderheitenrechte scheint hier vergessen. Vielleicht aus der im Unterbewußtsein schlummern den richtigen Erkenntnis, daß es ein grober Unfug ist bei den hier angeführten Zahlen von Mehrheit und Minderheit zu sprechen, Begriffen, die überhaupt nur bei großen Zahlen als Realitäten gelten können. Wenn hier in einem Land Mehrheit und Minderheit zusammen noch nicht  $\frac{3}{4}$  Million ausmachen, so hat man nicht an die Gegenwartszahl der Bewohner zu denken sondern an das Vielfache, das sie betragen könnte, wenn das Land erst einmal richtig besiedelt werden würde. Das ist einfach eine produktionsethische Forderung. Sich der Erschließung des Bodens und seiner Produktivkräfte entgegenzustellen, nur damit die gegenwärtige, in keinem Verhältnis zu den Produktionsmöglichkeiten stehende kleine Schicht nicht in ihren Herrschaftsrechten gestört wird, sollte dem, der das Schaffenspostulat anerkennt, unmöglich sein. Erst wenn der palästinensische Boden wirklich die Bevölkerungszahl hat, die sich als das Optimum für die Produktionsmöglichkeiten auf ihm darstellt, kann man mit Recht von einer Mehrheit und einer Minderheit sprechen. Bis dahin bedeuten solche Berufungen auf das Selbstbestimmungsrecht nur eine Degradierung dieses Rechts, das in sein Gegenteil, in Selbstbestimmung ausschließende Willkür, verkehrt wird.

Und wie kann man es nur verantworten von einer »künstlich gesteigerten jüdischen Einwanderung« zu sprechen, wenn man wissen muß, daß die Einwanderung der Juden in Palästina durch England mit allen Mitteln unterbunden wurde. Leider muß der Vorwurf gegen den offiziellen Zionismus auch in dieser Stunde ausgesprochen werden, daß er sich der von der englischen Politik errichteten Sperre jüdischer Einwanderung gebeugt hat. Sicher nicht, um England zu gefallen. Aber unter dem suggestiven Einfluß englischen Wollens, der zu der grundverkehrten Theorie in der Leitung des Zionismus führte, daß das Wirtschaftsleben Palästinas den Zugang jüdischer Einwanderung nur in kärglicher Gemessenheit vertrage. Das Gegenteil war richtig und wird richtig sein. Palästina litt schlimm unter der zu geringen Einwanderung, weil zu wenig Juden dort waren; zu wenig war zu viel, ein Mehr hätte eine wesentlich stärkere Einwanderung getragen und immer weitere Einwanderungsnotwendigkeit erwiesen. Niemals ist eine Kolonisation anders schnell zu steigender Produktivität gelangt. Der britischen Politik liegt an der jüdischen Einwanderung nicht nur nichts, sie empfindet sie für ihre Politik am Suezkanal störend und erfindet für die Unterbindung des Zustroms jüdischen Volkes nach Palästina die angeblichen Gefahren überstürzter Zunahme palästinensischer Bevölkerung. Doch gelten diese Befürchtungen bei der britischen Regierung nicht gegenüber dem Zustrom von Arabern.



Als Ersatz für Palästina als Nationale Heimstätte wird den Juden von ihren besorgten Freunden die Versicherung geboten, daß sie »als Sauerteig ein unschätzbare Wert für die Welt« sind, daß die geschichtliche Aufgabe des Judentums die Synthese von Nationalgefühl und Internationalismus, daß Palästina für das Judentum zu klein, sein Hochziel ein wahrhaft demokratischer, die Welt einspannender Völkerbund sein soll. Das Judentum wird von dieser Hochachtung sicherlich Kenntnis nehmen. Aber viele Millionen der Juden glauben, daß die Erfüllung ihrer nationalen Aufgaben erst alles das ermöglichen wird, was man für sie in der Zukunft so schön erhofft.

Um Mißverständnisse auszuschließen: Die Forderung der Juden auf Palästina wird keineswegs auf Schaffung einer Nationalen Heimstätte im Sinn eines erweiterten Ghettos unter arabischer Toleranz erhoben. Dem 16-Millionen-Volk der Juden, von denen Millionen entrechtet und gepeinigt ihr Leben in den verschiedensten Ländern führen, am meisten entwürdigt übrigen in der arabischen Welt, kann durch die Gewährung der Nationalen Heimstätte in Palästina naturgemäß nicht die Zumutung auferlegt sein auf das Werden zu einer Mehrheit in Palästina zu verzichten. Dem Arabertum, dem die Juden bei dem Aufbau Palästinas nichts genommen haben, steht ein Gebiet so groß wie Europa zur Verfügung. Warum soll außerdem noch den Arabern auf dem Boden Palästinas, auf dem sie Jahrhunderte hindurch unschöpferisch blieben, das Recht zugestanden werden dem Teil des jüdischen Volkes, der nach seinem nationalen Boden strebt und die Kraft hat ihn wieder fruchtbar zu machen, den Weg dahin zu versperren? Kann vor allem der Sozialismus dieser von der britischen Imperialpolitik gewollten Unterbindung der zionistischen Neukolonisation seine Unterstützung leihen? Auf die Dauer wird der Sozialismus selbst daran Schaden nehmen müssen, wenn er sich seiner Sendung entziehen wollte einem Volk das Recht zuzugestehen, richtiger zu dem Recht zu verhelfen, durch Wiederaufbau Palästinas seine Pflicht der Konstituierung als Nation zu erfüllen. Der große Gedanke der internationalen Verbundenheit der Menschheit wird erst Tat werden, wenn jedes Volk seine besondere Art auf national gesichertem Boden innerhalb der größern Gemeinschaft entwickeln kann. Der Schmerz über die Massakers in Palästina, über die Vernichtung eben geschaffener Kolonisationsarbeit ist groß, er bedeutet eine Anklage für die englische Politik. Aber keine Macht wird die Juden an der Durchsetzung ihres Anspruchs auf Palästina hindern können, wenn nur die Juden in ihrem Willen zur Erschließung des Landes nicht erlahmen. Und wenn man, mit Recht, die Gefühle von Mohammedanern und Christen bei der Behandlung ihrer religiösen Heiligtümer respektiert und geschützt sehen will, so sollte man das gleiche Gefühl auch bei den Juden, deren Heiligtümer und Erinnerungsmale in diesem Land schließlich die ältesten sind, zu achten wissen.

Bei dem Verlangen der Juden nach einer friedlichen Zusammenarbeit mit allen Völkern, also auch und vornehmlich mit den Arabern, auf palästinensischer Erde, einem Verlangen, das aus den Bedingungen der Arbeit selbst folgt, und dessen Aufrichtigkeit nicht anzuzweifeln ist, sollte nicht übersehen werden, daß die Erweckung Palästinas als jüdisches Land auch verwirklicht worden wäre, wenn keine Balfourdeklaration und kein Völkerbundsmandat Palästina als Nationale Heimstätte der Juden anerkannt hätten. Das Recht des Selbstschutzes in dem auch den Arabern zugestandenen

Rahmen wird man auf die Dauer den Juden ebensowenig vorenthalten können wie das von allen Schranken befreite Recht der Einwanderung in Palästina. In dem von England entfachten Aufstand gegen die französische Mandatsmacht in Syrien haben die Aufständischen schließlich die Grenzen englischer Macht erkannt. Sehr wahrscheinlich werden auch die Araber sich des Ausmaßes der Möglichkeiten in Palästina bewußt werden. So wird die Besiedlung des Landes durch die Juden, seine Neugestaltung durch Arbeit, schlimmstenfalls verzögert, keinesfalls verhindert werden können.

## ERNST UNTERMANN · DAS AMERIKANISCHE RÄTSEL

**U**PTON Sinclair sagt in Mammonart, der revolutionäre Geist in der Literatur hinkt meist weit hinter der Revolution in der Wirtschaft und Politik her. Unsere amerikanischen Dichter und Romanschreiber hängen von Leuten ab, die nicht gern von Revolution hören, ausgenommen jene kleine Unannehmlichkeit mit dem König Georg III. Aber selbst das würde den Daughters of the American Revolution leid tun, wenn es noch einmal passierte; ihre Töchter könnten dann nicht mehr am Londoner Hof vorgestellt werden. Es ist daher profitabler diese Leute zu amüsieren als sie mit Kassandrarufen zu langweilen. Sie würden doch nicht hinhören. Wenigstens haben sie bisher nie auf Warnungen geachtet. Vielmehr leben sie noch immer im Geist Louis' XIV und seiner Nachfolger'n, der Pompadour, die ihnen mit dem Ausspruch: »Après nous le déluge!« das Beispiel gab. Mein Cowboyfreund nennt ihn Louie Cat-Horse, auf deutsch Katzenpferd, und sagt, diese Kombination denke nur ans Fressen. Ich sagte darauf, daß Louis XVI und Marie Antoinette die revolutionäre Flut erlebten, die eigentlich Louis XIV verdient hatte, und das war das Ende alles Essens für sie. Aber mein Cowboyfreund meinte, das hätte noch keinen Diktator eingeschüchtert, und keinesfalls kann ein Poet oder sonst irgendein Highbrow in den Vereinigten Staaten durch Beschwörung der Geister geköpfter oder sonst massakrierter Aristokraten Geld machen; denn unsere Kukluxer mögen einen ehrlichen Mann von den Industrial Workers of the World teeren und federn, aber kein Millionär in dieser Demokratie wird jemals von einem amerikanischen Mob so behandelt werden, wie die französischen Aristokraten einmal in Frankreich behandelt wurden. Darüber lachte ich mit vergnügtem Einverständnis und sagte stichelnd, daß amerikanische Mobs kopfüber nach Europa geeilt seien, um die Kaiser anderer Leute fortzujagen, aber die selben Mobs würden nie daran denken ihren eigenen Kaisern ein Haar zu krümmen, selbst wenn diese eine friedliche Versammlung von Streikenden durch bewaffnetes Militär auseinanderjagen ließen oder eine hilflose Frau niederschössen, die ihren Gatten gegen einbrechende Prohibitionsagenten verteidigte. Mein Cowboyfreund machte eine Grimasse und brummte: »Verflucht, weiß ich das nicht?« Er war nämlich mit der American Expeditionary Force nach Europa gegangen, und als er dann heimkehrte, brachen Prohibitionsagenten in sein Haus ein, schlugen seine Frau nieder und stahlen seinen selbstgemachten Branntwein. Also scheint mein Freund Upton Sinclair mit seiner Ansicht über den langsam hinkenden Geist der Revolution in unserer Literatur wohl recht zu haben. Und auch in der Politik. Aber was nützt es? Unsere Millionäre

fürchten sich nicht vor der Revolution. Sie bezahlen technischen Hexenmeistern große Saläre zur Anzettlung von Revolutionen in der Industrie. Die Hexenmeister wissen nicht, was sie in Gang setzen, und den Millionären ist es gleich, ob sie etwas anfangen, was sie nicht zu Ende führen können. Wozu sollen also die armen Poeten und Romanschreiber in der Literatur revoluzzern? Es ist weit sicherer abzuwarten, bis die Revolution passiert ist, damit man weiß, für wen man Hurra schreien kann, wenn alles in Ordnung ist. Aber es gibt freilich immer Narren, die es eben nicht lassen können Dinge zu unternehmen, die schließlich auf die Guillotine oder auf den Sandhaufen oder nach Sankt Helena führen.

Als mein Cowboyfreund eintrat, war ich gerade beim Lesen eines Buchs, das frisch von der Druckerei der Universität Oxford kam. Seit dem Krieg beschäftigt sich Oxford sehr intensiv mit sogenannter Psychologie, wahrscheinlich um auszurechnen, warum die Labour Party so viele Millionen Stimmen mehr als die Liberale Partei bekommt. Denn ich rede von Oxford in England, also muß doch die Psychologie pikfein sein. Mein Cowboyfreund, der sich bilden will, griff eifrig nach dem Buch. Er schlug die erste Seite auf und las gierig darauf los, aber ich sah sofort, daß er gleich im ersten Absatz stecken blieb, wie ein Karren im zähen Lehm. Er schlug das Buch zu und legte es hin, schüttelte den Kopf und meinte: »Es wird eine Menge hochstirniger Kram geschrieben, um herauszufinden, ob die Henne vor dem Ei kam, oder das Ei vor der Henne, aber ich will verdammt sein, wenn ich sehen kann, welchen Unterschied es macht, solange die Henne und das Ei frisch sind.« Ich hielt selbst auch nicht viel von der Oxforder Psychologie und sagte daher lächelnd, ich hätte neulich ein Buch gelesen, dessen Verfasser feststellen wollte, ob eine bestimmte Idee einer Revolution vor oder nach einer gewissen technischen Umwälzung in der sogenannten wirtschaftlichen Basis der Gesellschaft entstanden wäre. Mein Cowboyfreund schnorzte und meinte, derartige Forschungen hätten wohl viel mehr Kopfschmerzen und Polemiken produziert als brauchbare Wissenschaft, die ihr Brot und gar erst ihre Butter wert sei. Aber deshalb sei er nicht gekommen.

Wir nahmen also jeder einen kleinen Schluck aus seinem Revolver, den er aus seinem Lederfutteral zog. Das heißt, das Ding sah aus wie ein Revolver, war aber eine Schnapsflasche. Und dann stieß er plötzlich hervor: »Was zum Teufel meint Karl Marx mit seiner materialistischen Geschichtsauffassung?« Ich war verblüfft, ließ mir aber nichts merken und sagte leichthin: »O, das ist sehr einfach. Marx meinte, die Köpfe der Arbeiter und Bauern würden ungefähr ebenso schnell revolutioniert werden, wie die Kapitalisten den ganzen Reichtum des Landes an sich reißen, konzentrieren und zentralisieren. Die revolutionierten Köpfe würden dann die Expropriateure expropriieren. Und das müßte geschehen, weil politische Ideen tiefe Umwälzungen in der Wirtschaft reflektieren.«

Mein Cowboyfreund ließ das eine Weile einsinken, wir nahmen noch einen kleinen Schluck. Dann meinte er: »Mag sein, daß die Arbeiter und Bauern, die Karl Marx kannte, solche reflektierenden Köpfe hatten, aber ich will verdammt sein, wenn ich sehen kann, daß die Köpfe des amerikanischen Stimmviehs etwas anderes reflektieren als Ballspielen und dreckige Geschichten, obgleich die Wallstraße alles konzentriert und zentralisiert hat, von Windeln bis zu Särgen.« Daß so etwas von ihm kam, machte mir Spaß.

Ich sagte, er täte das Gefährlichste und Unprofitabelste, was ein Mann in dieser großen und glorreichen Republik tun könnte. Er finge an revolutionär zu denken, und vielleicht hätte Marx auch für dieses Land schließlich nicht so unrecht. »Kann sein«, erwiderte er, »und wenn ja, dann ist es die höchste Zeit, daß ich meinen Kopf für etwas anderes als zum Fressen, Saufen, Rauchen und Fluchen gebrauche, wenn es auch weh tut. Denn wenn ich zurückblicke und einsehe, wie viele verschiedene Sorten von verdammten Narren ich war, als ich in die American Expeditionary Force eintrat und nach Europa ging, dann weiß ich, daß ich eine große Masse von Denken nachzuholen habe. Ich hatte ja gar nicht nötig mitzugehen. Ich war verheiratet. Aber ich erlaubte den Dreiminutenrednern mich mit ihrem Klimbim über die Rettung der Welt für die Demokratie von meinen Füßen zu fegen, obgleich ich ganz gut wußte, daß es so etwas in meinem eigenen Land nicht gibt. Der wirkliche Grund, der mich trieb, war die Furcht feige genannt zu werden und mich vor meinen Söhnen schämen zu müssen.« Dazu nickte ich verständnisvoll und fügte hinzu: »Ja, wir beide erinnern uns noch an die Tage drüben in Colorado, als du Deputy United States Marshal warst und die Zeltkolonie jener streikenden böhmischen Bergarbeiter in Brand schießen halfst, wobei Frauen und Kinder umkamen.« Er spie heftig aus und nickte mit einer tief gerunzelten Stirn. »Darüber schäme ich mich noch mehr als über meine Fahrt nach Europa«, brummte er. »Ich habe nämlich verschiedene dieser Bohunken in den Ardennen wieder getroffen. Sie waren in die Böhmsche Legion, oder wie das Ding hieß, eingetreten. Und da lagen wir neben einander im Schützengraben für die Demokratie der Welt, nachdem wir uns im Land der Freien für die Minenbarone beinahe in Stücke zerschossen hatten. Ich sage dir, wir kamen uns verflucht billig vor. Und wäre es möglich gewesen, hol' mich der Teufel, wir hätten uns mit den Deutschen verabredet und ausgefunden, was der ganze Schweinekram eigentlich bedeutete. Aber wir steckten mitten im Mob und mußten mitmachen, und wir verfluchten uns selbst als dumme Narren. Kannst du es mir übel nehmen, wenn ich jetzt meinen Kopf gebrauchen will?«

Darauf tranken wir noch ein Schlückchen, und ich versicherte ihm, es mache mir außerordentliche Freude ihn so aufgeweckt zu finden. Nur bedauerte ich, daß er eine große Ausnahme wäre, weil die meisten amerikanischen Arbeiter, Bauern und Kriegsveteranen noch immer nichts gelernt zu haben schienen. Denn die soziale Entwicklung in den Vereinigten Staaten sei ganz paradox, weil zwischen der Entwicklung der Wirtschaft und der der arbeitenden Köpfe kein rechter Zusammenhang zu bestehen scheine. Gerade ich als Schüler Marxens und Dietzgens empfinde das als eine Herausforderung zur Lösung eines bedeutenden Problems. Er wiederholte »Marx und Dietzgen«, wobei er mit diesem Namen auf seiner angelsächsischen Zunge Schwierigkeiten hatte. »Dietzigen?« fragte er. »Von dem habe ich nie gehört. Ist das auch einer von euch?« Ich erklärte ihm, daß gerade Josef Dietzgen sein Leben lang über das Wesen der Kopfarbeit und ihren Zusammenhang mit allen Dingen nachgedacht habe, und daß Marx und Dietzgen zusammen für mich eine wissenschaftliche Grundlage geschaffen hätten, auf der die Lösung dieses paradoxen amerikanischen Kopfrätsels vielleicht möglicher wäre als mit der Oxforder Psychologie. Er warf einen Blick der äußersten Verachtung auf das Buch des Oxforder Professors. »Sind unsere Professoren auch so?«, fragte er. Ich beeilte mich ihm zu versichern, daß Leute wie William James,

John Dewey, Jacques Loeb und noch jüngere amerikanische Professoren uns weit näher ständen als die Psychologen von Oxford, und daß eben deshalb unsere Professoren ebenso interessiert an diesem paradoxen Kopfproblem sein müßten wie ich. Er überraschte mich nochmals. »Ich habe eben Upton Sinclairs Goose Step gelesen«, sagte er. »Kein Professor, der eine Familie zu ernähren hat, kann es wagen irgendein Problem der Revolution offen anzufassen. Vielleicht tun sie es im Stillen. Aber davon hat das amerikanische Volk nichts. Mein Junge schreibt mir von der Wisconsiner Universität, daß selbst dort, wo es schon mehr Sozialisten gibt als irgendwo in diesem Land, eine scharfe Zensur über revolutionäre Literatur und Versammlungen ausgeübt wird.« Ich versicherte ihm, das sei richtig, denn ich kenne die Dinge dort sehr genau. Er meinte, die Studenten müßten sich außerhalb des Lehrplans und der Universität informieren. Ich sagte, viele täten es, und der Milwaukee Leader hätte eine respektable Anzahl von Abonnenten unter den Studenten aller amerikanischen Universitäten. Aber man dürfte von diesen jungen Leuten nicht allzu viel erwarten. Die naschen von allem, und nur sehr wenige arbeiten sich zur geistigen Unabhängigkeit und zur dauernden Arbeit für den Sozialismus durch. Dafür sorgt schon die Not nach Beendigung der Universitätsstudien, dazu eine scharfe Überwachung durch die Privatspitzel der herrschenden Klasse. Kein als radikal bekannter oder verdächtiger Student bekommt Anstellung in den großen Industrien, es sei denn, er sei ein außerordentliches Genie in seinem Fach und durch starke gesellschaftliche Konnexionen gegen den Bann geschützt. Er selbst würde auch bald merken, daß ihm die lokalen Bankiers Kredit verweigern oder erschweren würden, wenn er sich aktiv zur Sozialistischen Partei bekennen würde. Sein Gesicht wurde eisern entschlossen: »Sollen's mal versuchen. Ich schulde keinem Menschen einen roten Cent. Auch gehöre ich zur American Legion. Und bin nicht der einzige Veteran hier, dem die Augen ausgegangen sind.« Ich erwiderte, die Legion hätte gerade den Zweck den Radikalismus zu ersticken, und die meisten Legionäre dienten diesem Zweck auch ohne Bedenken. »Weiß ich«, brummte er, »aber es wird auch mal anders werden. Wir Veteranen des Weltkriegs werden nicht so stumm verfaulen wie die Kerls von der Grand Army of the Republic nach dem Bürgerkrieg. Ich stimme nächstesmal für die Sozialistische Partei, und wenn ihr Kandidat ein Maultier ist.« Maultiere ständen öfter auf der Kandidatenliste der alten Parteien als auf unserer, lachte ich, was er grinsend bestätigte und durch die Mitteilung ergänzte, er wüßte, daß gewisse Kongreßleute jahrelang mit den Stimmen längst Begrabener erwählt worden seien. Aber was er von mir wissen wollte, sei, warum die Sozialistische Partei in diesem Land so geringe Fortschritte gemacht habe. Er wisse so gut wie nichts über unsere Partei, obschon ihm bekannt sei, daß ich einer ihrer Mitbegründer in diesem Land sei und 40 Jahre hier in der radikalen Arbeiterbewegung gedient hätte. Und welche Aussichten unsere Partei wohl jetzt habe besser voranzukommen. Das traf sich nun gerade gut mit der These, die ich eben unter der Lupe hatte, um für die Sozialistischen Monatshefte darüber zu schreiben. »So«, meinte er, »also die Leute drüben interessieren sich für so was, während hier alles schläft und sich von der Wallstraße das Dach über dem Kopf wegstehlen läßt. Aber nun schieß los.«

»Ja, die Sache ist schwer in wenige Worte zu fassen«, fing ich an. »Es ist viel über die Langsamkeit und Inkonsequenz der amerikanischen Arbeiter-

und Bauernpolitik geschrieben worden. Der langsame Fortschritt, ja der Rückgang unserer Partei ist nur ein Kapitelchen in dieser ganzen Geschichte. Und du kannst mir glauben, daß sich die Leute in der Wallstraße und in Washington ebenso sehr darüber wundern wie andere Leute. Ich habe keine wirklich logische Erklärung dafür bisher gesehen, doch kann ich von der Hand ungefähr ein Dutzend Gründe zitieren, die von verschiedenen Leuten angeführt werden. Keiner dieser Gründe für sich und auch alle zusammen nicht halten vor einer tiefgründigen psychologischen Analyse stich, wenigstens nicht für mich. Die einzige Erklärung, die nach meiner Ansicht den Nagel auf den Kopf trifft, wenn sie richtig ist, wurde während des Krieges von den Experten der amerikanischen Armee gegeben, die die zum Kriegsdienst eingezogenen Rekruten untersuchten. Diese Experten behaupteten auf Grund ihrer psychologischen Karten, daß ungefähr die Hälfte aller felddienstfähigen jungen Männer in den Vereinigten Staaten geistig minderwertig befunden wurden. Und wenn das wahr ist, trifft es jedenfalls auch auf die Mädchen und die älteren Generationen zu. Aber ich glaube es nicht recht. Die Experten haben offenbar schablonenhaften Daten eine oberflächliche Auslegung gegeben. Was die anderen Erklärungen betrifft, nun, hier hast du sie, und du kannst sie dir selbst gründlich überlegen: 1. die langsame Eroberung des Wilden Westens im 19. Jahrhundert, die die sozialen Rebellen als Pioniere des Kapitalismus in die Wildnis zerstreute; 2. der Kampf um den Besitz der Bundesregierung zwischen den Kapitalisten der Nordstaaten und den Sklavenhaltern des Südens, der durch den Bürgerkrieg der sechziger Jahre zugunsten der Kapitalisten entschieden wurde, der aber die Arbeiter und Bauern des Nordens und Südens für Generationen durch seine Nachwirkungen spaltete; 3. die demokratischen Traditionen der Amerikanischen Revolution gegen England, wie sie in der Unabhängigkeitserklärung und in den Bürgerrechten der Bundesverfassung ausgedrückt sind, und durch die der Klassencharakter des Kapitalismus hinter einer politischen Scheindemokratie verborgen wird, also die Illusion, daß politische Freiheit und Gleichheit ohne wirtschaftliche eine praktische Wirklichkeit haben; 4. der stetige Strom der Einwanderung, deren Majorität in der ersten Generation von dem amerikanischen Volk isoliert und eine politische Null bleibt; 5. die Schwierigkeit in den fremden Sprachen der nicht Englisch verstehenden Einwanderer sozialistische Agitation und Organisation durchzuführen; 6. die Beherrschung der großen und kleinen Presse, der Universitäten, der Volksschulen, der Kirchen und Bibliotheken durch die Kapitalisten und ihre beiden alten Parteien; 7. die ungeheure geographische Ausdehnung der Vereinigten Staaten, die mit weit verschiedenen wirtschaftlichen Entwicklungsstufen in den verschiedenen Landesteilen leicht zur Spaltung der Wähler führt; 8. der tiefeingewurzelte "Individualismus" des amerikanischen Lebens, der nicht nur die Reichen sondern auch die besserbezahlten Industriearbeiter und Bauern zu Snobs im Verkehr mit ihren schlechtergestellten Klassengenossen macht; 9. die Anwesenheit von Millionen farbiger Mitbürger, die in den Südstaaten das Gros der Arbeiter und Bauern bilden, aber politisch entrechtet und durch Rassenvorurteile von ihren weißen Klassengenossen getrennt sind; 10. das Mittelstandsniveau der am besten bezahlten Industriearbeiter und Bauern, wodurch sie wirtschaftlich und politisch den radikaleren und unorganisierten Elementen ihrer Klassen entfremdet bleiben; 11. das allgemeine Anwachsen der Mittelstände im Verhältnis zu den organisierten und un-

organisierten Industriearbeitern, wodurch mehr eine politische Tendenz zu oberflächlichen Reformen im Rahmen des Kapitalismus als eine revolutionäre Umwälzung gefördert wird; 12. die Fehler der Sozialisten, die ihre Prinzipien von dem europäischen Marxismus übernommen haben, aber durch die soziale Entwicklung in Amerika vor Probleme gestellt werden, die dieser Marxismus nicht voraussehen konnte, und die noch ungelöst sind.«

Mein Cowboyfreund hatte gespannt zugehört. Verschiedene Male wollte er mich unterbrechen, hielt aber an sich und ließ mich weiter reden. Ich sah, daß er tief nachdachte. Endlich fragte er: »Und was machst du aus alledem?« »Nun«, antwortete ich, »offenbar laufen alle diese Erklärungen auf das Bekenntnis hinaus, daß in den Köpfen des amerikanischen Volks kein politisches Klassenbewußtsein existiert, und daß diese auf alle Fälle den wirklichen Gang der wirtschaftlichen Entwicklung nicht richtig abspiegeln. Sie verstehen nicht, daß die wirtschaftlichen Klasseninteressen der Arbeiter und Bauern durch ihre eigenen politischen Klassenparteien wahrgenommen werden müssen, sondern erwarten von den Politikern der alten Parteien, die im Dienst des Kapitalismus stehen, die Wahrnehmung der Interessen aller Klassen im gleichen Maß: was natürlich ein Unsinn ist. Aber das erklärt immer noch nicht, warum sie für sozialistische Lehren so unempfänglich bleiben. Denn die Illusion der politischen Gleichheit ohne wirtschaftliche ist ja doch längst verfliegen, und wenn wir auch stolz auf unsere politische Gleichheit pochen, wir alle wissen doch ganz genau, daß wir wirtschaftlich mit den Reichen nicht zur selben Klasse gehören, und daß auch so etwas wie soziale Gleichheit in der Wirklichkeit gar nicht existiert, wenn auch europäische Beobachter sich oft durch unsere Gleichheitspose täuschen lassen.«

Er nickte und lachte kurz auf, als erinnerte er sich an etwas Amüsantes. »Weißt du noch, wie es während des Krieges auf einmal bei den Millionärsöhnen in der Armee zur Gewohnheit wurde zu uns armen Hundesöhnen zu sagen, von jetzt an müsse das Prinzip der Gleichheit in allen Dingen durchgeführt werden, und die Leute, die zusammen im Schützengraben gelegen hätten, müßten auch zukünftig alles mit einander teilen? Ja, wenn wir in diesem Land wirklich so gleich gewesen wären, wie wir uns immer dummerweise stellten, dann wäre doch ein solches Gerede ganz überflüssig gewesen. Es ist auch nichts daraus geworden. Im Gegenteil, noch während wir mit unseren Kriegsmedaillen und Uniformen herumliefen, zogen uns die Väter dieser Millionärsöhne schon wieder das Fell über die Ohren, und heute helfen diese Gleichheitsapostel schon wieder kräftig mit ihre Kameraden der Schützengräben auszubeuten. Die soll der Teufel holen.«

»Das Rätsel ist noch paradoxer, wenn wir uns in der amerikanischen Geschichte ein bißchen besser umsehen als unsere Schulhistorien uns gelehrt haben«, fuhr ich fort. »Denn die sogenannten demokratischen Traditionen der Amerikanischen Revolution scheinen heute viel mehr Leute zu täuschen als in den ersten Generationen unserer nationalen Unabhängigkeit. Unsere Arbeiter und Bauern haben nämlich nicht nur diese demokratischen Traditionen sondern auch eine ziemlich revolutionäre Geschichte von politischen Anläufen zur Verwirklichung dieser Traditionen im Kampf gegen die herrschende Klasse.« »So? Davon weiß ich ja gar nichts«, sagte er erstaunt. »Wie kommt denn das? Wo kann ich davon etwas erfahren? Gibt es Bücher darüber?« »Freilich«, erwiderte ich, »und sie sind nicht einmal alle von

Sozialisten geschrieben. Da ist zum Beispiel John Bach McMasters Geschichte des Volks der Vereinigten Staaten, die tiefe Einblicke in die früheren Klassenkämpfe der amerikanischen Arbeiter und Bauern gibt. Und der Professor Ely von der Wisconsiner Universität hat auch ein schönes Buch über die Arbeiterbewegung in diesem Land geschrieben. Auch meine Wenigkeit hat ein Büchlein: *The World's Revolutions*, geschrieben, in dem ein Kapitel über die Amerikanische Revolution zu finden ist. Das beste Buch über das Leben der Arbeiter in den Frühjahren der amerikanischen Unabhängigkeit hat aber mein Freund Jim Oneal geschrieben: *The Workers in American History*. Lies es einmal. Schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts hat ein Arbeiterbund der Oststaaten politische Ziele verfolgt, die später von den englischen Chartisten und noch später von Karl Marx aufgenommen wurden, und amerikanische Ökonomen wie Franklin und Wayland haben nach dem Muster der englischen Klassiker Adam Smith and David Ricardo Theorien aufgestellt, die Marx später in seinem Kapital gut verwerten konnte. Jene alten amerikanischen Arbeiter ließen sich durch die Gleichheitsillusion betrügen, sie hatten schon sozialistische Ideen lange vor dem Kommunistischen Manifest und huldigten durchaus nicht der heute gangbaren Phrase, daß der Sozialismus eine europäische Einfuhr sei.«

»Und die Bauern, sagst du, haben auch schon lange früher gegen den Kapitalismus gefochten?«, fragte mein Freund weiter. »Freilich«, bekräftigte ich, »sogar sofort nach der Unabhängigkeitserklärung und nach der Annahme der Bundesverfassung. Und Leute wie Vater George Washington haben darüber geschimpft wie die Rohrspatzen. Wenn du auch davon nichts in deinen Schulbüchern gelesen hast, so ist dir doch jedenfalls durch deinen Vater bekannt, daß die Bauern und Arbeiter zusammen in den achtziger und neunziger Jahren eine große Attacke auf die Wallstraße machten, in der sogenannten Populisten- und Arbeiterpartei, und daß diese Bewegung durch den angeblichen großen Volkstribunen William Jennings Bryan elend an die Kapitalisten verraten und verkauft wurde, allerdings mit Hilfe von Führern, die sich ihre Volksprinzipien gut bezahlen ließen. Und wenn auch die Augenblicksziele jener Arbeiter und Bauern uns heute kindlich erscheinen, über den Klassencharakter ihrer Parteien kann kein Zweifel bestehen. Und das Zusammengehen der Arbeiter und Bauern in jenen großen Präsidentschaftskampagnen ist eine amerikanische Sonderheit. Denn in Europa sind bis in die jüngsten Tage hinein selbst führende "Marxisten" der Ansicht gewesen, die Industriearbeiter müßten und könnten aus eigener Kraft, ohne die Bauern und andere Mittelstände, den Klassenkampf für den Sozialismus bis zu Ende führen. Hier aber sind die Arbeiter und Bauern noch kürzlich, in der Kampagne La Follettes von 1924, wieder zusammengegangen und haben gleich im ersten Anlauf ungefähr 5 Millionen Stimmen aufgebracht. Trotzdem existiert heute keine wirkliche Klassenbewegung der Arbeiter und Bauern als große und mächtige politische Massenerscheinung. Die Sozialistische Partei, die damals mit La Follette ging, ist heute schwächer und isolierter als je, die Bauernpartei ebenso, und die American Federation of Labor ignoriert beide. Nun werden der Weltkrieg, der Bolschewismus, der Ku Klux Klan und die Prohibition als neue Gründe zur Erklärung dieses Fiaskos herangezogen. Aber wird dadurch dieser chronische Mangel an Klassenbewußtsein und antikapitalistischer Solidarität besser erklärt als durch alle anderen Gründe?«



»Und die Kinos, die Autos, die Radios«, meinte mein Cowboyfreund, »die machen die Menschen auch nur weniger geneigt ihre Köpfe zu gebrauchen. Kein Mensch will mehr in eine politische oder wissenschaftliche Versammlung gehen, und was man in Kinos und durchs Radio lernt, ist alles Quatsch.«

»Na, wenn du weißt, daß es Quatsch ist, denkst du nicht, daß viele andere Menschen das auch empfinden?«, fragte ich. »Das erklärt doch auch nicht, warum Leute, die die Millionäre hassen, dennoch fortwährend für die Kandidaten der Wallstraße stimmen. Und wenn ich auch weiß, daß meine Stimme ebensoviel wert ist wie die Morgans und Rockefellers, darum brauche ich doch nicht meine Stimme an sie zu verschenken. Weil ich mich jenen Leuten gleich fühle, brauche ich mir doch nicht von ihnen verbieten zu lassen meine eigene Partei zu gründen, namentlich wenn jedermann schon lange weiß, daß beide alten Parteien von der Wallstraße finanziert werden. Und aus lauter Verehrung vor Washington, Jefferson, Jackson oder Lincoln, die noch dazu mehr sentimental als vernünftig ist, habe ich doch nicht nötig für Al Smith oder Herb Hoover zu stimmen. Auch das Umherfahren im Auto müßte doch meinen Horizont erweitern, meinen Verstand stimulieren, meinen Gedankenaustausch mit meinen Mitbürgern in allen Landesteilen erleichtern, statt mich einzuschläfern. Die Kinos und Radios sind freilich sehr mittelmäßigen Inhalts, aber wenn wir entschieden genug darauf bestehen, werden sie uns besseres Material liefern. Wir können den Produzenten leicht klar machen, daß wir nicht so viel von dem militärischen Trara haben wollen, daß uns die Faiselei der europäischen Könige, Diktatoren, Aristokraten und anderer tottender Stützen des morschen alten Regimes schnuppe ist, und daß es uns keinen Spaß macht unser Eintrittsgeld zu bezahlen und dann eine Menge von Bildern und Reden zur Verherrlichung der Flagge und der Dollarokratie zu bekommen. Wenn die Produzenten solchen Krams erst merken, daß sie dabei Geld verlieren, werden sie schon etwas Besseres liefern.«

»Nun, ich glaube auch, sie werden es tun«, gab er zu, »aber es wird noch eine Weile dauern. Erzähle mir jetzt lieber etwas von jenen Fehlern der Sozialisten, auf die du unter den angeführten Gründen für ihren langsamen Fortschritt in diesem Land angespielt hast.«

»Nachdem die ersten Arbeiter- und Bauernbewegungen in diesem Land die Flinte ins Korn geworfen hatten, fiel die Arbeit der sozialistischen Agitation für lange Zeit hauptsächlich auf die Schultern der eingewanderten Sozialisten. Nur wenige dieser Leute waren des Englischen mächtig und gründlich mit amerikanischen Verhältnissen vertraut. So versuchten sie die Dinge zu forcieren, um so mehr, als sie marxistischer sein wollten als Marx, was Leute wie Engels und Sorge oft anwiderte. Aber auch diese großen Köpfe erwarteten immer, daß der amerikanische Kapitalismus wegen seiner schnellen Fortschritte auch die stärkste und wirksamste Sozialistische Partei hervorbringen werde. Als daraus nichts wurde, als weder Argumente, noch die Logik der Tatsachen, noch Angriffe auf die Führer der American Federation Eindruck machten, versuchten die amerikanischen Sozialisten ihre eigenen Gewerkschaften zu gründen und die Federation offen zu bekämpfen. Später wollte nach dem Fehlschlagen dieser Versuche die Western Federation of Miners unter der Führung Bill Haywoods durch die sogenannte American Labor Union das selbe Ziel verfolgen. Und schließlich folgte der gleichfalls vergebliche Ansturm der Industrial Workers of the World auf die American

Federation. Alle diese Versuche spalteten ihre Begründer und unsere Partei weit mehr als die American Federation. Dennoch waren solche Fehler unvermeidlich. Ich glaube auch nicht, daß sie so schwer ins Gewicht fallen wie manche der anderen zitierten Gründe. Denn die Lage war immer so, daß wir Fehler machen mußten, ganz gleich, wie wir uns drehten. Und selbst wenn wir solche Fehler nicht gemacht hätten, wäre die Haltung der American Federation die selbe geblieben. Freilich war auch in unserer Sozialistischen Partei hier nicht alles in Ordnung. Wir hatten zu viele eigenbrötelnde Streber, denen ihre persönlichen Ziele näher lagen als das Parteiinteresse. Das ist eben ein Ausdruck des eingefleischten amerikanischen "Individualismus", der tief bis in unsere Partei hineingriff. In diesem gelobten Land der Demokratie lachen selbst viele der erwählten Kandidaten unserer Partei den Parteimitgliedern ins Gesicht, wenn die Parteidisziplin eine loyale Durchführung der Mehrheitsbeschlüsse verlangt. Ein Grund für diesen Mangel an Solidarität unter uns selbst ist die Tatsache, daß unsere Partei nie finanziell stark genug war unsere Spitzenkandidaten aus eigener Kraft durchzudrücken. Kein sozialistischer Kongreßmann ist bisher durch unsere Partei allein gewählt worden. Der erfolgreiche Kandidat mußte Geld aus seiner eigenen Tasche oder aus der Tasche bürgerlicher Privatfreunde zuschießen, und oft waren die Wähler außerhalb unserer Partei einem solchen Kandidaten mehr wert als die ganze Partei. Wurde er so gewählt, so war es natürlich, daß sich dieser Kongreßmann seinen Privatfreunden und Wählern außerhalb der Partei mehr verpflichtet fühlte als den Parteimitgliedern, denen er seine Aufstellung verdankte. Und kamen dann seine Privatinteressen mit den Parteiinteressen in Konflikt, so mochte es passieren, daß er seiner eigenen Partei frech ins Gesicht spie. Was ihn aber gelegentlich nicht hinderte einen Internationalen Sozialistenkongreß in Europa zu besuchen und den europäischen Genossen grobe Verletzung der sozialistischen Prinzipien vorzuwerfen.«

Mein Cowboyfreund grunzte verständnisvoll. »Das ist menschlich«, lachte er, »und es sieht einem Politiker ähnlich. Wir sind alle in manchen Dingen sehr verwandt. Und solange die Parteimitglieder und Wähler sich dergleichen gefallen lassen, wird es auch so bleiben. Man kann hier zu leicht mit Herrenmanieren durchkommen. Das ist in unserer freien Demokratie so, und das scheint sich nicht zu ändern. Ist es denn in Europa anders?«

»O ja, bedeutend«, behauptete ich, »obschon so etwas drüben auch zuweilen passiert. Aber dennoch sind die Parteimitglieder drüben besser informiert und solidarischer diszipliniert, und die Führer haben in der Regel ein stärkeres Pflichtgefühl und eine größere Parteitreue. Vielleicht erklärt sich das teilweise durch den lange nach dem Zerfall des Feudalismus fortgesetzten Kampf zwischen Feudalherren und Kapitalisten, der den Sozialisten zugute kam. Auch hat der europäische Militarismus den Sozialisten die zum Erfolg nötige Disziplin und Solidarität eingebläut. Hier bei uns hat es so etwas nie gegeben. Das ist es wohl oft, was die Leute meinen, wenn sie sagen, dies sei ein freies Land. Ein Bürgerkrieg wie der amerikanische hätte in Europa das Klassenbewußtsein und den revolutionären Geist der Arbeiter und Bauern gestärkt. Hier zerstob er die sozialen Rebellen und fügte neue Spaltungen zu den alten hinzu. Auch haben die amerikanischen Kapitalisten das Volk, abgesehen von der allgemeinen Ausbeutung durch den Profit, wenig belästigt. Die Steuern waren nie so schwer wie in Europa. Selbst wenn un-

sere Kapitalisten Krieg erklärten, hatten sie es nie nötig die ganze Nation zu mobilisieren, wie es in Europa schon lange der Fall war. Das machte es ihnen leicht den Radikalismus zu schwächen und abzulenken. Dazu kommt noch, daß die alten Parteien zwischen den Wahlen ihren Wählern keine Zutmungen stellen, während die Sozialisten den ihrigen fortwährend im Nacken sitzen müssen, um Geld für Redner, Zeitungen, Festlichkeiten aufzutreiben und unbezahlte Organisationsarbeit zu verlangen. Kapitalistische Zeitungen und Zeitschriften können durch Annoncen Geld machen. Aber die Sozialisten, die gegen die am besten bezahlenden, Reklame machenden Kapitalisten einen scharfen Kampf führen, können es nicht. Und mit Abonnenten allein läßt sich keine große Zeitung oder Zeitschrift aufrecht erhalten in diesem Land.«

»Denkst du wirklich, daß unsere durchschnittliche Lebenshaltung hier im Vergleich mit der europäischer Arbeiter und Bauern mittelstandsmäßig ist?«, wollte er wissen. »Verglichen in barem Geld, wohl«, erwiderte ich, »aber verglichen mit der Produktivität der amerikanischen Arbeit, nein. Ein Auto, ein Radio, oder auch ein Haus oder eine Farm bedeuten nicht ohne weiteres Wohlstand in Amerika. Sie bedeuten vielmehr in einer sehr großen Zahl von Fällen mehr Schulden als Wohlstand. Eine außerordentlich große Zahl von amerikanischen Arbeitern und Bauern kauft solche Dinge auf Abzahlung, und das amerikanische Kreditsystem ist in dieser Hinsicht viel weiter entwickelt als in Europa. Das Abzahlungsgeschäft in den Vereinigten Staaten läuft jährlich in die Milliarden, und die Verluste der Kapitalisten sind ungeheuer. Dennoch haben unsere großen Geschäftsleute gelernt, daß sie es sich nicht mehr gestatten können die Zahl der Unbeschäftigten und den Stand der Löhne so weit gehen zu lassen, daß dadurch die Grundlage ihres eigenen Geschäfts gefährdet wird. Sie dürfen dieses Kreditsystem nicht mehr fallen lassen, sonst klappt alles zusammen. Unsere Großbankiers und Großindustriellen und Großkaufleute halten also die Dinge durch eine stetige Ausdehnung des Abzahlungsgeschäfts im Fluß. Ich glaube auch nicht, daß eine weitere Ausdehnung einer wirklichen Mittelstandslage Hindernisse für den Sozialismus bereiten wird, weder in der Wirtschaft noch in der Politik. Wir haben ja längst die Theorie fallen lassen, daß die Menschen durch Verelendung zur Revolution getrieben werden müssen. Wir haben uns bemüht durch Organisation die Lebenshaltung der Arbeiter und Bauern immer höher zu heben. Wir wissen heute, daß bessere Löhne, kürzere Arbeitszeit, mehr Muße und Wohlstand nicht notwendigerweise die Menschen zufriedener, weniger intelligent und weniger geneigt zu größeren Forderungen machen. Ebensowenig hat eine höhere Lebenshaltung die Wirkung die Menschen mit dem individualistischen Wettbewerb auszusöhnen und gegen eine gerechte soziale Umwandlung gleichgültig zu machen. Hat doch selbst der alte Sam Gompers einmal gesagt, die American Federation of Labor würde im Feld bleiben, bis der Arbeiter erhält, was ihm zukommt: den vollen Ertrag seiner Arbeit minus Steuern. Mehr können wir auch nicht sagen. Das läßt für den Kapitalisten nur den Lohn für seine Geschäftsleitung, aber keine Profite übrig. Keine hohe Lebenshaltung kann die Klassenherrschaft retten. Schwere wirtschaftliche Depressionen mögen die Unzufriedenheit und Verzweiflung erhöhen, aber kaum die Intelligenz. Ich ziehe es vor den Fortschritt nach einer gerechtern Gesellschaftsform durch Aufbau zu fördern, nicht durch gewaltsame Störungen. Und die Mehrheit aller Sozialisten denkt ebenso.«

»Na, wo kommen wir dann mit unserm amerikanischen Rätsel hin?«, fragte mein Freund. »Hier sind wir also, mit der Wallstraße fest im Sattel, aber keiner Partei des Volkes, um uns zu schützen, die Klassenherrschaft zu bekämpfen und die Dinge nach unserer Richtung hinzusteuern. Die meisten Leute schimpfen über die Käuflichkeit der alten Parteien, stimmen aber doch für deren Kandidaten. Warum schließen sie sich nicht gegen den Kapitalismus zusammen? Warum raffen sie sich nicht zu einer großen Tat auf, um die Dinge zu ändern? Ist denn nicht alles reif dafür?« »Alles, bis auf die Köpfe des amerikanischen Volkes«, sagte ich. »Und schon kommt eine neue Generation heran, die von diesen Dingen noch weniger versteht als die jetzige. Abgesehen von den obersten Schichten der Arbeiter in der American Federation of Labor und den Railroad Brotherhoods, ebenso von den am besten gestellten Bauern, lebt die große Masse unserer Arbeiter und Bauern von der Hand in den Mund, schwer mit Schulden belastet, wirtschaftlich unsicher und hilflos. Dennoch hat die Majorität für Herb Hoover oder Al Smith gestimmt. Da ist also unser Rätsel noch immer ungelöst, während in Europa die Sozialistischen Parteien schon nahe an der Macht sind, jedenfalls überall einen immer größern Einfluß ausüben. Große soziale Fortschritte in den hochentwickelten Ländern Europas, Stagnierung in den Vereinigten Staaten von Amerika, Erwachen im Nahen und Fernen Osten.«

»Was wird also geschehen, nehmen wir mal an, daß die Sozialisten in England, Frankreich, Deutschland, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Österreich usw. regieren?«, fragte mein Cowboyfreund. »Werden wir dann immer noch in Amerika so festgefahren sein?« »Das glaube ich nicht«, versicherte ich. »Der amerikanische Kapitalist wird sich große Mühe geben den sozialistischen Regierungen Europas seinen Willen aufzuzwingen, namentlich durch die Kriegsschulden, die Reparationen, die Kredite und Kontrakte für Konzessionen. Aber er wird bald erfahren, daß die sozialistischen Regierungen besser zusammenhalten als die kapitalistischen. Die amerikanische Plutokratie wird sich einer neuen Macht gegenüber finden. Gegen diese Macht werden Armeen, Kriegsflotten, Luftgeschwader machtlos sein. Wenn das amerikanische Volk sieht, wie erfolgreich die europäischen Sozialisten in ihren eigenen Ländern den Kapitalisten Schach bieten, wird es auch den alten Parteien hier nicht länger gestatten das alte Spiel zu treiben. Eine Dritte Partei wird endlich entstehen. Sie mag der englischen Arbeiterpartei ähneln, oder sie mag mehr eine Wiederholung der alten amerikanischen Arbeiter- und Bauernparteien werden. Auf jeden Fall wird eine der beiden alten Parteien das Schicksal der englischen Liberalen erleiden. Wahrscheinlich wird es die Demokratische Partei sein, denn die Republikanische hat jetzt schon den soliden demokratischen Süden gesprengt. Die Republikanische Partei in den Südstaaten wird mehr und mehr eine weiße Partei. In der nächsten Präsidentschaftskampagne wird das noch deutlicher werden. Die Dritte Partei wird sicherlich in den nächsten 20 Jahren den 2. Platz erobern. Wie sie auch heißen mag, sie wird das Genossenschaftswesen in den Vordergrund rücken, sie wird die Trusts sozialisieren und dem Privatkapitalismus die Fehde ansagen. Alle am Aufbau interessierten amerikanischen Sozialisten werden dieser Partei angehören. Auch die American Federation of Labor und die fortschrittlichen Bauern werden sie unterstützen. Mag sein, daß die Revoluzzer an der ausgefaserten Peripherie des Radika-

lismus noch weiter wursteln werden, um außerhalb einer solchen Dritten Partei von einer bolschewistischen "Weltrevolution" zu faseln. Aber bis dahin wird man auch in Rußland auf eine konstruktive Politik gekommen sein, und man wird dort in der großen Hauptsache nicht anders verfahren als die europäischen Mehrheitssozialisten. Die Revoluzzer werden nirgends mehr Rückhalt finden. Das amerikanische Rätsel wird sich selbst lösen, und zwar im großen etwa so wie es die Sozialisten sich gedacht haben.«

»Wenn du recht hast, wird es vielleicht in der nächsten Präsidentschaftskampagne gar kein sozialistisches Nationalticket geben«, meinte mein Cowboyfreund. »Mag sein«, gab ich zu, »dann wird aber eine Dritte Partei im Feld sein. Sie wird eine Partei der Arbeiter, Bauern und anderer produktiver Gruppen sein. Sie wird den größten Teil des grundsätzlichen Sozialisierungsprogramms der Sozialisten aufnehmen. Sie wird die soziale Kooperation an die Stelle des Privatindividualismus setzen.« »Na, hoffentlich hast du recht«, sagte mein Freund herzlich. »Wenigstens haben wir eine wundervolle Unterredung gehabt. Ich werde meinem Sohn darüber schreiben und ihm raten deine Bücher zu lesen.« »Da kommst du zu spät«, lachte ich. »Die hat er schon von mir selbst.« »Du alter Schlaumeier«, rief mein Cowboyfreund. Darauf leerten wir den Revolver.

## ANNA SIEMSEN · EIN BERUFS-AUSBILDUNGSGESETZ



ANZ ungewöhnlich schweren Hemmungen unterliegt die Gesetzgebung des Reichs auf dem Gebiet der Erziehung und der engste damit verbundenen Jugendpflege. Die unklare Verteilung der politischen Macht, die mannigfachen Gegensätze der wechselnden Koalitionen verbundenen Parteien wirken sich auf keinem andern Gebiet so hemmend aus. Zwingt auf rein politischem und wirtschaftlichem Gebiet die Not des Tages zu irgendwelchen Notbehelfen, so erscheinen die Angelegenheiten der Jugend leicht als cura posterior, und die für unsere Zukunft wichtigsten Aufgaben werden bis zum Sanktimmerleinstag verschoben, so daß wir infolge dieser Unfruchtbarkeit der Reichspolitik auf dem Gebiet der ausschließlich den Ländern überlassenen Schulpolitik in eine immer größere Uneinheitlichkeit, Buntscheckigkeit und Planlosigkeit hineinschlittern. Die Länder sind indes in vielen und gerade den wichtigsten Fragen machtlos. Immer mehr drängt sich überall in Europa die Tatsache ins Bewußtsein, daß unser bisheriger Schulaufbau auf einem gesellschaftlich überholten Grundsatz beruht: dem der Erziehung zu allgemeinem Menschentum. Nach ihm bilden Gymnasium und Universität die Idealtypen und daher auch das Zentrum des Schulaufbaus, um das sich alles andere gruppiert, von diesen zentralen Typen Maßstab und Wertung nehmend. Der alte Humanismus aber wird den Aufgaben der Gegenwart nicht gerecht. Immer stärker tritt an seine Stelle ein neues Bildungsideal, das des *gesellschaftlichen* Menschen, der von der Stelle aus, die ihm seine Arbeit in der Gesellschaft anweist, bewußt und in Erkenntnis der gesellschaftlichen Zusammenhänge an ihrer Entwicklung mitarbeitet. Diesem Ideal zuzubilden ist der alte Humanismus, der aus dem aufsteigenden Individualismus des 18. Jahrhunderts seine Antriebe erhielt, unfähig. Ein neuer Schultypus, damit eine ganz neue Organisation des Schulwesens, wird notwendig.

Die ersten Ansätze zu dem, was unsere Zeit brauchte, sind in den Berufsschulen gegeben. Aber diese können bisher nicht zur rechten Entwicklung kommen. Es fehlen ihnen nicht nur hinreichende Finanzierung, Verbindung mit dem übrigen Schulwesen, die heute durch das einseitig auf die Höheren Schulen zugeschnittene Berechtigungswesen unterbunden wird, reichsgesetzliche Grundlage, es fehlt darüber hinaus auch die Grundlage, die ein ausreichender gesetzlicher Arbeitsschutz der Jugendlichen und eine allgemeine Regelung der Ausbildungsverhältnisse geben würden. Diese Verhältnisse befriedigen, das wissen wir, in keiner Weise. Was die Berufsberatungsämter, was die Arbeitsnachweise leisten, ist notwendig und begrüßenswert. Aber sie können weder günstige Arbeitsgelegenheiten noch befriedigende Lehrstellen schaffen. Die Eignungsprüfungen dienen viel zu oft der Aufgabe für bestimmte Großbetriebe einen "Elitenachwuchs" zu sichern statt der wichtiger dem jungen Menschen Aufschluß über seine Lebensmöglichkeiten zu geben. Über die Unzulänglichkeit mancher Lehrstellen, über die ganz schwere Lage der jugendlichen ungelernten Arbeiter, über die Verhältnisse in der Landwirtschaft ist hier nicht der Ort ausführlich zu reden. Genug, wenn wir feststellen, daß hier ungemein viel zu ändern und zu bessern wäre.

Nun fällt in den kommenden Jahren ein besonders großer Übelstand fort: der starke Andrang der Schulentlassenen nämlich in die Arbeits- und Lehrstellen. Die Folge des Kriegs: der starke Rückgang der Geburten, macht sich in den nächsten 4 Jahren so stark bemerklich, daß nur etwas über die Hälfte der sonst zur Entlassung kommenden Jugend in die wirtschaftliche Arbeit eintreten wird. Wir haben in diesen Jahren also sozusagen eine Atempause, um uns für die spätere Zeit vorzubereiten, um unserm spärlicher werdenden Nachwuchs dafür eine um so bessere Ausbildung mitzugeben. Das ist dringend nötig. Und Voraussetzung dafür ist, daß sowohl die Arbeits- und Ausbildungsverhältnisse der Jugendlichen wie die Schulverhältnisse reichsgesetzlich einheitlich geregelt werden. Eins hängt vom andern ab. Eine in ihrer Entwicklung nicht durch hinreichenden Arbeitsschutz gesicherte Jugend kann nicht gründlich ausgebildet werden. Ihre praktische Durchbildung muß durch gesetzliche Vorschriften und ausreichende Kontrolle sichergestellt sein, wenn die Schule ihre ergänzende Arbeit leisten soll; praktische Arbeit im Beruf, theoretische Ausbildung in der Schule müssen so auf einander abgestellt sein, daß sie sich in der Tat ergänzen und gegenseitig fördern. Nur dann kann man von der Berufsarbeit und der Berufsschule aus zu einem einheitlichen Aufbau unseres Bildungswesens kommen, wie er von der Zeit gefordert wird.

Daß nur auf diesem Weg eine wirklich durchgreifende Volksbildung möglich ist, erhellt schon bei einem Blick auf unsere Schülerzahlen. Nehmen wir das Jahr 1922, da in diesem die Verhältnisse noch nicht so stark wie in den folgenden Jahren durch den Geburtenausfall des Kriegs verschoben waren. Damals besuchten die Volksschulen rund 9 Millionen Kinder, sämtliche Mittel- und Höheren Schulen nur 1 Million. Das Verhältnis war also 9 : 1. Wenn man berücksichtigt, daß die unteren Klassen der Höheren Schulen durchweg die stärkstbesetzten sind, wird man annehmen können, daß noch nicht einmal die Hälfte dieser Zahl über die Jahre der Volksschulpflicht hinaus die Schule besucht. Demgegenüber verlassen in normalen Jahren alljährlich mehr als 6- bis 700 000 Kinder die Volksschule, um größtenteils in Arbeits- und Lehrstellen einzutreten. An diesen also, der ganz überwiegenden Masse unserer Jugend,

hängt das Schicksal der deutschen Wirtschaft, die sich nur durch qualifizierte Arbeit erhalten kann, hängt die gesellschaftliche Entwicklung, die nur durch verständige Verantwortung aller vor chaotischem Durcheinander auf der einen und bürokratischem Leerlaufen auf der andern Seite bewahrt bleibt.

Heute besteht in dieser ganz großen Masse ein Drängen nach höherer Ausbildung und besseren Stellen, durch das Höhere Schulen und Universitäten überfüllt werden, ein intellektuelles und halbintellektuelles Erwerbslosenheer gezüchtet wird. Das muß so bleiben, solange wir diesem Andrang durch die in sich ungesunde und verkehrte Übersteigerung unseres Berechtigungswesens begegnen, statt daß wir am rechten Ende anfangen: nämlich der Masse der werktätigen Jugend gesunde Arbeitsbedingungen, ausreichende Ausbildungs- und Schulungsgelegenheiten und den Tüchtigen Aufstiegs- und Weiterbildungsmöglichkeiten schaffen. Gesetze allein vermögen das natürlich nicht. Aber Gesetze müssen die Grundlage schaffen, ohne die nun einmal erfolgreiche Arbeit unmöglich ist. In Deutschland fehlen sie. Und das hat sich bereits aufs verhängnisvollste ausgewirkt.

Alle Schutzbestimmungen sind bisher in den verschiedensten Einzelgesetzen verstreut. Die Bestimmungen über die praktische und schulische Ausbildung sind uneinheitlich und ad hoc zu den verschiedensten Zeiten geschaffene Anhängsel an die Reichsgewerbeordnung. Ein Reichsgesetz, das die Verfassungsforderung der Schulpflicht bis zum 18. Lebensjahr verwirklicht, fehlt überhaupt. Der einzige große Schritt vorwärts, der mit dem Krieg überhaupt getan worden ist, die Demobilmachungsverordnung, durch die die Gemeinden ermächtigt werden schulentlassene Jugendliche in Berufsschulen einzuschulen, wurde zurückgetan, ohne daß ein Reichsgesetz an seine Stelle trat. Jetzt endlich regt es sich auf diesem Gebiet. Der Entwurf eines Arbeitsschutzgesetzes enthält auch eine umfassende Kodifizierung des Jugendlichenbildungsgesetzes wird jetzt nach langwierigen Verhandlungen im Reichswirtschaftsrat dem Reichstag vorgelegt. Nur das 3., ebenso notwendige Glied in dieser Reihe: ein Reichsberufsschulgesetz, läßt noch auf sich warten. Und nun tritt das Paradoxe unserer Lage deutlich darin hervor, daß wir einerseits die Notwendigkeit aller dieser Gesetze aufs lebhafteste empfinden, andererseits den vorliegenden Entwürfen gegenüber zum stärksten Widerstand gedrängt werden und endlich bei den noch nicht vorliegenden schwanken zwischen dem Wunsch eine Grundlage für aufbauende Erziehungsarbeit zu gewinnen und der Furcht vor dem, was ein Gesetzentwurf uns heute brächte.

Ein Reichsberufsschulgesetz, das haben analoge Verhandlungen und ihr Scheitern in Preußen bewiesen, ist nur mit dem Zentrum möglich. Das Zentrum wird keinem Gesetz zustimmen, das ihm nicht die konfessionelle Berufsschule bringt. Die konfessionelle Berufsschule ist aber, abgesehen von weltanschaulichen und grundsätzlichen Bedenken, technisch und finanziell unmöglich. In diesem bösen Zirkel läuft sich unsere Reichsschulpolitik zu Tod. Aber auch auf allen anderen Gebieten der Jugenderziehung begegnen wir den gleichen Gegensätzen. Jeder Vorstoß findet den Widerstand derer, die entweder überhaupt von keinem staatlichen Jugendschutz wissen oder bestehende Verhältnisse, statt sie zu reformieren, möglichst konservieren wollen, oder endlich solcher, denen die Erziehungspolitik ein Vorwand ist andere machtpolitische, in diesem Fall mittelständlerische, Ziele zu verfolgen. Die

Gegner jeder Schutzgesetzgebung haben uns in dem Entwurf des Arbeitsschutzgesetzes mit einer solchen Masse von Ausnahmebestimmungen überflutet, daß für die Jugendlichen beinahe das ganze Gesetz aus einer einzigen Ausnahme besteht. Neben diesen Einflüssen haben andere beim Entwurf des Berufsausbildungsgesetzes mitgewirkt und im Reichswirtschaftsrat fast jede wesentliche Änderung gehindert. Was dabei herausgekommen ist, verdient kaum noch den Namen eines Berufsausbildungsgesetzes.

Was hätten wir von einem solchen zu verlangen? Zunächst, daß es wirklich *jede* Berufsausbildung erfaßt, also möglichst keine Ausnahme macht. Sind wir der Meinung, daß diese Ausbildung gesellschaftliche Angelegenheit ist, da auf ihr die Fortexistenz der Gesellschaft beruht, daß daher das gesellschaftliche Zukunftsinteresse der möglichst vollkommenen Ausbildung vor dem wirtschaftlichen Augenblicksinteresse der möglichst ungehinderten Ausbeutung Jugendlicher steht, so läßt sich schlechterdings kein Beruf und kein Jugendlicher vom Gesetz ausnehmen. Der Entwurf aber nimmt aus: alle in der Landwirtschaft und in mit landwirtschaftlichen Betrieben verbundenen Haushaltungen beschäftigten Jugendlichen, alle bei den Eltern Beschäftigten, alle Beamtenanwärter und Apothekerpraktikanten, alle in Fürsorge- und Anstalterziehung Befindlichen sowie »die zu körperlicher Heilung oder Erstarbung oder aus religiösen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Gründen beschäftigt werden, wenn ihre Beschäftigung nicht in erster Linie dem Erwerb oder der Ausbildung zu einem Beruf dient« (§ 2). Außerdem kann die Reichsregierung alle Reichsbetriebe, die jeweilige Landesregierung die Landesbetriebe, Reichs- wie Länderregierungen können See- und Binnenschifffahrt, Flößerei und Hauswirtschaft ausnehmen (§§ 3 bis 5). Das sind sehr schwerwiegende, es sind nicht zu rechtfertigende Ausnahmen. Das Gesetz schrumpft dadurch im wesentlichen zu einem Gesetz über die Ausbildung in gewerblichen und kaufmännischen Betrieben zusammen, das heißt, der Bereich der Reichsgewerbeordnung ist durch dies Gesetz kaum erweitert worden. Das ist zu beklagen. Und es ist um so weniger zu verstehen, als die Ausbildungsvorschriften von einer nicht mehr zu überrtreffenden Dürftigkeit sind.

Was müßte uns ein Berufsausbildungsgesetz seinem Inhalt nach bringen? Soll es seinen Namen verdienen, das heißt über negative Schutzbestimmungen hinausgehen, so muß darin festgelegt werden (in Rahmenbestimmungen, die für die einzelnen Berufe von zuständiger Seite auszufüllen wären), a) welche Voraussetzung ein Arbeitgeber oder Lehrherr für Jugendliche und ein Betrieb, in dem sie arbeiten, zu erfüllen hat, damit diese Arbeit als Ausbildung gelten könne, b) welche Kontrollinstanzen darüber wachen und entscheiden, c) welche Verpflichtung der Arbeitgeber innerhalb der Arbeit gegen den Jugendlichen hat, d) welche Fürsorge außerhalb der Arbeitszeit seine Entwicklung sichert: also Sicherung von Urlaub, Schulbesuch, Körperausbildung und Gelegenheit zu freiwilliger Fortbildung.

Von alledem zeigt der Entwurf herzlich wenig. Er entzieht denjenigen das Recht Jugendliche zu beschäftigen, die nicht die bürgerlichen Ehrenrechte besitzen (§ 6), die ihre Pflicht gegen Jugendliche gröblich verletzen oder als sittlich ungeeignet erscheinen infolge »triftiger Tatsachen« (§ 7). Wegen körperlicher und geistiger Krankheit und Gebrechen kann außerdem das Recht der Ausbildung, nicht der Beschäftigung, entzogen werden (§ 8). Verpflichtet wird der Arbeitgeber »den Jugendlichen zur Arbeitsamkeit und



guten Sitten anzuhalten und dafür zu sorgen, daß er seine Gesundheit bewahrt«, er hat »den Jugendlichen bei seiner Arbeit zu überwachen und ihm nur solche Arbeiten zuzuweisen, die seinen Kräften angemessen sind, vor Mißhandlungen und gröblichen Beleidigungen der Arbeits- und Hausgenossen hat er ihn zu schützen« (§ 11); außerdem hat er, wenn der Jugendliche bei ihm wohnt, für gesunde Unterkunft und Kost zu sorgen (§ 11). Das alles ist vortrefflich, aber es betrifft die Ausbildung des Jugendlichen so gut wie gar nicht. Es sind reine Schutzbestimmungen und als solche noch kaum ausreichend. Wo von Ausbildung die Rede sein sollte, wo bestimmt werden müßte, daß die Betriebe so beschaffen sein müssen, daß eine Ausbildung möglich ist, daß die Arbeiten, die der Jugendliche zu leisten hat, diese Ausbildung sichern müssen, klafft eine Lücke. Aus einem äußerst einfachen Grund: Es wäre heute unmöglich solche Bestimmungen durchzuführen und zugleich Beschäftigung und Erwerb der Jugendlichen zu sichern. Mit anderen Worten: Wir können heute nur dann unseren Jugendlichen eine Ausbildung sichern, wenn wir bereit sind sie uns etwas kosten zu lassen. Berufliche Ausbildung ist bis dahin ein Vorrecht wirtschaftlich Begünstigter, und ein umfassendes Berufsausbildungsgesetz muß die Reichsfinanzen erheblich belasten.

Je deutlicher wir das herausstellen, desto mehr haben wir aber das Recht zu verlangen, daß mindestens das heute Mögliche geschieht. Möglich wäre es ein solches Gesetz ausnahmslos auf alle Jugendlichen zu erstrecken. Oder soll der jugendliche Landarbeiter nicht vor »gröblicher Mißhandlung« geschützt werden? Hat er kein Anrecht auf »gesunde und saubere Unterkunft«, auf Arbeiten, »die seinen Kräften angemessen sind«, auf einen unbescholtenen Arbeitgeber? Will man den Fürsorgezöglingen, den Jugendlichen in Bergbau, Schifffahrt und Hauswirtschaft diese Selbstverständlichkeiten nicht zubilligen oder nur bedingungsweise? Unzureichend ist das Gesetz auch nach einer andern Seite. Wir sehen, daß und warum es bei Regelung der praktischen Ausbildung durch die Arbeitsstelle versagen muß. Warum aber begnügt es sich mit der Feststellung, daß der Arbeitgeber den Jugendlichen zum Besuch der Berufsschule anhalten und ihm Zeit gewähren soll zu sonstiger Aus- und Fortbildung, zum Besuch des Gottesdienstes und zur Teilnahme an Veranstaltungen der Jugendpflege und Jugendbewegung (§ 12)? Das sind rein negative Festsetzungen, die Hindernisse beseitigen, aber nichts Positives, ach wie Notwendiges, schaffen. Eine sehr wichtige Ergänzung schlägt der Reichswirtschaftsrat vor. Er fügt den Satz ein: »Durch diesen Schulbesuch [der Pflichtberufsschule] darf dem Jugendlichen kein Lohnausfall entstehen.« Wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß mit diesem Satz die Berufsschule für Ungelernte, die heute schon den größern Teil der Jugendlichen umfaßt, steht und fällt. Der mit ihrem Besuch meist verbundene Lohnausfall, der ja nicht den Lehrling trifft, ist so schwer zu tragen, daß Schulversäumnis trotz den Polizeistrafen vorgezogen, oder aber die Schule als Unrecht und Strafe mit äußerstem Widerwillen angesehen wird. Es ist durchaus möglich die Betriebe zur Zahlung des Stundenlohns zu bewegen, wenn das generell geschieht, sei es durch Tarifvertrag, sei es durch gesetzliche Regelung. Warum aber wählt auch dieser wichtigste Satz die vorsichtige, unklare, negative Formulierung? Man fürchtet offenbar offen die Pflicht zum Zahlen dem Arbeitgeber zuzuschieben. Trotz dieser negativen Formulierung ist indes dieser Satz eine positive Leistung.

Demgegenüber fehlt in dem Gesetz alles Positive über die Einrichtungen, die zur Pflege und Ausbildung der Jugend außerhalb ihrer Arbeitsstelle zu schaffen sind. Gewiß, sie existieren zumeist noch nicht. Gewiß, wo nicht einzelne Gemeinden über ihre gesetzliche Verpflichtung hinaus etwas tun, wo nicht freie Organisationen einspringen, da lebt unsere arbeitende Jugend in einer Verlassenheit und Verwahrlosung, die zum Himmel schreit. Aber gerade darum. Ein Gesetz, das auf diesen Gebieten gar nichts bringt, hat nicht das Recht sich ein Berufsausbildungsgesetz zu nennen.

Die Bestimmungen der §§ 8 und 9 über Beschränkung und Sperrung bestimmter Berufe für Jugendliche sind vom Reichswirtschaftsrat gestrichen, die über Kontrolle von Betrieben, die übertrieben viele Jugendliche beschäftigen, sind eingeschränkt worden. So bleibt also der Inhalt dieses Gesetzes mehr als dürftig, vielmehr, er bliebe es, wenn nicht an 12 allgemeine Paragraphen, von denen  $\frac{1}{3}$  Ausnahmen und Einschränkungen enthält, sich nun rund 80 weitere schließen, die sich ausschließlich mit dem Lehrlingswesen, der Gesellen- und Meisterprüfung und den Befugnissen befassen, die die gesetzlichen Berufsvertretungen, das heißt die Handwerks-, Industrie- und Handelskammern als ausführende Organe durch dies Gesetz erhalten. Das Gesetz entpuppt sich also in seinem wesentlichsten Teil als ein Lehrlingsgesetz und noch präziser als ein Gesetz für Handwerkslehrlinge. So dürftig die allgemeinen Bestimmungen sind, so ausführlich und ins einzelne gehend sind die Bestimmungen über die Lehrlingsausbildung und das handwerkliche Prüfungswesen. Ein solches Lehrlingsgesetz ist nun zwar sehr wünschenswert, kann aber nicht Ersatz für ein Gesetz leisten, das wir brauchen: ein Gesetz nämlich, das in der Tat Fürsorge trägt und Vorbedingungen schafft für die Ausbildung unserer ganzen berufstätigen Jugend, und zwar mit dem Willen für diese allerwichtigste kulturelle Aufgabe auch Opfer zu bringen.

In England hat die Arbeiterregierung die Erhöhung des Schulalters auf 16 Jahre und die Schaffung einer gründlichen Vorbildung in den Schulen auf ihr Gegenwartsprogramm gestellt. Ich bin nicht der Meinung, daß der englische Weg der Erhöhung des Schulalters die Patentlösung ist. Aber allerdings scheint es mir, daß ein Land mit den hohen Erwerbslosenzahlen Deutschlands keinen Anlaß hat seine Jugend um jeden Preis möglichst frühzeitig in reine Erwerbsarbeit zu pressen, daß unsere Jugend mit 14 Jahren ausbildungs-, aber nicht erwerbsreif ist, und daß darum ein Gesetz über Berufsausbildung Wege zu suchen hat, wie das Versprechen der Verfassung wahr gemacht werden könne, das allen jungen Deutschen bis zum 18. Jahr das Recht auf Ausbildung ihrer Fähigkeiten gibt. Mir scheint, daß hier sogar eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Notwendigkeit liegt, die besonders wir Sozialisten gar nicht ernst genug erfassen können. Von der vollsten Entwicklung unserer arbeitenden Jugend, von ihrer technischen Ausbildung, von ihrer gesellschaftlichen Erkenntnis hängt doch die Zukunft des Sozialismus ab.

Hier wäre der Anlaß zu einer großen ineinandergreifenden Gesetzesarbeit gegeben, die Schutz der Jugend, ihre wirtschaftliche Ausbildung und ihre schulische Bildung sicherzustellen und die Mittel dafür zu finden hätte. Der vorliegende Entwurf ist kein Schritt auf diesem Weg. Er sichert einen Teil der Jugend gegen gröbste Vergewaltigung, ohne Positives zu leisten, und er stabilisiert Zustände, die heute nur noch teilweise Recht und Wert besitzen.



## BALTHASAR WEINGARTZ · DAS RINGEN UM DIE SEELE DER HERANWACHSENDEN GENERATION



**F**RÜHER oder später mußte der Kampf um den Sozialismus den Gedanken erzeugen, es genüge nicht die erwachsenen Arbeiter in den sozialistischen Kreislauf zu bannen, es sei auch notwendig den Kampf um die Seele der jungen Generation aufzunehmen. An der staatlichen Struktur mag es teilweise gelegen haben, wenn der Kampf um die Seele der Jugend in Deutschland erst sehr spät begann. Es waren aber auch andere Gründe dafür maßgebend gewesen, daß man an die Organisierung einer sozialistischen Arbeiterjugend erst 1904 dachte. Die autoritativen Parteikreise waren noch zu sehr von den allumfassenden erzieherischen Wirkungen des Klassenkampfes überzeugt, der »die moderne Gesellschaft in 2 feindliche Heerlager trennt«, wie es im Erfurter Programm hieß. In jener Geistesverfassung war wenig oder gar kein Platz für eine spezifische Jugendbewegung. Klingt es nicht wie Hohn zu hören, daß auf dem Dresdener Parteitag 1903, der Scheiterhaufen errichtete für alle diejenigen Genossen, die es wagten an der "alten bewährten Taktik" zu rütteln, ein Antrag auf Schaffung einer »wirksamen, den Kenntnissen und dem Fassungsvermögen der Arbeiterjugend angepaßten Jugendliteratur« mit der Begründung abgelehnt wurde, er bleibe »ein frommer Wunsch, solange wir nicht Genossen haben, die wirklich gute Jugendschriften für uns schreiben«? Mit Recht konnte Karl Korn vor 6 Jahren schreiben:

»Heute, nachdem mehr als anderthalb Jahrzehnte wirklicher Jugendbewegung hinter uns liegen, sehen wir klarer, warum jene Versuche scheitern mußten. Nicht deshalb verliefen sie immer wieder im Sand, weil die Druckereien fehlten oder die Parteischriftsteller, die solche Schriften hätten verfassen können. Noch immer, wenn die Partei eine Aufgabe als notwendig erkannt hatte, waren auch die Mittel, die persönlichen wie die sachlichen, da sie auszuführen. Nein, was in jenen Zeiten fehlte, war etwas viel Wesentlicheres als die Druckerpressen und die Schriftsteller, es war das "Publikum" selber, für das die Schriften bestimmt sein sollten, die proletarische Jugend: die proletarische Jugend nicht als Inbegriff der jugendlichen Familienangehörigen des privaten Arbeiterhaushalts, nicht als Kinder von Parteigenossen, sondern diese Jugend als Arbeiterjugend, als Faktor des Produktionsprozesses, als geschlossener Bestandteil der Arbeiterklasse.«<sup>1</sup>

Die Apologetik allerdings, die der amtliche Historiker der sozialistischen Jugendbewegung zur Beantwortung der Frage anwendet, warum in Deutschland die Bewegung erst so spät kam, ist reichlich überschwänglich. Da ist es nicht ohne Interesse daran zu erinnern, daß in Belgien, vor allem in Gent, Antwerpen, Brüssel, viel früher mit der Gründung sozialistischer Jugendorganisationen begonnen wurde als in Deutschland; sie folgte dort der Gründung der geeinten Arbeiterpartei 1885 auf dem Fuß. Das in Mannheim 1906 geschaffene Organ Die Junge Garde erkor den Titel der belgischen Jugendorganisation, der Jeune Garde Socialiste. Gleich in der Eröffnungsnummer des Blatts wird auf das belgische Vorbild hingewiesen. Und dann heißt es: »Wir werden Diskussionsabende veranstalten, in denen wir selbständig zu reden und zu denken lernen wollen, und für einen Verband der Jugend versteht es sich von selbst, daß wir Kameradschaft und Geselligkeit unter uns pflegen. Dabei werden wir versuchen ein verkanntes Geschöpf wieder zu Ehren zu bringen: das freie Arbeiterlied. Nicht den wohlgeschulten Vereinschor, der bei den Parteifesten gehört wird, sondern den undisziplinierten Massengesang, dessen revolutionierende Kraft unsere ausländischen Genossen besser als wir zu würdigen wissen.«

1) Siehe Korn Die Arbeiterjugendbewegung /Berlin 1923/ Seite 7 und folgende.

Ludwig Frank, der führende Kopf der Bewegung, kannte die ausländischen Massendemonstrationen, er hatte Gelegenheit den undisziplinierten Massengesang auf der Straße auf sich einwirken zu lassen. Das Gros der deutschen Sozialdemokratie war zu nüchtern, konnte sich an Apotheose und Straßendemonstrationen nicht gewöhnen, es bewahrte die Bewegung vor solchem "Firlefanz". Es bedurfte erst des Krieges und des Zusammenbruchs, damit man "fremdländische" Gebräuche dieser Art nachahmte. Die Wandlung des Zeitgeists verlangte nach neuen Werten. Vorbei ist die fatalistische Welt-auffassung der Alten, die alles "von selbst" kommen sahen:

»Nicht Welt und Umgebung durch Kritik zu vernichten ist erfolversprechende Tatsache, bei sich selber beginnen, in sich selbst alle bösen, gemeinschaftswidrigen Kräfte zerstören ist Sozialismus. Die "historische Notwendigkeit", der "wissenschaftliche Sozialismus" der Alten wird vergessen oder wird doch wenigstens in stärkster Weise verändert, und freudiges, ja sagendes Lebensgefühl drängt sich empör.«<sup>2</sup>

Das ist die Note, die in den Sozialistischen Monatsheften von Anfang an vorherrschte. Es dauerte allerdings lange, bis diese Erkenntnis sich durchsetzen konnte. Das rein Verstandesmäßige überragte alles andere. Gefühl und Glaube galten als Spielzeug der Kleinmütigen und Verzagten. In Köln wurden noch 1924 Mitglieder aus der Arbeiterjugend ausgeschlossen, weil sie an einem "bürgerlichen" Tanzkränzchen teilgenommen hatten. Als einen Verräter an der Arbeitersache betrachtete man jeden Jugendgenossen, der sich aktiv am Kölner Karneval beteiligte. Gewiß folgte die Jugend, die ja sonst immer frei von den Alten sein will, den Gedanken der Partei. Seitdem hat man den Unsinn dieser unmöglichen Abstinenz eingesehen. Die Kölner Sozialdemokratische Partei hat sich in den letzten 2 Jahren öffentlich am Karneval beteiligt. Freilich mag es dem geschäftlichen Zug der Zeit entspringen, wenn die Rheinische Zeitung jetzt die Anzeigen karnevalistischer Gesellschaften bringt und damit auch die Verpflichtung übernimmt sich mit dem "innern Kern" des Karnevals zu beschäftigen.

Es ist nun einmal so: Die sozialistische Jugendbewegung ist kaum der Periode des Suchens und Tastens entwachsen. In der vom sozialdemokratischen Parteitag in Weimar 1919 angenommenen Resolution heißt es:

»Das Ziel der Jugendbewegung ist die Erziehung der Jugend zur sozialistischen Weltanschauung und zu praktischer Betätigung.«

Über die Auswirkung praktischer Betätigung schreibt Laurenz Riedmiller, Parteisekretär der Sozialdemokratischen Partei für den Kreisverband Köln, im Geschäfts- und Kassenbericht für 1926:

»Eine ebenso interessante wie lehrreiche Statistik hat der Genosse Jakob Quadt an Hand unserer Kartothek aufgemacht. Eine Untersuchung über das Alter der Parteigenossen ergab das für den Kenner der Verhältnisse nicht mehr überraschende Resultat. Die Untersuchung erstreckte sich auf 4700 Genossen.«

Von den Parteigenossen waren nämlich nur 1,1 % 20 Jahre und darunter. Dann heißt es im Bericht:

»Aus diesen Zahlen ist zu ersehen, wie gering der Nachwuchs in die Partei ist. Die Jugendorganisation, die der Partei das Material liefern soll, erfüllt ihre Aufgabe bisher sehr ungenügend. Mit großen Opfern an Geld und Arbeit wird die Arbeiterjugend organisatorisch zusammengeführt, um die jungen Menschen zu bewußten Kämpfern unserer Idee heranzubilden. Gegen die Art der Arbeit in den Jugendverbänden kann nichts eingewendet werden. Es wird dort weniger Wert auf Parteipolitik gelegt als auf Allgemeinbildung und auf geselliges Zusammensein, und das ist gut so. Aber die Arbeiterjugend erfüllt ihre Aufgabe nicht oder nur unvollkommen, wenn die ihrer Zucht entwachsenen Jungen und Mädels nachher im Ozean des Indifferentismus versinken.«

2) Siehe Engelhardt Die deutsche Jugendbewegung als kulturhistorisches Phänomen /Berlin 1923/ Seite 111.

Befaßte sich die Arbeiterjugend ursprünglich nur mit der heranwachsenden Jugend vom 14. bis zum 18. Lebensjahr, so zieht die Bewegung der Kinderfreunde die Kinder vom 11. Jahr an in ihren Kreis. Durch die in den Zeltlagern organisierten Kinderrepubliken errang die durch die Kinderfreunde ins Leben gerufene Bewegung der Roten Falken eine Bedeutung, die weit über den nationalen Rahmen hinausgeht. Die deutsche Bewegung der Kinderfreunde wurde in Österreich geboren. Zeitlich fällt ihr Beginn mit dem der englischen Scoutsbewegung zusammen, die der aus dem Burenkrieg bekannte General Sir Robert Baden-Powell 1908 aus der Taufe hob. Dieser General wurde kürzlich wegen seiner Verdienste um die Scoutsbewegung zum Lord erhoben. Nun sagt Kurt Löwenstein:

»Der romantische Gedanke der "boy-scouts"-Bewegung, der zuerst in England Form annahm, fand auch in der Kinderfreundebewegung seinen Ausdruck. Nur mit dem Unterschiede, daß die Indianerromantik sich in eine gesteigerte soziale Aktivität und in Formen gegliederter Selbstverwaltung umsetzte.«<sup>3</sup>

Wüßte Löwenstein mehr von der Scoutsbewegung, so wäre er sicherlich nicht zu dieser Schlußfolgerung gekommen, denn gerade die »soziale Aktivität« im weitesten Sinn des Worts gibt auch der Scoutsbewegung den innern Rhythmus. Daß die Selbstverwaltung das Hauptleitmotiv der Scoutsbewegung ist, versteht sich im Land der Selbstverwaltung par excellence ganz von selbst. Die Roten Falken können da noch gar vieles von der Scoutsbewegung, die zu einer wuchtigen internationalen Jugendbewegung herangewachsen ist, lernen. Nach meiner genauen Kenntnis der Kinderrepublik von Namedy am Rhein muß ich feststellen, daß die Organisation der Roten Falken eine etwas rohe Nachahmung der Scoutsbewegung darstellt. Nach Löwenstein beginnt sich eine Differenzierung der Roten Falken vom 12. Jahr an durchzusetzen, die grundsätzlich mit dem 14. Jahr aufhört, wo die Arbeiterjugend ihr Recht verlangt. Das Scoutleben beginnt schon im 10. Jahr, die Kleinsten werden in Sektionen der Jungen eingeteilt und mit Tiernamen benannt. Beim Wolf fängt es an. Hat sich der Junge als willens- und tatkräftig hervorgetan, so tritt er in eine höhere Sektion, etwa der Bären oder Tiger, ein. Mit dem 17. Jahr geht der Scout zu den Rovers über, er wird Sektionsleiter oder Helfer.

Der oberste Grundsatz im Scoutleben heißt: Be prepared! Sei bereit zu einer guten Tat im Dienst deiner Mitmenschen. Im Leben des Scouts darf kein Tag vorübergehen, ohne daß er eine gute Tat vollbracht hat. Staatsbürgerpflichten und Nächstenliebe beseelen das Scoutleben. Der Unterschied zwischen Roten Falken und Scouts liegt also schon auf anderm Gebiet als da, wo Kurt Löwenstein ihn sucht: Während die Roten Falken eine sozialistische Gemeinschaft darstellen, ist die Scoutsbewegung politisch neutral. Sie will die Jugend zu selbständigen freien Menschen erziehen, die vom Gemeinschaftswillen erfüllt sind. Freilich gibt es auch andere Unterschiede. In der Kinderrepublik Namedy am Rhein pflegte man besonders das "soziale Wandern" und das "wissensbereichernde Wandern". Während eine Zeltgemeinschaft die geologische Beschaffenheit der Gegend unter Führung befähigter Führer untersuchte, in Zeichnungen festhielt und verfilmte, wandte sich eine andere der Flora und Fauna zu; wieder eine andere studierte die Volkssitten und Gebräuche, die in der Gegend zu Haus sind. Allem voran stand freilich der gesundheitliche Zweck: das Leben in guter Luft, völlige Entspannung vom

3) Siehe *Löwenstein* Die Kulturpolitik der Sozialdemokratischen Partei, im Jahrbuch der Erziehungswissenschaft und Jugendkunde, herausgegeben von Stern /Berlin 1927/ Seite 80 und folgende.

gedrückten Stadtleben; Luft-, Sonnen-, Wasserbäder. Und dann: »In Wort und Lied, Fest und Feier«, wie es in der katholischen Kölnischen Volkszeitung vom 20. Juli 1929 treffend hieß:

»In Anrede, Gruß und Ruf. In den gewaltig wirkenden Sprechchören und zündenden Kampfliedern, in den roten Fahnen, die voran flattern. All ihr Tun im Gruppenleben und Zeltlager, Spielen, Singen, Tanzen, Wandern: alles soll gefühls- und freudebetonte Verbindungen schaffen, Kämpfer der Zukunft.«

Es liegt, wie man sieht, auch im Spiel der Kinderrepublik Taktik. Da wäre doch ernsthaft die Frage zu erwägen, ob dem wild-fröhlichen Spiel in Zukunft kein größerer Raum gegeben werden soll. Kurt Löwenstein kann sich mit der »Indianerromantik« nicht befreunden. Und doch wäre zu erwägen, ob das wilde Indianerspiel dem zivilisierten Spielen nicht vorzuziehen ist. Löwenstein hat dem wilden Spiel bis jetzt nicht die Aufmerksamkeit gewidmet, die ihm zukommt. Doch liegen auch hier pädagogische Werte verborgen. So sagte Olga Essig auf der Frankfurter Berufsschultagung von 1921:

»Obenan stellen wir eine Erkenntnis und einen Glauben, geschöpft aus dem einzigen Dokument wirtschaftlicher Forscherarbeit, das uns die Arbeit der Naturvölker als »ursprüngliche Einheit geistig-körperlicher Betätigung des Menschen« aufgedeckt hat. Wir meinen Karl Büchers Arbeit und Rhythmus, gesammelte Dokumente aus jener Welt der fröhlichen Arbeit, in der Arbeit, Spiel und Kunst noch ungeschieden, in der die »Arbeit keine Last, kein schweres Lebensschicksal, keine Marktware, ihre Organisation kein Ergebnis kalter Kostenberechnung« war. Aus diesem ökonomischen "Kinderdasein" hat mehrtausendjährige Kultur den Menschen verbannt, und weit liegen in der heutigen Welt Arbeit, Spiel und Kunst, einstmals zur Einheit verschmolzen, auseinander.«

Auch im wild-fröhlichen Spiel der Scouts, die Anfang August zu einem Internationalen Jamboreetreffen ein Riesenzeltlager in Arrowe Park bei Birkenhead errichteten, wo etwa 50 000 Scouts aus 42 Ländern aller Weltteile zusammenströmten, nach Indianerart um die Lagerfeuer kauerten, liegt ein tiefer sozialer Sinn. Am 4. August fand im Zeltlager eine wuchtige Antikriegsdemonstration statt. Hier standen die Scouts Europas, Amerikas, Asiens, Afrikas, Australiens vereint in dem Willen in Zukunft Kriege zu verhindern. Auch das Völkerbundssekretariat hatte einen Vertreter entsandt.

Der internationale Scoutsstaat in Arrowe Park, einer Halbinsel zwischen der Mersey und der Dee, gibt ein täglich erscheinendes Blatt heraus. Die großen englischen Zeitungen bringen täglich Berichte über das Leben und Treiben im Staat. Außer diesem riesigen Zeltstaat gibt es zurzeit eine ganze Reihe kleinerer Zeltlager. Während im großen Scoutsstaat die Selbstverwaltung bis ins Kleinste durchgeführt ist, werden die kleineren Lager nach Art der Kinderrepubliken von Erwachsenen betreut; der Küchendienst befindet sich in deren Händen. Anders im Scoutsstaat, zu dessen Aufrechterhaltung schwere Arbeit zu verrichten ist. So werden die Scoutsbürger immer wieder an den Grundsatz "Ohne Pflichten keine Rechte!" erinnert. Es gibt hier Feldküchen, wo das Essen nach Indianerart im Freien zubereitet wird. Die Arbeit im Scoutsstaat ist also schon beschwerlicher als die der deutschen Kinderrepublik, wo eine weise Lagerleitung für die Ernährung der "Staatsbürger" sorgt. Im Scoutsstaat lernt man schon frühzeitig, daß Spiel und Arbeit untrennbar sind. Auch sonst haben die Scouts schwere, aber nützliche Arbeit zu verrichten. In dem Zeitpunkt, da ihr Staat errichtet wurde, herrschte eine starke Regenperiode, da hieß es dem Wege- und Straßenbau besondere Aufmerksamkeit widmen. So ergab sich die Notwendigkeit der Errichtung eines Tief- und Straßenbauamts. Zur Bewältigung des Verkehrs (das Lager wird täglich

von Tausenden von Besuchern überrannt) mußten umfangreiche Arbeiten in Angriff genommen werden. Auch sonst gibt es allerlei soziale Einrichtungen. So vor allem einen Kinderhort; Mütter, die das Lager mit ihren kleinen Kindern besuchen, können diese für den ganzen Tag dem Kinderhort zur Betreuung überlassen. Die schwerste Arbeit wird von der Armee der Älteren, der Rovers, bewältigt. Das sind die über 17 Jahre alten Scouts, etwa 500 an der Zahl, alles junge Menschen, die über die Kinderjahre hinaus sind, den Ernst des Lebens schon besser erfaßt haben. Sie leben von den jüngeren Scouts getrennt in Zelten. Bemerkenswert war auch das Frauenlager. Auf einem großen Plakat stand zu lesen: »Ein 24stündiger Wäschedienst ist errichtet zum Waschen der roten Scoutshalstücher«.

Freilich wurde der Scoutsstaat von den über 14 Jahre alten Jungen errichtet, die Cubs blieben "bei Müttern", wurden allenfalls auf einige Tage für das Wolfsspiel ins Lager geladen. Entstehen hier nicht für die sozialistische Jugendbewegung neue Probleme? Taucht da mit dem Wachsen der Bewegung der Roten Falken nicht die Frage der engeren organisatorischen Zusammenfassung oder sogar Verbindung von Falken und Arbeiterjugend auf? Schon gibt es die Jungfalken, und in Kiel bilden die Jungfalken eine Gruppe der Arbeitersportbewegung. Geht es auch hier nicht ohne eine unheilvoll wirkende Überorganisation, die sich auf allen Gebieten der Arbeiterbewegung breitmacht? Es scheint auch nicht so einfach die in der Roten-Falken-Bewegung herangezogenen Jungen und Mädchen mit dem vollendeten 14. Jahr in die Arbeiterjugend hinüberzuziehen. So bahnen sich auch hier neue Wege, auf die an dieser Stelle hingewiesen werden soll.

Noch auf einen Unterschied, der zwischen den Roten Falken und den Scouts besteht, sei hingewiesen. Während die Scouts nach Geschlechtern getrennt in Zelten leben, besteht bei den Roten Falken Zusammenleben. Ob dieses im primitiven Zeltleben bis zur Nacktheit gepflegt werden muß, darüber läßt sich streiten. Streiten läßt sich auch darüber, ob die erwachsene Helferin oder das frühreife Mädchen sich zur Zeit der Menstruation im Beisein der Knaben nackt abwaschen muß. Es entsteht hier überhaupt die Frage, ob wahres Gemeinschaftsleben den Sinn für das Eigenleben ausschließt. Es erscheint notwendig vor Überspanntheit zu warnen. Die Lösung der Problematik ist gar nicht so einfach, wie es beispielsweise Kurt Löwenstein denkt. Über die Koedukation schreibt er in dem erwähnten Aufsatz:

»In der Arbeiterklasse leben schon heute Knaben und Mädchen von frühester Jugend an ungeschieden neben einander. Die Enge der Wohnverhältnisse enthüllt die geschlechtliche Unterschiedlichkeit gegenseitig zu einer Zeit, wo diese Aufklärung ohne starke Gefühlsbetonung aufgenommen wird.«

Kommt dieser Zustand aber als Moment sozialistischer Erziehung in Betracht, oder muß hier nicht durch gesunde Wohnverhältnisse Abhilfe geschaffen werden? Der Koedukation für die Arbeiterkinder gerade deshalb das Wort zu reden, weil sie durch die »Enge der Wohnverhältnisse« an das ungezügelter Zusammenleben gewöhnt seien, ist doch eine recht zweifelhafte Sache. Eine solche Argumentierung erweckt die Vorstellung, als ob auch in der Enge der Wohnverhältnisse etwas Erzieherisches stecke.

Auch das Problem Individuum und Gemeinschaft wird von Kurt Löwenstein zu vag behandelt. Victor Engelhardt hat die Bedeutung dieses Problems gerade auch für die Jugendbewegung erkannt, dessen Kompliziertheit aber nicht verschleierte. Er schrieb hier vor 6 Jahren:

»Er [der Grundwille der Jugendbewegung] rankte sich um das Problem der Gemeinschaft und unterstellte die Jugend der Spannung der Zeit. Individualismus war der Sinn der Epoche, gegen die sich Jugend erhob. Der Individualismus hatte mit dem Abwerfen stärkster autoritativer Familienbindung die Höhe erklimmen. Gleiches individuelles Erleben führte die Jugend zusammen. Der Individualismus hob sich in letzter Vollendung selber auf; Gemeinschaft wurde die Aufgabe einer Jugend, die sich im extremsten Individualismus befreite. Gemeinschaft als Ziel der Jugend durchlief alle formalen Etappen ihrer Bewegung. Vom unbewußten Erlebnis kam sie zur bewußten Problematik des Gemeinschaftsgedankens, und Lösung der Probleme fand sie im Willen Gemeinschaft werden zu lassen.«<sup>4</sup>

Die Spannung zwischen Individuum und Gemeinschaft wird aber durch noch so guten Willen nicht aufgehoben. Die Lösung ist nur durch eine Neugestaltung zu erreichen, die auf dem Primat der Produktion beruht. Auch hier deutet Engelhardt das Richtige an, wenn er sagt:

»Zukunft ist das, was die Gegenwart schafft. Das Ziel, zu dem dieses Schaffen hinstreben muß, steht klar vor Augen. Durch Änderung des Menschen (durch pädagogischen Willen) und durch Veränderung des mechanischen Teils der Produktion (durch technischen Willen) ist der Produktionsprozeß aufs neue zu harmonisieren. Die Harmonie muß ebenso hochwertig sein wie die, die sich auf die Motive des vollendeten Handwerks stützte, und muß trotzdem den veränderten Arbeitsbedingungen Rechnung tragen. Mensch und Maschine müssen so werden, daß Motive den Menschen zu leiten vermögen (wohlgemerkt: fast im Unbewußten liegende Triebe), die sich hoch über tierischen Selbsterhaltungswillen erheben und eine ebenso reine Verkörperung des Gesamtwillens darstellen wie die einfache Freude am Gestalten des in sich vollendeten Werkes. Die Arbeit von Generationen ist mit dieser Aufgabe umschrieben: die Arbeit, die wir heute unter scheinbar ungünstigen Sternen beginnen.«<sup>5</sup>

Auch das ist ein Problem, das in der Kinderfreundebewegung nicht aus den Augen verloren werden darf.

## ERNST REUTER · DIE ENTWICKLUNG DES BERLINER VERKEHRS UND IHRE BEDEUTUNG

**B**ERLIN hat in verkehrlicher Beziehung in den letzten Jahren eine einzigartige und interessante Entwicklung durchgemacht, deren einzelne Stadien in der Verkehrsrundschau der Sozialistischen Monatshefte mehrfach und eingehend geschildert worden sind. Die große soziale und kommunalpolitische Bedeutung dieser Reform, insbesondere der Schaffung eines einheitlichen Tarifsystems mit radikaler Umsteigefreizügigkeit, liegt für jeden, der sich mit solchen Fragen zu beschäftigen hat, so sehr auf der Hand, daß es nicht notwendig ist sie im einzelnen zu schildern. Mit einer gewissen Überspitzung kann man die Behauptung wagen, daß erst durch diese Verkehrsreform die Schaffung eines einheitlichen Stadtwesens Berlin endgültig durchgeführt worden ist. Ein großes Wirtschaftsgebiet, eine einheitliche Verwaltung und ein einheitlicher Verkehr mit Freizügigkeit innerhalb eines ganzen Gebiets; das waren die Ziele, für die alle städtebaulichen Reformer der Vorkriegszeit, für die die Sozialdemokraten in den verschiedenen Gemeindeparlamenten vor dem Krieg gekämpft haben; sie sind im wesentlichen erreicht.

Trotzdem ist selbstverständlich die Gründung einer einheitlichen Berliner Verkehrsgesellschaft in vieler Beziehung nur ein Rahmen; sie bedeutet eine

4) Siehe Engelhardt Der gegenwärtige Stand der jungsozialistischen Bewegung, in den Sozialistischen Monatsheften 1923 Seite 721 und folgende.

5) Siehe Engelhardt Individuum und Gemeinschaft, in den Sozialistischen Monatsheften 1923 Seite 98.



organisatorische, verwaltungstechnische Vereinfachung, deren Bedeutung aus der Größe des Objekts resultiert. Die Gründung ist aber nicht erfolgt, um nur diese verwaltungstechnische Vereinfachung zu erzielen. Ihr liegen außer den Ideen der Tarifreform auch andere verkehrliche Ideen zugrunde, und es ergibt sich, abgesehen von den Forderungen einer notwendigen innern Rationalisierung innerhalb dieses großen Betriebs, die viel wichtigere weitere Frage: Was soll *materiell* diese einheitliche Verkehrsgesellschaft leisten, welche *Ziele* setzt sie sich, und mit welchen *Aufgaben* wird sie sich in den nächsten Jahren zu beschäftigen haben?

In allen Publikationen, Artikeln und in sämtlichen Auslassungen ist im Zusammenhang mit dieser Gründung stets als erste Aufgabe der Berliner Verkehrsgesellschaft die Entwicklung des Berliner *Schnellbahnnetzes* genannt worden. Ein Blick auf die Karte Berlins, auf das Straßenbild des Berliner Verkehrs und ein Blick auf die verkehrliche Entwicklung in den anderen Weltstädten: in Paris, in London, in New York, genügt, um diese Forderung in der Tat als die dringendste zu kennzeichnen. Der Straßenraum unserer Großstädte ist zu klein geworden, um den Massenforderungen der modernen Stadtentwicklung zu genügen. Das rapide Anwachsen des Automobilitismus droht den Oberflächenverkehr zu ersticken und ihm die beiden ersten Voraussetzungen zu nehmen, die an den Großstadtverkehr gestellt werden müssen: Sicherheit und Schnelligkeit. Die Massenverkehrsmittel: Straßenbahn und Omnibus, werden im Innern der Städte von dem Strudel des Gesamtverkehrs erfaßt, ihre Geschwindigkeit wird in der Innenstadt immer mehr eingeschränkt, ihre Sicherheit leidet, wenn sie auch wesentlich höher ist als die der sonstigen Verkehrsmittel. Der Massenverkehr wird buchstäblich unter die Erde gezwungen. Es entsteht unter den bisherigen, nunmehr unzureichenden Straßenzügen ein zweites Straßennetz, das dem alten gegenüber den ungeheuren Vorzug einer bis aufs äußerste steigenden Ausnutzung, einer fast absoluten Sicherheit und einer relativ großen Schnelligkeit aufweist. Berlin war auf diesem Gebiet gegenüber Städten wie Paris und London weit zurückgeblieben; mit seinen 37 Kilometer Untergrundbahnen, die es aus der Vorkriegszeit übernahm, marschierte es an letzter Stelle der Weltstädte, und es ist nur zu berechtigt, daß die aufstrebende Stadt sich bemüht deren Vorsprung so schnell wie möglich einzuholen. Immerhin wird im nächsten Jahr das Berliner Schnellbahnnetz gegenüber der Vorkriegszeit verdoppelt sein, und selbst wenn Schwierigkeiten des Kapitalmarkts den weitem Ausbau verlangsamten sollten, so bedeutet doch die dadurch herbeigeführte Erschließung der dicht mit Menschen besiedelten Arbeiterquartiere schon jetzt eine wesentlich fühlbare Erleichterung. Diese Entwicklung ist wirtschaftlich und verwaltungsmäßig nur auf der Grundlage eines geeinten Verkehrs möglich, und wenn die Zusammenlegung in Berlin keinen andern Erfolg haben sollte als diesen, so wäre sie bereits vollkommen gerechtfertigt.

Die Entwicklung des innenstädtischen Untergrundbahnnetzes führt aber sofort mitten in ein anderes nicht minder wichtiges Problem hinein: in das der städtebaulichen *Erneuerung des Stadtkerns*. Wirtschaftlich ist ein gut funktionierender Verkehr, eine Befreiung von Verstopfungsmöglichkeiten, eine Auflockerung und Durchlüftung unserer alten, den heutigen Anforderungen nicht mehr genügenden Innenstadt eine der ersten Voraussetzungen für eine weitere wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung Berlins, wie jeder Großstadt

überhaupt. Es ist nicht nur die Tatsache, daß der Straßenraum heute nicht mehr ausreicht. Die Straßenentwicklung und -planung, die Gestaltung unserer großen Knotenpunktplätze, die Martin Wagner mit Recht als »Verkehrsschleusen« charakterisiert hat, genügen nicht mehr den heutigen Anforderungen. Die Stadtverwaltung wäre deshalb in Berlin genau so gut wie in anderen Städten auch ohne die Untergrundbahnbauten gezwungen, wenn Berlins wirtschaftliches Leben nicht ersticken soll, an diese Aufgabe der Neugestaltung der Innenstadt heranzugehen. Hier kommt der Untergrundbahnbau zur richtigen Gelegenheit. Er gibt die Möglichkeit bei weitblickender Projektierung Luft in alte Viertel zu bringen und hinter den oft freundlich dreinblickenden Fassaden uraltes Gerümpel herunterzureißen, das verschwinden muß, wenn das wirklich entstehen soll, was man heute eine City zu nennen sich gewöhnt hat, das heißt eine leistungsfähige, modern gebaute, voll ausgenutzte Geschäfts- und Verwaltungsstadt im Innern Berlins. Die Untergrundbahnen haben diese ihre wirtschaftliche Funktion zum erstenmal am Hermannplatz in Neukölln entfalten können. Man hat dort unter Niederlegung einer Häuserreihe neuen Platzraum geschaffen, die unterirdischen Stationsanlagen großzügig entwickeln können und damit einem unternehmenden Bauherrn Gelegenheit gegeben am Eingang in ein proletarisches Stadtviertel ein neues Städtebild sich entwickeln zu lassen. Diese Operation hat wirtschaftlich ohne Kosten für die Stadt durchgeführt werden können. Wer die tausend Schwierigkeiten, Ängste, Bedenken und Erwägungen kennt, die jedem solchen Zugreifen teils entgegenstehen, teils entgegengestellt werden, weiß, was dieser erste Anstoß für die Berliner Entwicklung bedeutet. Von da an bahnen die Neubauten der Untergrundbahn sich ihren Weg durch das Innere der Stadt, und an der Jannowitzbrücke und am Alexanderplatz kommt man jetzt auf diese Weise zu neuen Lösungen, die nach menschlichem Ermessen für lange Zeit eine ganz wesentliche Erleichterung und Verbesserung der verkehrlichen Verhältnisse bieten werden. Der neue Alexanderplatz mit seinen großen Ausmaßen und mit den auf ihn in einer Breite von 34 respektive 32 Meter zuführenden großen Ausfallstraßen nach dem Osten wird diesen ganzen Stadtteil in jedem Sinn neu beleben. Vom Alexanderplatz aus wird diese Entwicklung unaufhaltsam weiter durch das Innere der Stadt durchgehen. Der seit Jahrzehnten von den Städtebauern geforderte neue Ostwestzug wird hier seinen Anfang nehmen, von der Grunerstraße zur Jägerstraße durchstoßen und in irgendeiner Form, wenn er erst einmal so weit gediehen ist, auch das Hindernis der Ministergärten überrennen. An der einen oder andern Stelle wird Altes fallen, selbst die Spittelkolonnaden werden daran glauben müssen. Aber das Leben hat recht, und das Leben wird sich durchsetzen. In diesem Willen zur städtebaulichen Erneuerung unserer Stadt manifestiert sich eine der Haupttriebkkräfte der Berliner Verkehrsvereinheitlichung; ihr zu dienen ist sie geschaffen worden, und wiederum kann man sagen, daß ohne sie an diese Erneuerung des Stadtinnern wahrscheinlich zunächst nicht hätte herangegangen werden können. Ich wage die Behauptung, daß in spätestens 10 Jahren, einer für solche Aufgabe verhältnismäßig kurzen Zeit, das Zentrum Berlins gegenüber dem heutigen Zustand sein Antlitz vollkommen verändert haben wird. Wir werden auch dann noch durch die Motorisierung des Verkehrs Schwierigkeiten genug zu überwinden haben, aber wir werden ihnen ganz anders gegenüberstehen, als wenn man treu und brav alles beim alten gelassen hätte.

Daneben tritt die andere große systematisch von uns in Angriff genommene Aufgabe: die *Außenbezirke* Berlins organisch mit dem Innern zu einem einheitlichen Verkehrsgebiet zu verschmelzen. Neben der formalen Verschmelzung durch die Schaffung des Einheitstarifs mit Übersteigeberechtigung muß materiell der systematische Ausbau der in die Außenbezirke reichenden Oberflächenverkehrsmittel in möglichst planmäßiger Anlehnung an das Untergrundbahnnetz treten. In den beiden letzten Jahren sind systematisch Monat für Monat neue Straßenbahn- und Omnibuslinien hinaus in die neuen Siedlungen, hinaus ins Freie und in die Grünflächen geführt worden, die unser Häusermeer, wie kaum eine andere Großstadt, umgeben. Als Pendant zu einer dem Aufsichtsrat der Verkehrsgesellschaft und den kommunalen Dienststellen im vergangenen Jahr vorgelegten Denkschrift über das künftige Berliner Schnellbahnnetz bearbeiten wir jetzt eine Denkschrift über den Ausbau des Oberflächenverkehrsnetzes. Im Verein mit dem systematischen Ausbau leistungsfähiger Ausfallstraßen und eines entsprechenden Ringstraßenverkehrsnetzes soll der Ausbau neuer Verkehrslinien gehen, die von Erkner bis Potsdam, von Lichtenrade bis Frohnau, um nur einige Endpunkte zu nennen, das ganze Großberliner Gebiet verkehrlich ausweiten. Das neue Berlin entwickelt sich ja überhaupt in seinen Außenbezirken; in seinen großen Siedlungen: in Zehlendorf, in Britz, in Reinickendorf, in Lichtenberg, in Pankow, in Köpenick, bekundet es den Willen einer neuen Zeit zu neuen menschenwürdigen Wohnungen, zu neuen Stadtbegriffen und Verhältnissen. Planmäßig müssen die Verkehrsmittel in engster Zusammenarbeit mit allen anderen Stellen dieser Entwicklung dienen, sie ermöglichen, zum Teil ihr vorarbeiten. In diesem Sinn sollen die Verkehrsunternehmungen bewußt Hilfsorgane und Träger einer modernen städtebaulichen Entwicklung werden.

Es fehlt in diesem Zusammenhang noch eine wichtige Konsequenz der Verkehrsvereinheitlichung: der Zusammenschluß oder vielleicht richtiger gesagt das Zusammengehen mit der *Reichsbahn*. Die geschichtliche Entwicklung hat dahin geführt, daß die Reichsbahn mit ihren Anlagen, der Stadt-, Ring- und Vorortbahn, früher ein wichtiges Skelett der Berliner Großstadtentwicklung gewesen ist. Zu einem Teil lief und läuft die Reichsbahn Gefahr ihre relative Bedeutung im Berliner Verkehr zu verlieren, ihre Anlagen veralteten, und ihr Verkehrsnetz litt unter der Starrheit, unter dem Mangel an Entwicklung, unter nichtgenügenden Verbindungen mit neuen Verkehrs-, Geschäfts- und Wohnzentren. Der Versuch sofort eine tarifarische Einheit mit der Reichsbahn herzustellen ist seinerzeit gescheitert. Trotzdem läßt sich heute schon sagen, daß die verkehrliche Entwicklung in Berlin nicht ohne Einfluß auf die Reichsbahnentwicklung bleiben wird. Immer mehr setzt sich die Erkenntnis durch, daß beide Verkehrsunternehmungen, reichseigene wie städtische, auf ein möglichst enges Zusammenwachsen angewiesen sind. Der als Notbehelf geschaffene Übergangstarif hat sich von Monat zu Monat mehr entwickelt. Eine engere Verbindung wird ohnehin in irgendeiner Form unvermeidlich sein, wenn infolge der von der Reichsbahn beabsichtigten Herstellung einer unterirdischen Verbindung zwischen dem Potsdamer und dem Stettiner Bahnhof auf dem Potsdamer Platz eine gemeinsame Bahnhofsanlage entsteht, die sowohl die reichseigenen wie die städtischen Schnellbahnlinien umfaßt. Es ist zu hoffen, daß man bei dieser Gelegenheit eine wirklich gemeinsame Bahnhofsanlage schafft, die beide Netze als Teile einer

absolut einheitlichen Verkehrsbedienung deutlich in die Erscheinung treten läßt. Die sachliche Einsicht in die Notwendigkeit einer solchen Einheitlichkeit hat in der Berliner Stadtverordnetenversammlung mehrfach zur Annahme von Anträgen geführt, die zum Teil eine Übernahme der Reichsbahnanlagen durch die Stadt Berlin verlangten. Eine solche Übernahme liegt allerdings meines Erachtens nicht im Bereich der Möglichkeit, und es hat keinen Zweck Dinge ernsthaft zu verfolgen, die man doch nicht durchführen kann. Man muß sich aber wundern, daß Presseäußerungen möglich gewesen sind, in denen die Behauptung aufgestellt wird, die städtischen Verwaltungen in ihrem unersättlichen Machthunger wollten die Reichsbahnanlagen sich einverleiben, um, gestützt auf dieses gut funktionierende Unternehmen, ihre sonstige Pleite zu verdecken; eine solche Entwicklung sei aber aussichtslos, nachdem infolge der durchgeführten Elektrifizierung der Stadt- und Ringbahn, sehr zum Ärger des roten Magistrats, der Verkehr auf der Reichsbahn zugenommen habe. Man kann nur sagen: Jeder hält den andern für so subaltern, wie er selber ist. An das städtebaulich und stadtverkehrlich wichtige Problem einer engen Verschmelzung zwischen beiden Schnellbahnnetzen unter dem kindlich primitiven Gesichtspunkt eines *Konkurrenten* heranzugehen, dazu würde eine derartige Dosis von Stumpfsinn gehören, daß wir einen so untergeordneten Gesichtspunkt wohl mit Recht von uns aus ablehnen können. Ganz im Gegenteil: Die städtische Verwaltung hat alle Veranlassung sich darüber zu freuen, wenn durch die großzügigen Maßnahmen, die die Reichsbahn in den letzten Jahren erfreulicherweise getroffen hat, der Verkehr auf diesem wichtigen Teil des Berliner Schnellbahnnetzes zunimmt. In diesen Anlagen sind ungeheure Werte investiert, deren volle Ausnutzung volkswirtschaftlich unbedingt erwünscht ist. Jede neue Million Fahrgäste auf den Reichsbahnanlagen vermindert im übrigen den Kapitalbedarf für den Ausbau des städtischen Verkehrsnetzes, der ohnehin schon mehr als reichlich ist. Eine vernünftige und weitschauende städtische Verkehrspolitik wird ganz umgekehrt systematisch darauf bedacht sein müssen das wertvolle Reichsbahnnetz verkehrlich zu befruchten. Gerade aus diesem Grund habe ich immer wieder bei jeder Gelegenheit betont, daß der Berliner Verkehr als etwas Einheitliches angesehen werden müsse; denn *nur*, wenn dem Fahrgast in Berlin eine bequeme und reibungslose Ausnutzung der Übersteigemöglichkeiten zum Reichsbahnnetz geboten wird, kann dieses Netz verkehrlich voll ausgenutzt werden. Aus verschiedenen Bemerkungen des Eisenbahnkommissars Gaston Lerverve entnimmt man, daß seiner Meinung nach die Reichsbahn in Berlin unter einem gewissen Konkurrenzdruck der städtischen Entwicklung stehe und infolgedessen zu bestimmten tarifarischen Maßnahmen gezwungen sei. Ich glaube, daß diese Auffassung nicht im Interesse der Reichsbahn liegt. Nicht ein *unterschiedlicher* Tarif wird der Reichsbahn helfen, sondern nur ein *einheitlicher* Tarif mit günstiger, zweckmäßig organisierter *Übergangsmöglichkeit* und mit systematischer Anlage der städtischen Verkehrsmittel als Zubringer für das Reichsbahnnetz. Der größte Wert der Reichsbahnanlagen ist insbesondere in ihrer sehr hohen Fahrtgeschwindigkeit zu sehen, die die Folge größerer Stationsabstände ist. Bis zu einem gewissen Grad stellen die Reichsbahnanlagen an vielen Stellen ein 3. und 4. Gleis neben den Linien der städtischen Schnellbahnen dar. Das gilt schon heute für die Stadtbahn. Es wird insbesondere für die Wannseebahn und die Nordstrecken gelten, wenn diese Linien durch die Verbindung

des Stettiner Bahnhofs mit dem Potsdamer Bahnhof wirklich in das Innere der Stadt hineingeführt werden. Jedenfalls kann eine verantwortliche Verkehrspolitik alle diese Fragen niemals unter dem Gesichtspunkt der Sonderinteressen der Berliner Verkehrsgesellschaft ansehen sondern nur unter dem Gesichtspunkt, daß man die größtmögliche Einheitlichkeit und Zweckmäßigkeit der Verteilung des Verkehrs im Berliner Wirtschaftsgebiet erreichen muß. Die Aufgaben, die augenblicklich im Innern der Stadt unmittelbar ihrer Lösung harren, werden sicher Gelegenheit geben dieses zurzeit noch wichtigste Problem des Großstadtverkehrs auf eine neue Grundlage zu stellen.

Daneben bringt die ununterbrochene Steigerung des Gesamtverkehrs eine Fülle neuer Aufgaben mit sich. Die *Straßenbahn* ist heute, nicht nur in Berlin, die Hauptträgerin des Massenverkehrs. Sie wird das auch nach menschlichem Ermessen noch lange Zeit bleiben. Sie ist geeigneter zur Bedienung des Stoßverkehrs in den Berufsstunden, sie ist wesentlich billiger in ihrem Gesamtbetrieb, sie bietet größere Sicherheit gegen Unglücksfälle als ihr für Ersatzzwecke wertvoller Konkurrent, der Omnibus. Ihr Wagenpark bedarf zweifellos einer durchgreifenden Modernisierung. Die Berliner Straßenbahn ist aus einer ganzen Reihe großer und kleiner Unternehmungen allmählich zusammengewachsen und verfügt noch über Hunderte von Wagen von ehrwürdigem Alter mit gänzlich unzureichendem Fassungsraum. Die moderne Entwicklung drängt dahin den Fassungsraum zu vergrößern und die Geschwindigkeit zu beschleunigen. Die Ansprüche, die an die Sicherheit des Verkehrs außerdem gestellt werden müssen, zwingen in den aus der Innenstadt herausführenden Straßen zur Anlage eines eigenen Planums, das der Trennung des Verkehrs nach Richtungen und Arten dient. Die Beschränkungen, die der Geschwindigkeit der Straßenbahnen auferlegt werden, müssen fallen, um die durchschnittliche Fahrtgeschwindigkeit steigern zu können. Diese betrug in Berlin vor Jahren etwa 13 Kilometer, sie beträgt heute im Durchschnitt über 15 und steigt zu bestimmten Tagesstunden auf über 17 Kilometer. Die Techniker hoffen mit neuen Wagentypen allmählich bis auf 20 Kilometer Fahrtgeschwindigkeit zu kommen. Das wäre immerhin eine beachtliche Leistung, wenn man bedenkt, daß die vollkommen niveaufreien Untergrundbahnen eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 25 Kilometer haben. Daneben wird man auf die Dauer den normalen Abstand, der zurzeit in verkehrsschwachen Stunden 15 Minuten beträgt, bis auf 10 Minuten senken müssen, um einen größeren Anreiz zur Benutzung der Verkehrsmittel zu geben und die gesamte Verkehrsleistung mehr den großstädtischen Verhältnissen und Bedürfnissen anzupassen. Die Straßenbahn wird dann in den großen Ausfallstraßen nach allen Richtungen als eine Art Schnellstraßenbahn bezeichnet werden können, wie das Erich Giese bereits früher in seiner Denkschrift für den Zweckverband über das künftige Berliner Verkehrsnetz gefordert hat. Die in der Öffentlichkeit sehr häufig aufgestellte Forderung die Straßenbahn durch den Omnibus zu ersetzen ist eine wirtschaftliche Utopie. Die Berufung auf die günstigen Abschlüsse der frühern Omnibusgesellschaft gehen an der ausschlaggebenden Tatsache vorbei, daß früher die Omnibuslinien im wesentlichen auf dichte Verkehrslinien konzentriert waren, und das gesamte Netz der Omnibusgesellschaft nicht über die Ringbahn herausragte. Das Wirtschaftsergebnis sieht natürlich ganz anders aus, wenn ein solches Verkehrsmittel die Aufgabe zugewiesen bekommt genau wie die Straßenbahn nicht nur im dichten Verkehr der Leipziger Straße zu fahren sondern den

Gesamtbedürfnissen des Großberliner Verkehrs zu genügen. Auch auf eine Durchführung durch das Innere der Stadt wird man für sehr lange Zeit nicht verzichten können, denn auf den Radiallinien beruht die Wirtschaftlichkeit des ganzen Netzes. Im Innern der Stadt wird vielmehr durch die oben erwähnten Straßendurchbrüche neuer Straßenraum zu schaffen sein, und man wird sich die Frage vorlegen, ob man nicht einen Teil dieses neuen Straßenraums, statt ihn mit neuen Straßenbahnlinien zu belegen, ausschließlich für den Automobilverkehr freihalten soll, wie das heute bereits mit der großen Achse Unter den Linden, der Friedrichstraße und der Wilhelmstraße der Fall ist. Die Rationalisierung der Straßenbahn durch Verbesserung des Wagenparks, modernen Ausbau der Ausfallstraßen, die Erweiterung des Verkehrsnetzes in dem erwähnten Umfang über das ganze Berliner Gebiet sind Aufgaben, die weiterhin beträchtliche Kapitalien erfordern werden, wenngleich diese Summen in keinem Verhältnis zu den Investitionen stehen, die der Ausbau des Untergrundbahnnetzes erfordert.

Jedenfalls wird die verkehrliche Entwicklung Berlins so bald nicht zum Stillstand kommen. Die Dinge sind einmal in Fluß gekommen, und die begonnene Bewegung wird sich trotz allen materiellen Schwierigkeiten so schnell nicht aufhalten lassen. Berlins Entwicklung wird jedenfalls darunter bestimmt nicht leiden. Von der verkehrlichen Reorganisation ist, im Gegenteil, ein starker Impuls für die allgemeine Entwicklung Berlins ausgegangen. In den neuen und modernen Bauten des Berliner Verkehrs manifestiert sich der Wille zum Leben und zur Behauptung, der unsere Generation erfüllt.

## WILLY MEYER · DAS UNRECHT AN NOBILE



ES hat 1928 wohl kaum einen Menschen in der Welt gegeben, der so mit Schmähungen giftigster Art in der Öffentlichkeit überhäuft wurde, und der so empfindlich die Wahrheit des Worts von der Wandelbarkeit des Menschenglücks am eigenen Leib verspüren mußte wie der kurz vorher noch laut gepriesene und viel umschmeichelte italienische General Umberto Nobile. Dabei standen ausreichende Unterlagen für eine gründliche Urteilsbildung noch gar nicht zur Verfügung. Aber der gegen Nobile sprechende Schein genügte offenbar vollauf, um über ihn herzufallen und kein gutes Stück an ihm zu lassen. Im Unterbewußtsein seiner Widersacher haben politische Gründe mitgespielt. Feinde des Fascismus mögen geglaubt haben mit den Verunglimpfungen des Generals das ihnen verhaßte italienische Regierungssystem zu treffen. Und Freunde des Bolschewismus mögen der Meinung gewesen sein, daß die bewunderungswürdige Rettung der Verschlagenen durch den russischen Eisbrecher Krassin in um so hellerem Licht vor der Welt erstrahle, je tiefer die Italiener, an der Spitze ihr Führer Nobile, in den Kot gezogen würden. Es gab damals kaum Blätter, die sich zurückhielten, die meisten machten die Hetze in hemmungsloser Weise mit. Einzig die Sozialistischen Monatshefte traten für Nobile ein und brandmarkten jene Vertreter der öffentlichen Meinung, die sich »in einseitiger und vielfach geradezu widerwärtiger Weise mit dieser Expedition und insbesondere mit ihrem Führer Nobile zu befassen« für gut gefunden hatten<sup>1</sup>. Hier hat man eben die Dinge von vornherein fühlend durchschaut und sich bemüht sie sachlich zu beurteilen. Aber damals sah sich kaum jemand bewogen diesem Beispiel zu folgen.

1) Siehe die Rundschau *Verkehr*, in den Sozialistischen Monatsheften 1928 II Seite 728.

Mittlerweile ist nun eine neue Lage eingetreten. Wenigstens sind jetzt Unterlagen in deutscher Sprache vorhanden, die dem, der guten Willens ist, eine Urteilsbildung ermöglichen. Bekanntlich nahmen 2 sozusagen neutrale Männer an den arktischen Flügen der Italia teil, die, einschließlich des Überführungsflugs, insgesamt zirka 245 Stunden dauerten. Der eine der beiden Männer, ein schwedischer Gelehrter, ist leider tot. Lebte er, so würde er vermutlich kraftvoll für Nobile zeugen. Der andere, ein tschechischer Forscher, hat begonnen das infame Lügengebäude zusammenzureißen, in dem Haß, Unvernunft und menschliche Gemeinheit Nobile eingefangen haben. Franz Behounek zeigt uns in seinem 263 Seiten umfassenden Tatsachenbericht, der mit dem Abflug von Mailand beginnt und mit der Rettung aus 7wöchiger Eishaft endet, den General Nobile als einen ausgezeichneten, treusorgenden, unermüdlichen, selbstlosen Führer und hervorragenden, ja geradezu großen Menschen, der weder durch Handlungen noch durch Unterlassungen schuldig geworden sei an dem Unglück, das direkt und indirekt 17 sehr wertvollen Menschen das Leben genommen hat<sup>2</sup>. Ganz ähnlich dürfte, wie aus Behouneks Buch hervorgeht, der unter so tragischen Umständen untergegangene schwedische Forscher Finn Malmgren über Nobile geurteilt haben. Man darf den im einzelnen begründeten Behauptungen Behouneks durchaus Glauben schenken, denn sein Werk verrät in jeder Zeile das sorgfältig und vorsichtig abwägende Urteil des anständigen Menschen und des geschulten Wissenschafters, der seine höchste Ehre in strenger Objektivität und tatsachengetreuer Genauigkeit sieht.

Im Jahr 1926 hatte Nobile im Auftrag Roald Amundsens und Lincoln Ellsworths das kleine Luftschiff Norge von Rom über den Nordpol und das Polarmeer hinweg bis nach Alaska geführt. Für 750 Pferdestärken gewiß eine glänzende, von vielen Fachleuten damals für unmöglich gehaltene Leistung. Und doch hat man auch diese ewig denkwürdige Pioniertat in den Staub zu ziehen versucht, als das Unglück mit der Italia da war. Man hat sich dabei auf Amundsen berufen, der im Anschluß an die Norgefahrt mit Nobile in Streit geraten war. Wenn auch Amundsen sich um die Erforschung des Nord- und Südpols unsterbliche Verdienste erworben hat, so ist damit noch nicht gesagt, daß seine späteren abfälligen persönlichen Bemerkungen über Nobile als Führer des Luftschiffs den Tatsachen wirklich entsprachen. Man muß in solchen Fällen, um die Wahrheit zu erforschen, beide Teile hören, am zuverlässigsten vor den Schranken des Gerichts. Aber der anhängig gemachte Prozeß kann nun nicht mehr zum Austrag kommen, da Amundsen, der nordische Held, auf der Suche nach den Schiffbrüchigen sein Leben hergeben mußte. Man darf auch nicht vergessen, daß Amundsen über Nobile früher ganz anders dachte und in seinem, auch in deutscher Sprache veröffentlichten Bericht über den großen transpolaren Flug der Norge zusammen mit Ellsworth begeisterte Lobeshymnen auf ihn gesungen hat<sup>3</sup>. Man macht sich von den Leistungen Nobiles 1928 ein unvollständiges Bild, wenn man nur die verunglückte Polarfahrt der Italia betrachtet. Schon der Überführungsflug von Rom nach Spitzbergen (zirka 6000 Kilometer) war ein recht beachtenswerter Erfolg, da die Witterungsumstände zum Teil sehr ungünstig waren. Von Spitzbergen aus machte Nobile dann eine große, wohl- gelungene 68stündige Rekognoszierungsfahrt mit der Italia über das Polar-

<sup>2</sup> Siehe Behounek 7 Wochen auf der Eisscholle /Leipzig 1929/.

<sup>3</sup> Siehe Amundsen und Ellsworth Der erste Flug über das Polarmeer /Leipzig 1926/ Seite 105.

meer, und zwar in einer breit angelegten Schleife, die Franz-Josephs-Land, Nikolausland und Nowaja Semlja berührte. Die Fahrt findet höchste Anerkennung vor den Augen von Sachverständigen. Die Eignung Umberto Nobiles als Polarfahrer war im höchsten Maß erwiesen, es fand sich niemand, der sie hätte anzweifeln können oder wollen.

Die nachfolgende Polfahrt der Italia schien vollständig glatt verlaufen zu wollen. Die Witterung war offensichtlich bedeutend günstiger als damals, als die Norge unter Nobiles Führung von Spitzbergen nach Alaska flog, oder als am 15. und 16. April 1928, als die Italia von Mailand nach Seddin bei Stolp in Pommern fuhr und in Jugoslawien in heftige Stürme und in Mähren in ein gefährliches Gewitter geriet. Behounek bemerkt, daß von allen Luftfahrten, die er mitgemacht habe, der Polflug der angenehmste gewesen sei. Auf der Rückreise vom Pol nach Spitzbergen setzte starker, aber gleichmäßig wehender Gegenwind ein. Das Schiff hatte eine völlig ruhige Fahrt, nur kam es nicht mehr als 30 Kilometer in der Stunde vorwärts. Das schadete aber an sich nichts, denn Benzin war genügend vorhanden. Da aber kam nach 57stündiger Fahrt, wenige Kilometer von der Nordostecke Spitzbergens entfernt, plötzlich die Katastrophe. Das Schiff wurde schwerer als die von ihm verdrängte Luft. Man vermutete, daß sich vielleicht im Mechanismus der Ventile Eis angesetzt hätte, so daß Gas entweichen konnte. Aber eine sofort vorgenommene Revision bestätigte diese Annahme nicht. Behounek ist, nachdem das Unglück mit den Beteiligten später genau in allen seinen Einzelheiten durchgesprochen worden war, zu der Meinung gekommen, daß eine Gaskammer am Heck undicht geworden sein muß. Das Schiff ließ sich schließlich nicht mehr in der Luft halten, rutschte nach rückwärts aus 500 Meter Höhe ab und schlug auf das gefrorene Meer auf. Die weiteren Vorgänge sind der Öffentlichkeit bekannt.

Ein großes Unglück hatte sich ereignet. Aber lag eine Schuld des Führers vor? Es ist vielfach behauptet worden, daß Nobile, trotz dem Abraten des Meteorologen Malmgren, die Fahrt angetreten hätte, um am Tag der Wiederkehr des Eintritts Italiens in den Krieg am Nordpol zu sein. Behounek erwähnt weder etwas von diesen angeblichen Motiven Nobiles noch von dem angeblichen Abraten Malmgrens. Da Behounek sonst nichts beschönigt, darf man wohl annehmen, daß er über diese Behauptungen sicher gesprochen hätte, wenn etwas Wahres an ihnen wäre.

Das wohl allen Teilnehmern genau bekannte Risiko der Fahrt bestand in der Hauptsache darin, daß das Schiff nicht groß und stark genug für die Aufgaben war, die es sich vorgenommen hatte, und daß infolgedessen der Kraftüberschuß und der Sicherheitskoeffizient des Fahrzeugs für solche weiten Flüge als nicht ausreichend gelten konnten. Aber wie viele hervorragenden Leistungen, die, da sie glückten, die Welt heute noch täglich bewundernd rühmt, sind mit Geräten unternommen worden, die für ihre Aufgabe viel weniger gerüstet waren als die Italia für die Nordpolexpedition! Wo stünde heute das ganze Flugwesen, wenn von seinen Pionieren nicht viel gefährlichere Risiken übernommen worden wären als von Nobile bei der Wahl der Italia für den Nordpolflug? Das andere wesentliche Risiko der Nordpolexpedition lag in der völlig unzulänglichen, dachlosen Luftschiffhalle in Spitzbergen, die das Schiff viel zu wenig vor den Witterungsunbilden schützte. Noch sinnloser sind die Vorwürfe, die man Nobile deswegen gemacht hat,



weil er, der doch infolge eines Fuß- und Armbruchs bewegungsunfähig war, dem ausdrücklichen Ansuchen der Leitung des Rettungswerks und dem einstimmigen Wunsch der Männer auf der Scholle entsprach, als er als erster sich vom Flugzeug aus dem Gefängnis des Eises entführen ließ, um als genauer Kenner der Verhältnisse die Suche nach der 3geteilten Expedition und die Hilfeleistung für die Gestrandeten zu leiten. Der Vergleich mit dem Kapitän, der als letzter das Schiff zu verlassen hat, ist hier völlig fehl am Ort. Der Entschluß Nobiles war durchaus richtig und sachlich berechtigt. Er wurde, wie gesagt, von allen, die es unmittelbar anging, gebilligt und gutgeheißen. Wo nehmen dann die anderen, die dieser Entschluß überhaupt nichts angeht, die Berechtigung für ihre Entrüstung her? Wie können Journalisten, die sich noch nie von ernster Gefahr bedroht sahen, über Menschen urteilen, die sich in einer ihnen ganz unvorstellbaren Situation befanden?

Die deutsche Presse erfüllt jetzt wenigstens eine Menschenpflicht, wenn sie der Öffentlichkeit von dem Tatsachenbericht des einzig überlebenden nicht-italienischen Expeditionsteilnehmers ausführlich Kenntnis gibt, damit dem Mann, der unbegründet in der Welt so viel geschmäht worden ist, Gerechtigkeit widerfahren kann.

## OTTO NAGEL · HEINRICH ZILLE

**H**ENRICH Zille war sein ganzes Leben lang Proletarier. Er gehörte seiner Klasse bis zum letzten Atemzug. Je elender es ihr ging, um so stärker war sein Wille zu helfen: »Was ich als Kind sah, mitfühlte, im Lauf der Jahre miterlebte und festzuhalten versuchte, sollte denen, die da unten abseits stehen, und die eine Welt für sich bilden, die man immer bekämpft, aber nicht heilt, *helfen*.«

Als ich Heinrich Zille, kurze Zeit vor seinem Tod, im Vorwort zu einem Zillebuch einen großen Künstler nannte, strich er das Wort Künstler durch und setzte dafür Könner hin. Diese Handlung war für ihn bezeichnend. Aktive Solidarität war ihm wichtiger als künstlerische Leistung. Die Menschen und die Dinge, die er darstellte, waren nicht des Bildes wegen da, sondern seine "Stricheleien" waren geschaffen worden, um den Dargestellten zu helfen. Alles, was er in seinen Bildern festhielt, ist Wirklichkeit, nichts erfunden. Die Menschen, die er zeichnete, sind von Fleisch und Blut, sie leben, laufen auf den Straßen herum, mit kleinen Freuden und großen Sorgen.

Heinrich Zille war niemals sentimental, aber auch niemals übertrieben bitter. Er gab das Leben seiner Klasse, der Armen und Elenden, so wie es war und ist. Ihn kümmerte nicht das Große, Gewaltige. Er hielt nur das kleine Erlebnis des proletarischen Alltags fest. Alles nichts Besonderes. Einfach der graue Alltag: irgend ein paar Menschen aus dem Millionenheer der Elenden. Kampf um Arbeit und Brot; Kinder werden geboren, ausgesaugte, verbrauchte Proleten verrecken. Alles nichts Besonderes: *welch ein Leben!* Aber hinter den Nöten, Sorgen und Erniedrigungen klingt ein Lachen. Ein optimistisches Lachen, aus dem Glauben an die Kraft des Proletariats geboren. Und dieses Alltägliche, ganz Gewöhnliche war es auch, was die Satten und Gutgekleideten zurückstieß. »Man kann das den Leuten nicht übelnehmen, sie wollen eben nicht immer an das Elend erinnert sein; sahen mich doch auch meine Kinder oft vorwurfsvoll von der Seite an . . . Erst nach und nach lernte man sehen, urteilen und mich verstehen. Im Osten und Norden aller-

dings begriffen sie mich gleich.« Schwere Konzessionen mußte Heinrich Zille machen, um seine Zeichnungen bei den Zeitungen und Zeitschriften unterzubringen. »Es war schwer, denn die Armut und die Wahrheit wollten die gutbürgerlichen Klatschblättchen ihren Lesern nicht zeigen.«

Mit den Jahren gewöhnte man sich an seine Art, es gab sogar Menschen, die ihn für nötig hielten. Aber die anderen sahen nicht das, was er eigentlich zeigen wollte, sondern entdeckten die "Zilletypen" und lächelten verlegen über seine bitteren Witze. So wurde er langsam der "populärste Mann Berlins". Man veranstaltete "Zillebälle", machte "Zillefilme" und "Zillezigaretten", und schließlich ernannte man den alten Meister zum Mitglied der Akademie. Aber Zille kannte das Leben und die Menschen viel zu gut, um sich aus all den Ehrungen viel zu machen: »Ich sitze in meiner Wohnung 35 Jahre, und was habe ich erreicht? Keine Schulden, meine Familie erhalten, mich selbst vor Bitternis vorläufig bewahrt, oh, ich kann nicht mehr schreiben.«

Heinrich Zille ist tot. Aber sein Werk, das er für seine Klasse geschaffen hat, ist da. Was wird damit? Ich meine nicht die Hunderte frasierter Witzblattzeichnungen sondern die echten Zilleblätter, vor allem sein Hauptwerk Kriegsmarmelade. In etwa 250 Aquarellen, die in den Jahren von 1914 bis 1919 entstanden, hat Zille hier sein Stärkstes gegeben. Es ist zu befürchten, daß diese Arbeiten für immer verschwinden. Heinrich Zille ist nicht mehr da, aber sein Werk muß lebendig sein, auch auf die Gefahr hin, daß es manchen Leuten nicht paßt. Was Zille geschaffen hat, ist zu groß, um in einer Schublade begraben zu werden. Ehrenbegräbnis, Gedenktafel und Zillestraße sind kein Ersatz für sein Werk.

## RAPHAEL SELIGMANN · DAS CHRISTENTUM AM SCHEIDEWEG

**H**EUTE fällt es uns schwer die Wirkung des christlichen Gedankens innerhalb der antiken Welt auch nur annähernd zu ermessen. Alle natürlichen und menschlichen Verhältnisse von ehemals wurden auf den Kopf gestellt. Der Verstand des antiken Menschen wurde einer Probe unterworfen, der nur sehr wenige standzuhalten vermochten: Es wurde ihm zugemutet etwas zu denken, was seinen fundamentalen Denkgewohnheiten eben stracks zuwiderlief. Was ihm von jeher als Fehler und Schwäche galt: Armut, Wehrlosigkeit, Demut, Leid und Mißgeschick aller Art, wurde als Vorzug proklamiert und als gottgefällig gepriesen, und Gott selber, den er sich als Gipfel von Machtvollkommenheit und Glückseligkeit auszumalen gewohnt war, wurde in der Gestalt eines Erniedrigten und Gemarterten symbolisiert. Für seine Auffassung ein Paradoxon. Aber dieses Paradoxon setzte sich durch, nicht etwa nur bei raffinierten Fin-de-siècle-Menschen, die bekanntlich Geschmack am Verkehrten finden, sondern auch bei kerngesunden, robusten Rassen, die erst am Beginn einer seelischen und geistigen Entwicklung standen, und denen man irgendwelche abwegige Gemütsanwandlungen wahrlich nicht nachsagen konnte.

Wie kam es, daß dieses Paradoxon nicht nur in den ersten Zeiten seines Entstehens durchzugreifen sondern sich auch während einer langen Reihe von Jahrhunderten zu halten vermochte? Durch eine Umschreibung, wie sie ungefähr die Mathematik des öfters vornimmt, also beispielsweise bei einander

parallel laufenden Geraden. Bekanntlich werden als parallel Gerade bezeichnet, die sich in Wirklichkeit niemals treffen, so weit wir sie auch verlängern mögen. Die Mathematik sagt uns nun, daß sie sich doch schneiden, aber in der Unendlichkeit. Dies bleibt für den praktisch-endlichen Verstand immerhin ein Paradoxon, aber er nimmt es ruhig hin, weil es eben in eine ihm entrückte Zone verlegt wird, die mit praktischer Anschaulichkeit nichts zu schaffen habe. In seinen konkret praktischen Manipulationen spielt diese Zone keine nennenswerte Rolle, und er denkt auch niemals ernstlich daran; aber er zollt ihr immerhin eine gewisse, wenn auch ganz abstrakte Anerkennung, als einer Sache, die für gewisse, ihn nicht weiter interessierende Zwecke gewisse Bedeutung haben mag. Ähnliches scheint dem christlichen Gedanken widerfahren zu sein: Er wurde, wie es scheint, in ein Reich verlegt, das mit Konkret-Irdischem nichts zu schaffen hatte. Dieses Konkret-Irdische entwickelte sich selbstverständlich nach irdischer Gesetzmäßigkeit, es zeugte unzählige irdisch-menschliche Konflikte und Disharmonieen und arbeitete gleichzeitig auch eine gewisse irdisch-menschliche Mora! und Humanität heraus. Aber daneben figurierte eine unanschauliche himmlische Welt mit einer unanschaulichen himmlischen Moral, mit der der anschaulich-endliche Verstand in seiner Alltagspraxis nichts Rechtes anzufangen wußte, der er aber immerhin eine gewisse abstrakte Anerkennung zu zollen gelernt hat.

Dies scheint auf den ersten Blick die Sachlage gewesen zu sein, wenn wir das gesellschaftliche und politisch-geschichtliche Treiben der christlichen Völker bis auf die Gegenwart objektiv beobachten. Aber nur auf den ersten flüchtigen Blick hin. In Wahrheit griff der christliche Gedanke viel tiefer. Allerdings, das Irdisch-Menschliche vermochte er kaum aus den Angeln zu heben oder auch nur merklich zu erschüttern, aber er verlieh der Erdgebundenheit einen Charakter, den diese in der Antike nie besaß und besitzen konnte: den Charakter des Makels, der Anfechtbarkeit, des Sündhaften. Die Erdgebundenheit blieb in ihren Grundzügen nach wie vor die selbe wie in der heidnischen Antike, aber sie erhielt seit dem Christentum und durch das Christentum einen spezifischen Beigeschmack, den Beigeschmack des Nicht-sein-Dürfens und Nicht-sein-Sollens. Dieser Beigeschmack wurde von den christlichen Völkern in ganz konkreter Weise verspürt: eine Empfindung, die dem Menschen der heidnischen Antike fremd blieb. Man lebte wie die ganze übrige Welt auch, und wie die Menschen der heidnischen Antike lebten, aber man lebte in Sünde. Die Sünde macht die Buße erforderlich. Mag immerhin nach der Buße immer wieder von neuem tüchtig gesündigt worden sein, der Gedanke des Sündhaften und des Buße-tun-Müssens aber blieb haften. Ohne diesen Gedanken wäre das ganze Früh- und Spätmittelalter mit seinem Mönchs- und Klosterwesen, mit seinem religiösen Fanatismus und manchen religiösen Wahnideen kaum zu verstehen. Dieser Gedanke bildete das einzig konkrete, praktisch-anschauliche Band zwischen dem Christentum und der christlichen Menschheit.

Die erste Bresche in diesen Gedanken wurde von der Renaissance geschlagen, von ihr ging die Losung der Rehabilitierung des Fleisches aus. Aber selbstverständlich vermochte sie für sich allein einen derartig tief fundierten Gedanken nicht ernstlich zu erschüttern. Es dauerte eine Weile, bis die Ideen der Renaissance Wurzel fassen konnten. Die Entwicklung der positiven Wissenschaften in Gemeinschaft mit dem Aufschwung der Technik und

Industrie taten das ihrige zur Entkräftung des Sündglaubens. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war der Gedanke der Sündhaftigkeit des Lebens im Bewußtsein der christlich-abendländischen Völker so gut wie lahmgelegt, es machten sich sogar starke Gegenströmungen in Gestalt einer Verherrlichung und Vergottung des unmittelbaren, des "biologischen" Lebens geltend. Mit dem Ende des Weltkriegs war bereits jede Spur des Sündglaubens im Bewußtsein der christlich-abendländischen Menschheit weggewischt. Damit wurde das einzig konkrete, praktisch-anschauliche Band zwischen Christentum und christlicher Menschheit so gut wie zerrissen. Mit der Zerfaserung dieses Bandes bröckelt zusehends ein gut Stück spezifischer abendländischer Kultur ab; der Prozeß der Abbröcklung ist bereits so weit vorgeschritten, daß wir ihn mit bloßem Auge beobachten können. Wir wissen folgendes: Die geistige Kultur des Abendlands ist ein geschicktes Gewebe von 3 in einander sich verflechtenden Grundmotiven: Hellenentum, Römertum und Christentum. Es stammen aus dem Hellenentum plastische Künste, dramatische und epische Dichtung, empirische und logische Wissenschaften und alle positivistische Philosophie; aus dem Römertum Recht und Staatlichkeit und alles, was damit zusammenhängt; aus dem Christentum Musik und lyrische Dichtung, Metaphysik und Mystik. Nun können wir schon heute beobachten, wie sehr dieses letzte Motiv im Verklingen begriffen ist.

Hier beginnt nun die Krise des Christentums in der Gegenwart. Sie gibt sich in einer Reihe von theologisch-philosophischen Schriften der letzten Jahre zu erkennen, von denen hier 3 herausgegriffen seien: Die Agonie des Christentums des spanischen Dichterphilosophen Miguel de Unamuno, Die Aussichten des Christentums des irischen Satirikers George Bernard Shaw und Der Römerbrief des deutschen Theologen Karl Barth. Unamuno unterscheidet zwischen einem weltlich-relativen Christentum, wie es in der Lebenspraxis der christlichen Gemeinschaften geübt wird, und einem überweltlich-absoluten Christentum, wie es in den Evangelien und den apostolischen Sendschreiben gelehrt wird. Zwischen diesen beiden Christentümern schwankt er hin und her, ohne eine Entscheidung zu treffen. Vielmehr läßt er die Frage offen. Weit entschiedener ist Shaw. Er unterscheidet zwischen einem Jesus- und einem paulinischen Christentum. Das Jesuschristentum sei durchaus nicht das selbe wie das Christentum der Briefe des Paulus. Während dieses sich vorwiegend in metaphysisch-mystischen Bahnen bewegt, soll jenes einen ausgeprägt sozialen Charakter tragen. Shaw bekennt sich zum Jesuschristentum und findet, daß von dieser sozialen Seite her das Christentum sich noch in unseren Tagen wie auch künftighin zu behaupten imstande ist. Am entschiedensten und deutlichsten jedoch ist Barth. Für ihn gibt es nur ein einziges Christentum: das paulinische. Dieses Christentum soll das direkte Gegenteil alles dessen besagen, was wir Leben, Welt, Natur, Dasein, Sein, Mensch und Gesellschaft nennen, denn dieses alles stehe unter dem Zeichen des Verfalls, sei also durch und durch nichtig und wesenlos, während das Christentum, wie es im Römerbrief des Paulus gelehrt wird, ein durch und durch wesenhaftes Leben und eine durch und durch wesenhafte Welt offenbare. Es seien hier ein paar besonders prägnante Stellen aus dem Buch des Verfassers angeführt, die deutlicher und klarer als alle Darlegung reden werden. An einer Stelle des Buches heißt es: »Wer die Begrenzung der Welt durch eine widersprechende Wahrheit, die Begrenzung seiner selbst durch einen widersprechenden Willen erkennt, wer sich also schließlich

bekannt zu diesem Widerspruch, ... der glaubt.« An einer andern Stelle: »Kein "Werk", auch nicht das feinste und geistigste, auch nicht ein negatives Werk kann ... in Betracht kommen ... Unser Gesetz ist die grundsätzlichsste Außerkraftsetzung alles menschlichen Erfahrens, Wissens, Habens und Tuns. Nichts Menschliches bleibt übrig, was mehr sein wollte als Hohlraum, Entbehrung, Möglichkeit und Hinweis.« Und etwas weiter: »Jenseitiges Leben und Sein ist für ihn [den Glauben] das, was vom diesseitigen Leben und Sein aus nur Tod und Nichtsein, und wiederum diesseitiges Leben und Sein das, was vom jenseitigen Leben und Sein aus nur Tod und Nichtsein heißen kann.« Und noch weiter: »Keine Unzweideutigkeit, keine Reinheit, keine Sündlosigkeit, die vor Gott gilt in diesem Leben.« Wieder an einer weitem Stelle: »Kein Hinübergreifen des Menschen findet statt in jenes Reich [das Jenseits], und kein Hineinragen jenes Reiches in diese Welt. Wir sind die Menschen, für die Gott endgültig und auf der ganzen Linie dessen, was wir wissen, der Andere, der Fremde ist. Und unsere Welt ist die Welt, innerhalb derer Gott endgültig und im ganzen Umkreis außerhalb ist.« Und: »Das ist der Glaube, der Glaube von Römer 3 und 4, der Glaube, daß es für den Christen keinen Weg, keine Methode, kein Schema, keine absoluten Gebote und Verbote gibt, der Glaube, daß nicht einmal aus ... den Worten der Bergpredigt direkte Verhaltensmaßregeln für den praktischen Wandel des Christen zu entnehmen sind.« Zuletzt: »Unrein vor Gott ist alles und eben darum im besondern nichts.«

Bei Barth ist also, anders als bei Unamuno und bei Shaw, die Situation völlig klar: Das Christentum in seiner echten Gestalt ist für die Lebenspraxis vollständig unbrauchbar. Diese Lebenspraxis mag sich übrigens entwickeln, wie sie will, sie mag sich zu den höchsten Gipfeln menschlicher Tugend empor-schwingen oder in die tiefsten Abgründe menschlicher Untugend versinken; angesichts des christlichen Ideals bleibt sie immer null und nichtig. Mithin wird das Leben einem glatten moralischen Nihilismus von vornherein preisgegeben. Für uns, die wir uns in diesem Zusammenhang vornehmlich mit der Frage beschäftigen, inwiefern das Christentum einen die weitere Lebenspraxis der Menschheit beeinflussenden Faktor abgeben kann, kommt die ganze Barthsche Konzeption der Erklärung gleich, daß das Christentum unwirksam sei. Mit Barth zu diskutieren hätte keinen Zweck, da wir hier offenbar mit einer Auffassung zu tun haben, die mehr einem Glaubensbekenntnis als einem logisch begründeten Gedankengang ähnlich sieht. Wenn wir uns trotzdem gedrungen fühlen einiges gegen diese Auffassung einzuwenden, so geschieht es lediglich im Interesse unserer eigenen Orientierung.

Wir können nicht umhin zunächst zu bemerken, daß Barth die ganze Zeit hindurch mit einem Begriff herumhantiert, den er das einermal in der einen, das anderemal wiederum in einer andern Bedeutung gebraucht, daß er also das begehrt, was in der Sprache der Logik als *quaternio terminorum* bekannt ist. Das geschieht beim Begriff des Lebens. Wenn Barth auf die Hinfälligkeit und Nichtigkeit alles irdischen Daseins hinweisen will und sich des längern darüber verbreitet, wie sehr irdisches Leben und Sein unter dem Zeichen des Todes und Verfalls steht, so meint er offenbar das einfache, gewöhnliche, uns allen so gut bekannte biologische Leben; wenn er aber vom Leben im Bereich der Gottheit spricht, so meint er offenbar ein solches, das biologisch, menschlich und kosmisch keins ist. Durch diese beständige Ver-

wechslung des einen mit dem andern stiftet er große Verwirrung. Wenn Leben in Gott das sein soll, was für uns Tod ist, inwiefern kann man noch von ihm als einem Leben reden, und wenn irdisch-menschlicher Tod göttliches Leben in sich bergen soll, inwiefern kann man einen solchen Tod als Beweis für die Nichtigkeit des Daseins anführen? Der aufmerksame und besonnene Leser könnte Barth erwidern: Nur eines von beiden kann gelten. Ist alles Erdenleben nur *deshalb* wertlos und nichtig, weil es unter dem Zeichen der Vergänglichkeit und Verwesung steht, so wird bereits damit zugegeben, daß diesem Erdenleben an sich Wert und Bedeutung zukommen; ist aber Erdenleben an sich nichtig und mit Tod gleichbedeutend, so ist Ewigkeit um nichts besser als Vergänglichkeit. Oder kürzer: Wenn Verfall ein Unwert ist, so ist Dasein ein Wert, und es geht nicht an das selbe Dasein in einer andern Wendung als Unwert darzustellen.

Aber dies alles nebenbei. Es gibt in den Ausführungen Barths einen Punkt, der uns in diesem Zusammenhang unmittelbar trifft: die Frage nämlich, inwiefern Barth den Römerbrief, also im Grunde den christlichen Gedanken, richtig interpretierte, will sagen, ob das Christentum in der Tat ein unwiderrufliches Neinsagen zu unseren positiven irdisch-menschlichen Werten bedeutet. Zur Beantwortung dieser Frage bedarf es erfreulicherweise keines theologischen, philosophischen oder sonstigen Apparats. Denn Barth legt selber, ohne es zu merken, Zeugnis davon ab, daß es nicht der Fall ist. In der Tat: So radikal er auch vorgeht, so ist er doch nicht radikal genug das Neinsagen absolut durchzuführen, er bleibt auf halbem Weg stehen, und zwar in der Frage von Gut und Böse: Ist auch alles das, was nach menschlich-irdischen Begriffen einen moralischen Wert darstellt, also beispielsweise Treue, Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit usw., in den Augen der Gottheit ein moralischer Unwert, und umgekehrt? Alles, was uns Barth darüber sagt, ist, daß unsere menschlich-irdischen Tugenden in den Augen Gottes null und nichtig seien. Allein dies genügt doch offenbar nicht. Nach dem von Barth aufgestellten Schema, wo jedes menschlich-irdische Plus von der Gottheit mit einem kräftigen Minuszeichen versehen, und jedes menschlich-irdische Ja mit einem entschiedenen Nein beantwortet wird, müßten menschlich-irdische Tugenden, wie Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Mitgefühl usw., in den Augen Gottes als so viele Untugenden, und menschlich-irdische Laster, wie Verrat, Lüge, Unrecht usw., als so viele Tugenden gelten. Diesen wichtigen Schritt hat Barth nicht getan. Der christliche Gedanke ist also nach seinem eigenen, wiewohl versteckten Eingeständnis kein durchgängiger Widerspruch zu unserm menschlichen Habitus in dessen Ganzheit, wie er es durch seine Auslegung des Römerbriefs allerdings behauptet.

Und in der Tat ist das Christentum weit entfernt davon ein unbedingtes Neinsagen zu allen menschlich-irdischen Werten darzustellen. Es ist vielmehr ein unbedingtes Jasagen zu bestimmten menschlichen Werten: den moralischen. Es leugnet keineswegs den Wert der menschlich-irdischen Tugenden überhaupt, es leugnet bloß die menschlich-irdische Bedingtheit bestimmter Tugenden; zum Beispiel: Milde soll unter allen Umständen geübt werden. Aber ein unüberbrückbarer Dualismus bleibt doch an dem Christentum haften. Wir sahen, daß in früheren Generationen der Gedanke des Sündhaften es war, der den Dualismus zwischen Absolutem und Relativem wenigstens im Bewußtsein des christlichen Menschen zu überbrücken half. Alles Irdisch-Menschliche ist bedingt, aber darum leben wir auch in Sünde.



Was fällt ihn an, den die Stimme trifft?

Wenn einer ruft mit dem rechten Wort, folge ich nach ihm und ihr,

Wie die Wasser folgen dem Mond im Zug still und unaufhörlich um die große Kugel.

Wort, das hier entströmt, gibt neuen tiefen süßen Klang, keinen Makel und keine Leere.

Alle warten auf das richtige Wort, auf den vollkommenen erprobten Mund Und die ganz entfaltete Seele.

Gehirne und Lippen wie verschlossen, Stirn und Trommelfell wie verstaubt,  
Bis der kommt, der zu fechten versteht und das Lösen der Fesseln,  
Bis der kommt, der aufrichtet, was im Schlummer liegt und gespannt auf das weckende Wort.

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Genossenschaftsbewegung / Erwin Hasselmann

Zentralverband Deutscher Konsumvereine Vom 17. bis zum 19. Juni tagte in Mannheim das Parlament der organisierten

Verbraucher, der Genossenschaftstag des Zentralverbands Deutscher Konsumvereine. Die Tagung, die in der Öffentlichkeit großes Interesse gefunden hat, stand in diesem Jahr unter dem Zeichen des Abwehrkampfes gegen die allenthalben zunehmenden Angriffe der wirtschaftlichen Gegner, vor allem der Kleinhändler, und gegen eine Steuergesetzgebung und -rechtsprechung, die dem Wesen der Konsumgenossenschaften nicht gerecht wird und den Verbrauchermassen große Lasten aufbürdet. Gegen die beabsichtigte Heranziehung der Konsumgenossenschaften zur Körperschaftssteuer, die sich auf ein Urteil des Reichsfinanzhofs vom 25. März 1929 stützt, wurde in einer Resolution lebhaft protestiert. Eine andere Resolution wendet sich gegen die Heranziehung sogar der von den Konsumgenossenschaften gewährten festen Rabatte zur Körperschaftssteuer, eine weitere gegen die Absicht des Steuervereinheitlichungsgesetzes (das von der frühern Regierung ausgearbeitet und von der jetzigen dem Reichstag in unveränderter Fassung zugeleitet wurde): die Konsumgenossenschaften durch eine Ausnahmesteuer zur Gewerbesteuer (Filialsteuer) zu belasten. Es wurde eine aus 10 Mitgliedern bestehende Kommission eingesetzt, die mit der Organisation des Abwehrkampfes gegen die Steuerbelastung betraut wurde. Die Abwehraktion ist notwendig und berechtigt: Die Konsumgenossenschaften sind schon seit langer Zeit zur Gewerbesteuer herange-

zogen worden, obgleich sie keine auf Gewinnerzielung abgestellten Unternehmungen, also keine Gewerbebetriebe sind. Sie nun auch noch auf Grund von vereinzelt, durch zweifelhafte Methoden festgestellten "Überschreitungen" des Verbots an Nichtmitglieder zu verkaufen zur Körperschafts- und Kapitalertragssteuer heranzuziehen und sie außerdem noch mit dem 20prozentigen Zuschlag zur Gewerbesteuer, der "Filialsteuer", zu belasten, das heißt Mittelstandspolitik auf Kosten der Massen treiben. Es wäre zu wünschen, daß fürs erste wenigstens das Steuervereinheitlichungsgesetz nicht in der Entwurfsfassung Gesetz wird. Gegen gewisse Maßnahmen von "mittelständischen" Organisationen durch wirtschaftlichen und moralischen Druck Mitglieder von Konsumvereinen zum Austritt zu zwingen, wie überhaupt gegen die mitunter wenig anständige Kampfweise der Mittelständler wurden die Verbraucher zu energischer Gegenwehr aufgefordert. Für die Konsumgenossenschaften kommt jetzt alles darauf an den Verbrauchermassen ihre Bedeutung und ihre Macht zum Bewußtsein zu bringen und auf breiter Linie durch verdoppelte Aufklärung und Werbung zur Offensive überzugehen. In Hamburg wurde der Anfang dazu durch eine gewaltige Massenkundgebung gegen die steuerliche Bedrückung der Konsumvereine gemacht. Das Charakteristikum dieses Genossenschaftstags war die Sammlung zur Abwehr, sie nahm auch in den üblichen, alljährlich wiederkehrenden Berichten einen breiten Raum ein. August Kasch sprach über die Entwicklung des Zentralverbands, Hugo Bästlein über wirtschaftliche Angelegenheiten der Konsum-



genossenschaften; beide Referate atmen Kampfgeist bei aller Sachlichkeit. Vollrath Klepzig, der, früher Vorstandsmitglied des Dresdener Konsumvereins Vorwärts, neu in den Geschäftsführenden Vorstand des Zentralverbands gewählt wurde, hielt ein Referat über Wirtschaft und Konsumgenossenschaften, Robert Schweikert berichtete über das konsumgenossenschaftliche Fortbildungsschulwesen. Bemerkenswert ist noch ein Beschluß für den Zentralverband die Rechtsfähigkeit als eingetragener Verein zu erwerben. Dadurch wird der Zentralverband in seinen Rechtsgeschäften unabhängig von der Verlagsgesellschaft, die Ende 1930 von der Großeinkaufsgesellschaft übernommen werden soll. Im Anschluß an den Genossenschaftstag fanden die 35. Generalversammlung der Großeinkaufsgesellschaft und die 17. Generalversammlung der Verlagsgesellschaft statt. Nüchterne sachliche Arbeit bildete so den Beschluß der für die deutsche Konsumgenossenschaftsbewegung äußerst wichtigen Mannheimer Tagung.

**Reichsverband Deutscher Konsumvereine** Vom 20. bis zum 22. Juli, einen Monat nach der Mannheimer Tagung, fand in

München der 20. Genossenschaftstag des Reichsverbands Deutscher Konsumvereine statt. Neben dem Geschäftsbericht Peter Schlacks, der eine innere Festigung und eine ihrem Ausmaß nach allerdings nicht voll befriedigende Aufwärtsentwicklung der Reichsverbandsgenossenschaften konstatierte, verdienen folgende Referate Beachtung; das des katholischen Theologen Oswald von Nell-Breuning Konsumorientierte Wirtschaft, des Generalsekretärs der Evangelischen Arbeitervereine Alfred Grunz Konsumgenossenschaftswesen und Ethik und des Führers der christlichen Gewerkschaften Fritz Baltrusch Konsumgenossenschaften und Arbeitnehmerbewegung. Alle Redner betonten scharf und eindeutig den antikapitalistischen Charakter der Konsumgenossenschaftsbewegung; von Nell-Breuning sprach von der Notwendigkeit einer neuen, gesünderen Wirtschaftsverfassung, Grunz von der Durchsetzung einer lebendigen, genossenschaftsorientierten Sozialauffassung, Baltrusch von der weltgeschichtlichen Mission der Genossenschaftsbewegung. Neben den mehr theoretischen kamen auch die praktischen Gegenwartsfragen der Konsumgenossenschaftsbewegung zur Geltung. Im Abwehrkampf gegen die geplante steuerliche Mehrbelastung der Genossenschaften stehen Zentralverband und Reichsverband in einer Linie.

**Tschechoslowakei**

Die deutschen Konsumgenossenschaften in der Tschechoslowakei berichten über die Entwicklung der Bewegung im Jahr 1928. Das Jahr 1928 war im allgemeinen ein Jahr des Aufschwungs der tschechoslowakischen Wirtschaft. Auch die Konsumgenossenschaftsbewegung hatte Anteil daran, freilich nicht in einem Umfang, der voll befriedigen könnte. Der Umsatz der dem Verband Deutscher Wirtschaftsgenossenschaften in Prag angeschlossenen Konsumvereine stieg von 529,4 Millionen Kronen im Jahr 1927 auf 558,7 Millionen im Jahr 1928, somit um 5,5%. Die Mitgliederzahl ging, aus den gleichen Gründen wie in Deutschland, von 238 000 auf 234 000 zurück; der Umsatz pro Mitglied betrug 2 390 Kronen, bleibt also hinter dem deutschen Durchschnittsumsatz noch erheblich zurück. Die Großeinkaufsgesellschaft der deutschtschechischen Genossenschaften konnte ihren Umsatz um 8%, von 278,3 Millionen Kronen auf 300,5 Millionen steigern; der Wert der Eigenproduktion stieg von 35,6 Millionen Kronen im Jahr 1927 auf 46,2 Millionen im Jahr 1928. Neu errichtet wurden von der Großeinkaufsgesellschaft der Tschechoslowakei eine große Dampfmolkerei und eine Essigfabrik; außerdem wurde ein Warenhaus für Kolonial- und Textilwaren in Bodenbach eingerichtet, das zu den größten des Landes gehören soll. Die relativ große Steigerung der Eigenproduktion zeigt, daß sich die Bewegung der deutschtschechischen Konsumgenossenschaften im innern Ausbau befindet, der stärker ist als das äußere Wachstum. Das geht auch aus einer Bilanzstatistik der Genossenschaften hervor. Während der Gesamtumsatz vom Jahr 1924 bis zum Jahr 1928 nur um etwa 20% stieg, stieg der buchmäßige Wert des Grundbesitzes von 32,9 auf 53 Millionen tschechische Kronen, also um mehr als 60%; die Summen der Stammeinlagen und angelegten Kapitalien vermehrten sich in der gleichen Zeit um mehr als 100%, die der Reserven um über 20%, die der Spareinlagen um rund 50%.

**Landwirtschaftliche Genossenschaften; Vereinheitlichung** Nachdem die grundsätzliche Bereitwilligkeit der einzelnen landwirtschaftlichen Genossenschaftsorganisationen in einem Einheitsverband aufzugehen auch durch die einzelnen Verbandsinstanzen festgestellt worden war, konnten die Verhandlungen zur Durchführung der Verschmelzung und zur Lösung der praktischen Einzelfragen aufgenommen werden. Eine der wichtigsten Fragen ist die Personenfrage. Sie

war ein Hauptverhandlungspunkt der Sitzung des Einigungsausschusses am 19. Juli in Frankfurt, auf der bereits die Konstituierung des Einheitsverbands auf der Tagesordnung stand. In der Personfrage wurde einstimmig ein Kompromiß angenommen, der voraussichtlich auch von den beteiligten Verbänden (außer den 5 Zentralverbänden waren der Mittelrheinische Genossenschaftsverband und der Verband der Oberschlesischen Genossenschaften vertreten) gebilligt werden wird. An die Spitze des Einheitsverbands tritt ein Präsidium: Ludwig Hohenegg und Andreas Hermes werden gleichberechtigte Präsidenten, ihre Stellvertreter werden Richard Rabe und Magnus von Braun; Generalanwalt und als solcher Mitglied des Präsidiums wird Otto Gennes, dessen 1. Stellvertreter August Schmidt, 2. Stellvertreter Alfred Brenning. Das Ehrenpräsidium wird dem Präsidenten des Reichsverbands Peter Johannsen angetragen. Dieser Vorschlag muß nun allerdings noch von den zuständigen Organen der landwirtschaftlichen Genossenschaften angenommen werden, was voraussichtlich in nächster Zukunft geschehen wird. Gleichzeitig mit den Verhandlungen an der Spitze finden in den einzelnen Bezirksverbänden Vereinheitlichungsverhandlungen statt, die den wichtigsten Teil der Rationalisierung im landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen; die Zusammenlegung der einzelnen Lokalgenossenschaften, vorbereiten sollen. In den Richtlinien, die die Verwendung des vom Reich zur Verfügung gestellten Rationalisierungsfonds von 25 Millionen Mark regeln, steht als erstes Ziel »die Rationalisierung der für den genossenschaftlichen Geld- und Warenverkehr bestehenden Unternehmungen derart, daß in jedem Geschäftsbezirk künftig nur eine Stelle der selben Art arbeitet, und damit das gegenseitige Nebeneinanderarbeiten und die bestehenden Überschneidungen beseitigt werden«. Da die Auszahlung der zur Verfügung gestellten Summen von den in den Richtlinien aufgestellten Voraussetzungen, also der Inangriffnahme der lokalen Rationalisierung, abhängig gemacht wird, darf man mit einer Beschleunigung der Rationalisierungsmaßnahmen rechnen.

#### Informationsmittel

Genossenschaftswesen, seine Geschichte, volkswirtschaftliche Bedeutung und Betriebswirtschaftslehre ist der Titel eines Buchs von Ernst Grünfeld und Karl Hildebrand /Berlin, Industrieverlag Spactif & Linde/. Von Grünfeld stammen der theoretische und der geschichtliche Teil

und die Literaturübersicht, von Hildebrand der betriebswirtschaftliche Teil. Das Buch will als kleines *Lehrbuch* dienen und ist somit nicht mehr als eine Einführung. Als solche ist es gut. In knapper und leichtverständlicher Darstellung wird ein allgemeiner Überblick über das weitverzweigte Gebiet der Genossenschaftsbewegung gegeben; auch die außerdeutschen Genossenschaften sind dabei, wenn auch nur kurz, berücksichtigt worden. Ein Eingehen ins einzelne ist natürlich bei der Zusammendrängung des Stoffs nicht möglich gewesen; der Wert des Buchs liegt vor allem in seiner Übersichtlichkeit, die eine schnelle Orientierung ermöglicht.

**Kurze Chronik** Am 6. Juli wurde in allen dem Internationalen Genossenschaftsbund angeschlossenen Ländern der 7. Internationale Genossenschaftliche *Fest- und Werbetag* festlich begangen. In den Großstädten wurden teilweise recht eindrucksvolle Kundgebungen veranstaltet; so stand Hamburg, wo die Produktion zugleich ihr 30jähriges Bestehen feierte, am 7. Juli unter dem Zeichen eines imposanten Festumzugs und eines genossenschaftlichen Volksfests im Zoologischen Garten. Die Verbundenheit der Massen mit der Produktion fand sichtbaren Ausdruck in der zahlenmäßig gewaltigen Beteiligung der Bevölkerung an den Veranstaltungen. ◊ In Rotterdam wurde die Aktiengesellschaft Internationale Genossenschaftliche *Einkaufszentrale Landwirtschaftlicher Bedarfsartikel* (Intercoop) gegründet, und zwar von 6 nationalen Einkaufszentralen (Deutschland, Niederlande, Belgien, Tschechoslowakei, Dänemark, Schweden). Diese Aktiengesellschaft soll vor allem Artikel, die aus Übersee bezogen werden müssen, für die ihr angeschlossenen Organisationen einkaufen, wie Chilesalpeter, Mais und anderes. Der Vorstand der neugegründeten Einkaufszentrale besteht aus einem deutschen, einem holländischen und einem tschechischen Vertreter. ◊ Die Verhandlungen zwischen dem Reich und Preußen über eine Beteiligung des Reichs an der *Preußischen Zentralgenossenschaftskasse* haben zu einem Ergebnis geführt, das allerdings noch der Sanktionierung durch ein Reichsgesetz bedarf. Danach soll sich das Reich mit 50 Millionen am Grundkapital der Preußenkasse beteiligen und zwar so, daß Preußen von seinem noch nicht eingezahlten Anteil am Grundkapital in der Höhe von 100 Millionen Mark 50% abtritt, so daß keine Kapitalerhöhung nötig wird. Selbstver-

ständig bedeutet die Beteiligung des Reichs auch eine Einflußnahme des Reichs auf die Leitung der Preußenkasse, in der in Zukunft Reich und Preußen zusammenarbeiten werden. ◊ Auf dem Genossenschaftstag des Reichsverbands der Deutschen Landwirtschaftlichen Genossenschaften, vom 4. bis zum 5. Juli in Königsberg, stellte der Reichsminister Hermann Robert Dietrich als die wichtigsten *Gegenwartsfragen der landwirtschaftlichen Genossenschaften* heraus: die Ordnung des landwirtschaftlichen Kreditwesens und die einheitliche Organisation des Absatzes landwirtschaftlicher Erzeugnisse auf wirtschaftlichem Gebiet sowie die beschleunigte Zusammenfassung der landwirtschaftlichen Genossenschaften auf organisatorischem Gebiet. ◊ In der *Hamburger* Bürgerschaft wurde ein Antrag der Mittelständler und Nationalsozialisten abgelehnt, der die Einsetzung eines Ausschusses zur Prüfung der Vergebung von staatlichen Aufträgen an die Produktion forderte. Die Mittelständler, unterstützt durch den unentwegten Konsumvereinszerschmetterer Hennigsen, begründeten diesen Antrag mit der »Bevorzugung« der Produktion durch den Staat. Der volksparteiliche Senator de Chapeaurouge und der sozialdemokratische Abgeordnete Ferdinand Vieth wiesen die in dem Antrag enthaltenen Verdächtigungen gebührend zurück. Aus dem von der Finanzdeputation vorgelegten Zahlenmaterial ging hervor, daß die Produktion in den letzten beiden Jahren nur mit 1,6% an den Lieferungen für staatliche Anstalten beteiligt worden ist, einem Prozentsatz, der der Bedeutung der Produktion für das Hamburger Wirtschaftsleben bei weitem nicht gerecht wird. ◊ Der Konsumverein Eintracht in Würselen bei Aachen beschloß vor kurzem die Anlegung einer *Hühnerfarm* und einer Obstplantage. Die Genossenschaft hofft durch die Hühnerfarm unabhängig vom Eiermarkt werden und bald einen großen Teil ihrer Mitglieder mit Qualitätseiern aus dem eigenen Betrieb versorgen zu können. Der Plan bedeutet ein erstes Eindringen der Konsumgenossenschaftsbewegung in ein landwirtschaftliches Spezialgebiet; zweifellos wird solches Eindringen von Erfolg gekrönt sein, wenn man an dem Gedanken der Erzeugung von Qualitäts- und Standardware festhält. ◊ An der Universität Halle wurde ein neuer *Lehrstuhl* für Genossenschaftswesen errichtet und Ernst Grünfeld übertragen. Grünfeld, bisher außerordentlicher Professor in Halle, hat sich um den Ausbau des Seminars für

Genossenschaftswesen, dessen Direktor er seit 1923 ist, und um die Vertiefung des Studiums des Genossenschaftswesens sehr verdient gemacht. Von dem gemeinsam mit Julius von Gierke und Karl Hildebrand herausgegebenen 4bändigen Handbuch des Genossenschaftswesens /Halberstadt, H. Meyer/ verfaßte er den 1. Band. Er gibt ferner die *Schriftensammlung Soziale Organisationen der Gegenwart* sowie die Vierteljahrsschrift für Genossenschaftswesen heraus.

**Literatur** Als 7. Band der Sammlung *Soziale Organisationen der Gegenwart* /Halberstadt, H. Meyer/ erschien *Charles Gides Arbeit* Der Kooperatismus, übersetzt von Kurt Bretschneider, eingeleitet von Ernst Grünfeld. In Frankreich kam das Buch bereits in 5. Auflage heraus. Es setzt sich aus einer Reihe von Vorträgen zusammen, die der Verfasser als Propagandavorträge aus den verschiedensten Anlässen innerhalb einer Zeitspanne von 40 Jahren gehalten hat. In diesen außerordentlich flüssigen und immer konkret anschaulichen Vorträgen, die ein Meisterstück französischer Rhetorik darstellen, entwickelt Gide ein System, »das den Anspruch erhebt sich gleichzeitig vom Individualismus und Kommunismus zu unterscheiden«. Die »Solidaritätsidee« ist sein Inhalt, die Genossenschaft sein Programm. Der Begriff Solidarität wird jedoch so weit gefaßt, daß er auch alle gesellschaftlichen, nicht etwa nur die gemeinschaftlichen im Sinn Ferdinand Tönnies', ja sogar sinnfremde biologische Zusammenhänge und Beziehungen umfaßt und infolgedessen als Kriterium nur sehr bedingten Wert besitzt. Die Genossenschaft wird als einziges Mittel die Solidaritätsidee rein und umfassend zu verwirklichen den Klassenkampforganisationen entgegengestellt, denn »der Klassenkampf beginnt damit die Solidarität zwischen den Gliedern eines Volkes zu zerbrechen«. Das ist mehr als eine bloße Abgrenzung, die die Notwendigkeit und Existenzberechtigung auch der grundsätzlich den Klassenkampf bejahenden Gruppen der großen antikapitalistischen Bewegung anerkennt, das ist eine gewisse Frontstellung gegen sie. Damit wird aber die Genossenschaftsbewegung aus dem Zusammenhang des sozialen Geschehens herausgehoben, eine Isolierung, die, trotz dem in der politischen Zone unbedingt geltenden und erforderlichen Neutralitätsprinzip, zur Vernachlässigung wesentlicher Bedingungen der Geschichte und der Praxis der Konsumgenossenschafts-

bewegung führen muß und der Theorie ein utopistisches Gepräge gibt. Im einzelnen gibt das Werk Gides natürlich eine Fülle von Anregungen und viel wertvolles Material zur Theorie der Genossenschaft. ◊ Im Verlag Friedrich Cohen in Bonn erschien eine Schrift *Friedrich Dessauers* Kooperative Wirtschaft. Sie stellt sich zur Aufgabe die Träger der Wirtschaft und die Wirtschaftspolitiker »anzuregen darüber nachzudenken, was eigentlich in den Wandlungen unserer Wirtschaft sich anzeigt«, Anlaß und Anregung zu der Arbeit war der Kölner Parteitag der Zentrumsparlei im Dezember 1928, auf dem der Verfasser über das Wirtschaftsprogramm der Zentrumsparlei referierte. Der Vortrag selbst ist im Anhang abgedruckt. Dessauer geht vom »Menschlichen« in der Wirtschaft aus, das in der kapitalistischen Wirtschaft, der Warenwirtschaft, weitgehend zurückgetreten ist. Der subjektive Wirtschaftsfaktor Mensch ist entartet zum objektiven Faktor Arbeitskraft oder Kapital. Aus dieser Entartung entstand der Klassenkampf. Es kommt aber alles auf die Zusammenordnung der verschiedenen Wirtschaftsfaktoren an, auf ein »Zusammenwirken der menschlichen Faktoren von innen, sinnvoll geplant«, auf »die gewollte, die sinnvolle Kooperation der menschlichen Faktoren unter rationellem Einsatz der objektiven Faktoren, Natur und Technik, nach ihren eigenen Anlagen im Wirtschaftsvollzug«, Aufgabe der Wirtschaftspolitik ist es diese Kooperation herbeizuführen, die der sozialökonomischen Wissenschaft die Gesetzmäßigkeit ihres Zusammenwirkens zu erkennen. Ansätze zu einer kooperativen Wirtschaft sind vorhanden etwa in den Vorschlägen Rudolf Wissells, Walther Rathenau. Die Idee der kooperativen Wirtschaft hat Berührungspunkte mit der Idee der Planwirtschaft, beide decken sich jedoch nicht. Ziel der kooperativen Wirtschaft ist nur die »Wohlfahrt« der Menschen, der Gesellschaft. Den Weg zum Ziel soll die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit der einzelnen Faktoren und ihrer Zusammenarbeit zeigen. Dabei werden die geschichtlich gegebenen gesellschaftlichen Faktoren zu gering eingesetzt; die Tatsache der Klasse und des Klassenkampfes, der überwunden sein muß, ehe die kooperative Wirtschaft möglich ist. Diese Überwindung ist jedoch nur möglich durch die Aufhebung seiner geschichtlichen Bedingung; der kapitalistischen Klassengesellschaft. Daß die Schrift Dessauers nicht zu diesem Resultat gelangt, dafür dürften zuletzt nicht rationale Gründe

den Ausschlag gegeben haben. Die Schrift ist in flüssigem Stil geschrieben, von gedanklicher Tiefe und Schärfe, immer anschaulich, auf konkrete Probleme hinweisend, auch für den genußreich zu lesen, der mit dem Verfasser in den grundsätzlichen Voraussetzungen und im Resultat nicht übereinstimmt. ◊ In 3. Auflage erschien das Buch *Vahan Totomjanz' Konsumentenorganisation; Theorie, Geschichte und Praxis der Konsumgenossenschaften* /Berlin, Struppe & Winckler/. Totomjanz gibt darin nach einer kurzen Darstellung der Grundlagen der Konsumgenossenschaftstheorie und der Grundsätze der Bewegung einen Überblick über die Systeme und Lehrmeinungen führender Genossenschaftstheoretiker, wobei die Würdigung der einzelnen Theoretiker nicht immer ihrer Bedeutung entspricht. So kann man die Theorie Ernst Busch', auch wenn sie Einfluß auf die Ansichten einzelner Genossenschaftstheoretiker gehabt hat, nicht gerade als so wichtig für die deutsche Konsumgenossenschaftsbewegung bezeichnen, daß sie einen größeren Raum beanspruchen könnte als die übrigen deutschen Theoretiker zusammen, unter denen eine Persönlichkeit wie Heinrich Kaufmann, der ja nicht nur Organisator war, und andere fehlen. Der Abriss der Geschichte der Konsumgenossenschaftsbewegung in den einzelnen Ländern, der allerdings auch nicht immer gut proportioniert ist, gibt einen guten Einblick in die nationalen Eigenarten und Verschiedenheiten innerhalb der Konsumgenossenschaftsbewegung der Welt. Theoretisch finden diese Verschiedenheiten ihren Niederschlag in der Herausstellung der Konsumgenossenschaftstypen. Freilich wird gerade der Hamburger Typus (Produktion) sehr mangelhaft dargestellt; die Rückvergütung ist zum Beispiel in der Produktion nicht auf 6% sondern auf höchstens 5% reduziert worden, der »Rest« (des Gewinns?) wird keineswegs als Fonds für Notlagen der Mitglieder und für die Sparkasse zurückbehalten. Leider sind auch die statistischen Tabellen des Anhangs nicht ganz einwandfrei. Es ist jedoch einzusehen, daß die umfassende Aufgabe, die sich der Verfasser in diesem Werk gestellt hat, nicht leicht zu bewältigen, und daß neues und einwandfreies Material mitunter schwer zu beschaffen ist. Im großen und ganzen kann die Lektüre des Totomjanzschen Buchs dem empfohlen werden, der schon ein wenig mit dem Konsumgenossenschaftswesen vertraut ist, und dem es mehr auf einen allgemeinen Überblick als auf die Einzelheiten ankommt.

Nationale Bewegung / Günter Keiser

**Minderheitenrecht** Es wurde bereits in dieser Rundschau (1929 I Seite 437) von dem Ausgang der Minderheitendebatte auf der Märztagung des Völkerbunds berichtet. Die damals gebildete Kommission verarbeitete die von 15 Regierungen und einer Anzahl übernationaler Organisationen eingesandten Denkschriften zu einem Bericht für die Tagung des Völkerbundsrats in Madrid Anfang Juni. Die Quintessenz dieses Berichts war die grundsätzlich gedachte Erklärung, daß eine allgemeine Festlegung und organisatorische Verankerung der Minderheitenschutzgarantien des Völkerbunds, wie sie unter anderen Deutschland in Gestalt einer Ständigen Kommission forderte, weder berechtigt noch erwünscht oder notwendig sei. Zugestanden wurden nur einige Verbesserungen des Petitionsverfahrens. Die Vertreter Deutschlands, Canadas und Finnlands hatten es in Madrid nicht leicht eine debattelose Annahme dieses Londoner Berichts zu verhindern. Die Debatte freilich legte wieder klar, daß jene Auffassung, die in den Minderheiten im Grunde unartige Kinder sieht oder störende Schönheitsfehler in der internationalen Staatenordnung, die am besten zu übersehen wären, nach wie vor die Masse der Völkerbundsstaatsmänner beherrscht. Es muß demnach als ein Erfolg angesehen werden, wenn es gelang aus den Madrider Beschlüssen jede prinzipielle Stellungnahme zur Garantiefrage zu verdrängen und so die endgültige Entscheidung hinauszuschieben. Mit Nachdruck betonten Stresemann und Dandurand, daß sie sich mit ihrer Unterschrift alle weiteren Wege (insbesondere eine Berufung des Haager Internationalen Gerichtshofs) offenhalten, während freilich Zaleski für Polen und Titulescu für die Kleine Entente ihre Zustimmung zu den Madrider Beschlüssen nur bei gleichzeitiger Anerkennung des Geistes des Londoner Berichts erklärten. Diese Beschlüsse beschränkten sich auf einige Verbesserungen des Verfahrens. Die Kommissionen, die die Petitionen in Genf erledigen und aus je 3 Mitgliedern bestehen, können auf 5 Mitglieder erweitert werden, sie können sich frei informieren, insbesondere die Minderheitenvertreter selbst zu den Verhandlungen hinzuziehen, und auch zwischen den Ratssitzungen tagen. Sodann sollen eine größere Publizität durch Information aller Ratsmitglieder, möglichst Veröfentlichung der Prüfungsresultate, jährliche Statistik der eingereichten und behandelten Petitionen und dergleichen mehr sichergestellt werden. Damit sind die schlimmsten Übel des jetzigen Verfahrens beseitigt, und die Öffentliche Meinung Europas kann die Lage der Minderheiten jetzt mit ganz anderer Aufmerksamkeit verfolgen als bisher.

**Europäische Minderheiten** Der Ende August in Genf abgehaltene 5. Europäische Nationalitätenkongreß war naturgemäß in der Hauptsache den Madrider Beschlüssen des Völkerbundsrats gewidmet. Da die meisten Vorschläge nur Kannvorschriften sind, hat Paul Schliemann sicher recht, wenn er sagte, daß der ganze Erfolg der Verfahrensverbesserung von dem Geist und dem guten Willen der Völkerbundsstaaten abhängt. Mit um so größerem Gewicht baute demgegenüber der Kongreß seine alte Forderung einer generellen und grundsätzlichen Regelung des Völkerbundsschutzes der Minderheiten durch die Errichtung einer ständigen Institution zu dem sehr glücklichen Vorschlag aus: in Parallele zu dem Internationalen Arbeitsamt, das als Organ des Völkerbunds für die Schlichtung und Regelung der sozialen Weltprobleme dient, ein selbständiges Amt zur Lösung des Gesamtkomplexes der Aufgaben des Völkerbunds in der Minderheitenfrage zu schaffen. Es muß, so sagt die Resolution, die Sicherung der nationalkulturellen und staatsbürgerlichen Rechte der Minderheiten zu einem verpflichtenden Grundsatz der europäischen Rechtssatzung werden. Das setzt freilich einen Geist voraus, dem die »Achtung vor der nationalen und kulturellen Individualität jeder menschlichen Gemeinschaft« eine »Konsequenz der allgemeinen Kulturgesinnung und Rechtsüberzeugung« ist. Die sonstigen Beschlüsse des Kongresses betrafen die Begründung eines Inter-europäischen Instituts für Nationalitätenkunde als objektive Materialquelle in nationalen Streitfragen, die Errichtung eines Verbands der Minderheitenjournalisten und die Herausgabe eines Statistischen Handbuchs. Von Bedeutung waren sodann die Solidaritätserklärung der Deutschböhmen mit den Zielen des Minderheitenbunds und die sich einspielende Zusammenarbeit mit dem Bund der Völkerbundsligen und der Interparlamentarischen Union, die zu gleicher Zeit als Ergebnis ihrer Untersuchungen zur Minderheitenfrage die Errichtung paritätischer Kommissionen in den einzelnen

Staaten als Mittel zur Entlastung des Völkerbunds und zur Milderung der Reibungen zwischen Staats- und Minderheitsnationen vorschlug.

Im ganzen hatte auch dieser Kongreß wieder einen tiefen und würdigen Klang. Der Bund der Minderheiten ist heute ein starker Schrittmacher einer europäischen Gemeinschaft. Er ist heute die einzige Stelle, wo sich nationale Verwurzelung und übernationale Verbundenheit ohne Trübung und Zerrung gefunden haben.

#### Deutschland: Minderheiten

Der Verband der Minderheiten in Deutschland, der bekanntlich vor 2 Jahren aus dem Kongreß der Europäischen Minderheiten ausschied, hat in 5 Thesen sein Programm veröffentlicht. Soweit man aus den etwas unklar philosophischen Formulierungen den Kern herauschälen kann, wird hier vor allem festgelegt, daß 1. das Minderheitenproblem auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse, unabhängig von Grenzlösungen als sittlich-kulturelle Frage gestellt und zu lösen ist, und daß 2. durch radikale »Entpolitisierung« die Minderheitenfrage dem Kräftespiel der europäischen Staatenpolitik und den zweckpolitischen Kombinationen zu entziehen sei, wozu die Ergänzung der politischen Organisation des Völkerbunds durch einen Europäischen Kulturbund empfohlen wird. Die Garantie der freien Kulturgemeinschaft der Minderheit sieht der Verband nicht in der »kulturell und staatsbürgerlich isolierenden« Kulturautonomie sondern im »kulturellen Mutualismus«, worunter zwischennationale Gegenseitigkeit der Minderheitenrechte verstanden wird, und in der »Gleichberechtigung innerhalb der staatlichen Kulturpflege«.

Eine wertvolle Illustration zu diesem Programm lieferte eine Aussprache, die vor dem, von Walther Maas geleiteten Deutsch-Polnischen Studienkreis in Berlin, zurzeit wohl dem einzigen Forum sachlicher Aussprache zwischen Deutschen und Polen, zwischen Jan Kasemarek, dem erfreulich jungen polnischen Minderheitenführer, und dem bekannten deutschen Minderheitenrechtler Carl Georg Bruns im Juli stattfand. Einig waren sich die beiden Referenten in der entscheidenden Feststellung, daß die Forderung der Minderheiten heute eine rein menschlich-sittlich-kulturelle Angelegenheit ist, genau wie früher die Forderung der Konfessionen auf Toleranz und Eigenleben; daß keine irgendwie geartete Grenzziehung, bei dem Grad der natio-

nen Verfilzung in dem Völkergürtel von Reval bis zur Adria, eine Lösung des Minderheitenproblems bringen kann. Die regionale Frage der nationalen Macht und Größe hat keinerlei Zusammenhang mit der absolut-menschlichen Frage des kulturellen Lebensrechts der durch welche politische Machtlösung auch immer geschaffenen Minderheit. Während aber Kasemarek forderte, daß der Minderheitenführer nur staatsbürgerlich loyaler Kulturkämpfer, nie aber »Politiker« sein, sich nie für die nationale Macht des Heimatsstaats einsetzen dürfte, sah die Diskussion das Problem komplizierter. In der Tat ist hier eine Generalisierung unangebracht. Für Minderheiten in der geopolitischen Situation etwa der Sachsen in Siebenbürgen oder der Polen in Westfalen ist die Kasemareksche Forderung die organisch richtige. Für Minderheiten dagegen, die in flüssigen Grenzbezirken, in Distrikten nationaler Vergewaltigung, leben, ist es ein Unrecht von dem Führer der Minderheit nationalpolitische Abstinenz verlangen zu wollen. Und in Staaten, in denen die Minderheiten entscheidende Bestandteile der Gesamtbevölkerung stellen, wie etwa in Böhmen, reicht wieder die bloß kulturkämpferische staatsbürgerliche Loyalität nicht aus; hier müssen die Minderheit und ihre Führer zu tieferer Staatsbejahung, zu einer positiven innenpolitischen Aktivität gelangen. Fragwürdig ist die Ablehnung der Kulturautonomie durch den Verband. Gewiß ist es richtig die Frage aufzuwerfen, ob die kulturelle Autonomie tatsächlich die generelle Lösung der Minderheitenfrage ist. Das Prinzip des »Mutualismus« hat bisher versagt. Jeder Nationalismus, insbesondere aber der junge fanatische Nationalismus der neuen Balkan- und Oststaaten, scheint bisher außerstande die eigene und die fremde Leistung gerecht abzuwägen; ein Beispiel hierfür war die Anklagerede Zaleskis in Lugano im März in Sachen Oberschlesien. Auch die »Gleichberechtigung« innerhalb der staatlichen Kulturpflege wäre gewiß eine gute Lösung. Aber Voraussetzungen sind, daß ein loyaler Staat zu einer entsprechenden Gesetzgebung bereit ist, daß die ausführenden Organe die entsprechende Gesinnung und Disziplin haben, und daß vor allem das Niveau der staatlichen Kulturpflege über oder auf dem kulturellen Standard der Minderheit liegt. Die Forderung der Kulturautonomie entspringt dem tiefen Mißtrauen der Minderheiten gegen den staatlichen Ap-

parat in den vom Staatsvolk beherrschten Nationalstaaten und dem Willen den zumeist höhern kulturellen Standard aus eigener Kraft zu behaupten. Solange das eine wie das andere durch die tatsächlichen Verhältnisse gerechtfertigt ist, scheint die Kulturautonomie die beste Lösung der Minderheitenfrage.

Trotzdem gilt zu Recht, wenn Wilfan in Genf in seiner Schlußrede betonte, daß das Programm der deutschen Minderheiten in den wesentlichsten Punkten mit dem Programm des Genfer Kongresses übereinstimmt. Es ist also zu hoffen, daß beide Organisationen wieder den Weg zu einander finden werden.

#### Agypten

In den letzten beiden Jahren war die britische Politik im Nahen Orient von der Tendenz beherrscht die schleichenden Zügel wieder fester anzuziehen. Die treibende Kraft dieser neuerlichen Politik der starken Hand war Lord Lloyd, der Oberkommissar Ägyptens, der nun, nach der Bildung der Labourregierung, durch Henderson entlassen wurde. Der nächste Schritt war das neue Vertragsangebot an Ägypten. Über den vom ägyptischen Parlament abgelehnten Vertragsentwurf von 1927 hinausgehend wird in ihm hier die Unabhängigkeit Ägyptens als souveräner Staat von England anerkannt, das Protektorat beseitigt und von einem Freundschaftsbündnis abgelöst. Das Oberkommissariat soll in eine Gesandtschaft verwandelt werden, Ägypten erhält das Recht jede Verwaltungskontrolle zu beseitigen und die Zusicherung, daß England den Eintritt Ägyptens in den Völkerbund befürworten werde. Auch jenes für das ägyptische Nationalgefühl besonders demütigende Reservat, durch das sich England den Schutz der Ausländer in Ägypten vorbehält, wird mit dem Verzicht auf die Kapitulationen wenigstens formal fallen gelassen, und die Verantwortung für die Ausländer ausdrücklich Ägypten übertragen. In entscheidenden Punkten ist der englische Verzicht natürlich dem Interesse des Britischen Reichs entsprechend eingeschränkt. Für den Sudan soll nur das frühere Kondominium wiederhergestellt werden, und die Besatzung soll zwar aus Kairo zurückgezogen werden, aber für die Suezkanalzone bestehen bleiben; die von Ägypten gewünschte Internationalisierung des Kanals wird überhaupt nicht erwähnt. Henderson bezeichnet den Vertrag als die äußerste Konzession, die das Britische Weltreich, ohne seine zentralen Le-

bensfunktionen zu schädigen, dem werdenden Staat Ägypten gewähren kann. Er hat, ohne Rücksicht auf die insbesondere nach der Verabschiedung Lord Lloyds hochgespannten Erwartungen der Nationalisten auf Hilfe in ihrem Kampf gegen die Diktatur, den Vertrag den Ministern der Diktatur angeboten, und darum wird dieser Vertrag nie vom Wafid, und das heißt vom Volk, als Vertrag mit Ägypten anerkannt werden. Daher dürfte die große Geste Englands kaum jene Bereinigung der Atmosphäre, jenen Ausgleich zwischen England und Ägypten herbeiführen, den die Labourregierung als ihren Erfolg wünscht. Darüber hinaus wird dieser Vertrag vermutlich eine große Wirkung auf ganz Vorderasien haben. Jene Labilität, die das Verhältnis Englands zu seinen islamitischen Trabantenstaaten seit Jahren kennzeichnet, und die in der letzten Zeit durch allerhand Verträge und Abkommen einer gewissen Konsolidierung weichen sollte, könnte hierdurch verschärft werden. Berücksichtigt man dazu die in ihrem Ausmaß und ihren Wirkungen noch gar nicht abzuschätzende Erregung, die der Araberaufstand in Palästina in Vorderasien hervorgerufen hat, so wird klar, daß hier gefährliche Unruhezentren entstehen.

#### Totenliste

Anfang April starb einer der Gründer Südslawiens, *Hinko Hinkowitsch*. Während des Krieges leitete er als Mitglied der Serbisch-Kroatischen Koalition zusammen mit Masaryk und Paderewski die gegen die Habsburgermonarchie gerichtete Propaganda in den Vereinigten Staaten. Nach dem Krieg und der vollzogenen Konstituierung Südslawiens zog er sich aber aus dem politischen Leben zurück, da er als Republikaner keine rechte Wirksamkeit im neuen Staat finden zu können glaubte.

In April starb auch der elsässische Schriftsteller *Edouard Schuré*. Er war durch sein Wirken nicht nur im Elsaß bekannt, in dem er besonderes Ansehen genoß. Er hat in seinen Büchern viel dazu beigetragen die Kenntnis der deutschen Literatur und vor allem auch des deutschen Volkslieds den Franzosen zu vermitteln. Er hat so die eigentliche Mission des Elsaß: das deutsche und das französische Wesen einander nahezubringen, im besten Sinn erfüllt.

Am 11. September starb im Kantonsspital in Zürich *Louis Marshall*, in seinem 74. Lebensjahr. Er war der anerkannte Führer der amerikanischen Judenheit,

deren in sich verschiedene und zum Teil divergierende Teile er zu einem einheitlichen Organismus mit gemeinsamem Streben zusammengefaßt hat. Er begann mit der Hilfe für die jüdischen Einwanderer, wandte sich dann, nach dem Kischinewer Pogrom von 1903, vor allem der Hilfeleistung für die unterdrückten Juden in Osteuropa zu: zu diesem Zweck wurde 1906 das American Jewish Committee gegründet. Einen tiefen Eindruck machte die Tatsache, daß es Marshall gelang den Präsidenten Taft zu veranlassen im Jahr 1908 den seit 66 Jahren bestehenden Handelsvertrag mit Rußland aufzulösen, weil die Zarenregierung in ihrer Bedrückung und Verfolgung der Juden auch vor den ausländischen Juden nicht halt machte. Marshalls Arbeit galt dem jüdischen Volk als Ganzem. Sein Einheitsgedanke wurde durch die Gründung der Jewish Agency für den Aufbau in Palästina verwirklicht.

**Kurze Chronik** Der Verein für das *Deutschtum im Ausland* hielt seine diesjährige Tagung in Kiel ab. Durch Aufnahme der Reichsfahne und durch besondere Versammlungen der Bauern, Arbeiter und der Angestellten und Kaufleute versucht der Verein langsam eine volkliche und damit erst wirklich nationale Linie zu gewinnen. ◊ Auch innerhalb des *Deutschen Schutzbunds*, der dieses Jahr in Salzburg tagte, wirkt sich die gegebene europäische Situation des Deutschtums langsam im Sinn eines Verständnisses für europäisch-übernationale Aufgaben aus. So stellt eine Erklärung fest: »Aus der Anerkennung der Volkspersönlichkeit folgt die Forderung von Volksrechten für alle Völker; damit erst ist die Grundlage geschaffen zu einer wirklichen Befriedung Europas.« ◊ Die 8 Nationalsozialisten und 2 Stahlhelmer, die im April den bekannten *Zwischenfall in Oppeln* hervorgerufen hatten (siehe diese Rundschau, 1929 I Seite 437 und folgende), wurden wegen Hausfriedensbruchs zu der milden Strafe von 2 Wochen Gefängnis verurteilt. Das Polengastspiel wurde wiederholt. Der Oberpräsident Lukaschek stellte dazu dem Polenbund für die kommenden Winterspiele 5000 Mark staatliche Unterstützung zur Verfügung. ◊ Der *Prozeß gegen Ulitz*, den Führer des Deutschen Volksbunds in Oberschlesien, endete mit einer Verurteilung zu 5 Monaten Gefängnis. Von dem Monstreprozeß wegen Hochverrat und Massendertation, den Zaleski in Lugano gegen

den Volksbund ankündigte, blieb einzig ein Streit um die Photographie eines Schriftstücks, die von einem wegen Urkundenfälschung vorbestraften Spitzel beschafft worden war, und alle Merkmale der Fälschung aufwies. ◊ Gegen den Colmarer Lehrer und Heimatbundesführer Roos, der zur Zeit des Colmarer Komplottverfahrens nach der Schweiz geflüchtet war und später freiwillig zurückkehrte, wurde im Juni der Prozeß eröffnet. Die Regierung hatte die Verhandlung nach Besançon verlegt. Die Geschworenen in Besançon sprachen den Angeklagten (der, wie früher auch die Angeklagten in dem Colmarer Autonomistenprozeß, ein Bekenntnis der Treue zu Frankreich ablegte und jeden Gedanken an Separatismus von sich wies) frei und ermöglichten dadurch eine Lösung der Spannung zwischen Paris und dem *Elsaß*, die sich bis jetzt in dem sogenannten *malaise alsacien* ausgewirkt und leider in Deutschland vielfach zu der irrigen (und die deutsch-französische Verständigung erschwerenden) Annahme geführt hatte, als ob die Bevölkerung des Elsaß sich wieder von Frankreich loslösen wollte. ◊ Die *griechisch-türkischen Verhandlungen* über die Austauschfrage sind erneut abgebrochen worden, weil die Türken zwar so gut wie alle Griechen Konstantinopels als *établis*, das heißt nicht abschiebbar, anerkennen wollten, wofür den Türken Westthakiens das gleiche Recht widerfahren sollte, sie sich aber, im wesentlichen infolge der finanziellen Auswirkungen, weigerten den mit Pässen der Sultanregierung abgewanderten Griechen Konstantinopels das Rückkehrrecht zu gewähren. ◊ Nach amtlicher Statistik gibt es in *Jerusalem* 27 Sprachen. An 1. Stelle steht Hebräisch, das von 32 341 Menschen gesprochen wird, an 2. Arabisch mit 22 307; es folgen Armenisch, Jiddisch, Englisch, verschiedene indische Dialekte, Griechisch, Russisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Persisch, Ungarisch, Aramäisch, Rumänisch, Sudanesisch, Bulgarisch, Serbisch, Polnisch, Schwedisch, die Zigeunersprache, Grusinisch, Paschto, Tscherkessisch und Holländisch. Die Verkehrssprachen des Landes sind Hebräisch, Arabisch und Englisch.

**Literatur** Das Buch *Katherine Mayors Mutter Indien* /Frankfurt, Frankfurter Sozietätsdruckerei/ ist eine einzige Anklage gegen Indien, eine einzige Behauptung volklicher Minderwertigkeit. In zum Teil eben-



so erschütternden wie abstoßenden Berichten spricht es von der Schwächung und Entartung der physischen Volkssubstanz durch Frühheirat und Frühgeburt, sexuelle Überspannung, Aushöhlung des sozialen Organismus durch Kastenwesen, religiösen Fanatismus usw., der Hilflosigkeit der Wirtschaft infolge der Energielosigkeit, der Arationalität, der tiefen Gebundenheit an religiöse Vorurteile, des Wuchererwesens, der Goldhortung usw. All dieses einmal als Probleme aufgezeigt zu haben ist, wenn man die unzähligen Übertreibungen, Einseitigkeiten und Fehlurteile abstreicht, ein internationales Verdienst der Arbeit. Es wird da dem unbefangenen Leser ganz klar, daß in der Tat das Problem der indischen Minderheiten (Mohammedaner, Christen), ebenso wie das Problem der unterdrückten Schichten, wozu außer den Parias und dem modernen Proletariat im Grunde auch die Frauen gehören, in menschenwürdiger Form gelöst werden muß. Bei der Berechtigung und dem Gewicht all dieser Fragen, die das Buch stellt, ist es um so schmerzlicher, daß die Verfasserin es nicht nur als ihre Aufgabe ansieht Swaradschindiens Schwäche anzuklagen sondern auch Kolonialenglands Herrlichkeit plump und eindringlich zu verteidigen, wobei der immer wieder gezogene Vergleich mit der amerikanischen Situation auf den Philippinen den Pferdefuß nur zu deutlich enthüllt. Nicht ohne Recht glaubt so das schwer getroffene Indien, daß dieses Buch Indien nicht ehrlich helfen, daß es vielmehr nur beweisen will, daß der Inder wie alle "natives" nicht "reif" zur Freiheit sei. Der immer wieder erhobene Vorwurf, daß seit den »törichten Reformen«, seit der Indisierung der Verwaltung die Zivilisierung Indiens wieder zurückgegangen sei, kann nur als eine offene Aufforderung zur Reaktion und zur Verhinderung weiterer Reformen aufgefaßt werden. Daneben enthält das Buch sehr viel Amerikanisch-Weibliches: lächerliche Werturteile über Staat, Bürokratie, Intellektuelle, puritanische Plattheiten, hysterische Antipathie gegen alles "Revolutionäre" usw. Es hat als Basis die anmaßende Selbstverständlichkeit des angelsächsischen Weißen, daß sein Lebensbild, seine Sozialordnung, seine Religion, seine Hygiene, seine Zivilisation schlechthin einzig richtig und menschenwürdig seien. Und es erweckt ein Gefühl der Beschämung, wenn Dhan Gopal Muherzi in seiner Antwort eben jenen heiligen Mann in Benares, der mit

seiner phantastischen Unreinlichkeit und Brechhaftigkeit die gutgewaschene und gutgekleidete Miss Mayo nur mit Abscheu erfüllte, sagen läßt: »Indien braucht Liebe. Gewährt sie ihm, und es wird seine Bestimmung erfüllen.« ◊ Die Arbeit *Josef Horowitz* 'Indien unter britischer Herrschaft /Leipzig, B. G. Teubner/ ist im wesentlichen eine knappe Länderkunde, als Nachschlagewerk gut geeignet, gediegen, objektiv, aber etwas trocken und nicht immer gut gegliedert. Auf den üblichen längern Abriss der indischen Geschichte folgen einige Daten über Bevölkerung, Wirtschaft, Verwaltung, 10 Zeilen ebenso über soziale Umwälzungen wie über Handel oder Eheschließung und eingehendere Ausführungen über das sehr problematische anglo-indische Erziehungswesen. Den Rest bildet eine Übersicht über die indischen Kämpfe um Gleichberechtigung und Selbstverwaltung und über die innerindischen Widerstände gegen Indiens Einheit und Freiheit, die, ohne in die letzte Tiefe der Probleme zu steigen, kühl und treffend Recht und Maß abwägt. ◊ Dem Schicksal Oberungarns unter tschechischer Herrschaft ist *Lajos Steiers* Buch *Ungarns Vergewaltigung /Wien, Amaltheaverlag/, ein Wälzer* von über 1000 Seiten, mit reichen Karten- und Bildbeigaben, gewidmet. Es werden zunächst in schier unendlicher Häufung die Maßnahmen geschildert, die seit 1918 der Entnationalisierung und Verdrängung der ungarischen Minderheit, die in einigen Bezirken eine Mehrheit ist, gedient haben. Dabei wird versucht durch zum Teil etwas phantastische Berechnungen und Verschiebungen aus dem Volkszählungsmaterial den Nachweis zu bringen, daß die Slowakei mindestens ebenso ungarisch wie slowakisch sei. Der 2. Teil behandelt die politischen Strömungen der Slowakei in den letzten 10 Jahren und soll vor allem nachweisen, daß die Slowakei wider den Willen ihrer Bevölkerung annektiert worden, und daß heute keine der dort lebenden Nationen mit der neuen Staatsbildung zufrieden sei. Sprache und Darstellung sind ganz von nationaler Leidenschaft bestimmt, voll von Konstruktionen aus Wunschvorstellungen. Was der Verfasser und seine Gesinnungsgenossen wollen, sind nicht Minderheitenrechte, sondern ist die Rückgliederung der gesamten Slowakei als quasi autonomes Gebilde in ein neues Ungarn. Man versteht danach die Erregung der tschechoslowakischen Kreise, die sich jetzt im Tukaprozeß enthüllte.

Frauenbewegung / Meta Corssen

**Ehe** Immer unabweisbarer drängt sich dem allgemeinen Bewußtsein die Tatsache auf, daß sich in den Formen, die die Beziehungen der Geschlechter regeln, tiefgreifende Wandlungen vollziehen. Die verbreiteten Bücher Ben B. Lindseys Die Revolution der modernen Jugend und Die Kameradschaftsehe /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/ beleuchten die Situation, die dadurch gekennzeichnet ist, daß die monogame Dauerehe als Norm für das geschlechtliche Leben nicht mehr anerkannt wird, daß erotisch-sexuelle Beziehungen sowohl vor wie während der Ehe von beiden Geschlechtern, nicht mehr wie schon früher nur vom Mann, als gutes Recht in Anspruch genommen werden. Das Echo, das Lindseys Bücher auch bei uns finden (beispielsweise in 2 Aufsätzen der jungdemokratischen Zeitschrift Der Herold, in denen der Vorschlag der Kameradschaftsehe aufgenommen wird) beweist, daß die von Lindsey geschilderten Verhältnisse sich nicht etwa auf Amerika beschränken. Schon im August 1927 wurde in der Frau ein Aufsatz einer Studentin H. Tönnissen veröffentlicht, betitelt Die studierende Frau und das Geschlechterproblem, der die verschiedenen Möglichkeiten schildert, nach denen die Studentin, ohne Rücksicht auf die geltenden Normen, ihr Verhältnis zum andern Geschlecht bestimmt; das Bild, das hier entsteht, zeigt ganz die gleichen Züge wie das Lindseys.

In früheren Jahren lief man Sturm gegen die bestehende Eheform aus der Erkenntnis heraus, daß sie für die Vielfältigkeit des Lebens nicht ausreichte, daß sie vor allem den Frauen den Lebensraum zu sehr verengte, daß sie all denen, die aus äußeren Gründen nicht zur Ehe gelangen konnten, auch Liebe und Mutterschaft versagte, und daß sie schließlich, da mittels der doppelten Moral der Mann sie doch nicht als für sich bindend betrachtete, zu einem Zerrbild ihrer selbst geworden war. Man wollte als ethischen Maßstab für die geschlechtlichen Beziehungen nicht mehr die äußere Legitimität sondern die tiefere seelische Bindung gelten lassen. Und auch jetzt, wo die Freiheit von den geltenden Gesetzen ja nur tatsächlich genommen, nicht gesellschaftlich anerkannt ist, wird die Forderung nach einer Umgestaltung auch der gesellschaftlichen Anschauungen aufrechterhalten, ja mit verstärktem Nachdruck erhoben, weil

sonst der Zustand der allgemeinen Heuchelei vollends unerträglich werden muß. So schildert etwa Rose Woldstedt-Lauth in ihrem Roman Renate /Stuttgart, Strecker & Schröder/ unverhüllt und mit starker und echter Empfindung die Not der alleinstehenden, kinderlosen Frau, fordert die Achtung und die Hilfe der Gesellschaft für jede Mutter. In einer mehr abstrakten, sehr geistreichen, wenn auch im einzelnen anfechtbaren Darstellung behandelt Carl Gustav Jung in seiner Schrift Die Frau in Europa /Zürich, Verlag der Neuen Schweizer Rundschau/ die Entwicklung des Eheproblems. Das unbewußte Streben der modernen Frau sei die Ehe nicht zu vernichten, aber zu lockern, sie wolle statt ihrer die Liebe, statt des Gesetzes die seelische Beziehung.

Aber man sieht heute doch auch die Gefahren, die in einer bloßen Befreiung des sexuellen Lebens, in einer bloßen Zerstörung der bisher herrschenden Formen bestehen. So fragte Rosa Mayreder im April 1928 in der Neuen Generation, ob man denn jede Hemmung gegenüber den Freiheiten im geschlechtlichen Verkehr als bürgerliches Vorurteil bezeichnen könne, und ob nicht durch die Überwindung der doppelten Moral in dem Sinn, daß die Frau die gleiche geschlechtliche Lebensführung angenommen hat wie der Mann, die Früchte der Entwicklung des weiblichen Wesens, die Fähigkeit zur Vertiefung und Beseelung des Geschlechtslebens vernichtet würden. Als das eigentlich Neue in den auf Eheumbildung gerichteten Gedankengängen erscheint jetzt nicht mehr die Forderung der Freiheit, sondern der Ruf nach neuen Formen, neuen Bindungen. Daß diese gegenüber den alten immer noch als Freiheit erscheinen und von den Verteidigern der alten Ordnung als solche bekämpft werden, kann nicht darüber täuschen, daß tatsächlich eine neue Fragestellung vorliegt.

Eine der vieldiskutierten neuen Formen ist die von Lindsey propagierte Kameradschaftsehe, eine Frühehe, die leicht lösbar ist und nur im Fall, daß ein Kind geboren wird, zwangsmäßig in eine Dauerehe übergeht, die also, mit anderen Worten, von Kindern freigehalten werden soll. Sie soll eine Probeehe sein und wird in vielen Fällen zur Vorstufe einer wirklichen Ehe werden, wie denn das ausgesprochene Ziel dieses Reformvorschlags ist nicht von der Ehe weg sondern zu ihr hin zu führen. Einen ähnlichen Vorschlag machte im Oktober 1927 August Forel in der Neuen Gene-

ration, unter der Überschrift Gesetzentwurf zur bedingten sexuellen Vereinigung der Jugend in allen Ländern. Es wird hier für die Umbildung der Eheformen gleichsam der äußere Rahmen gegeben, eine innere Begründung der neuen Formen wird auch in dem Buch Lindseys, das bei aller Wärme und Ehrlichkeit der Gesinnung doch durch eine vorwiegend rationalistische Betrachtungsweise gekennzeichnet ist, überhaupt nicht versucht.

Eine grundsätzliche und tiefgehende Auseinandersetzung mit dieser Frage, und zwar vom sozialistischen Standpunkt aus, enthält die kleine Schrift Carl Mennickes Schicksal und Aufgabe der Frau in der Gegenwart (Potsdam, Alfred Protte/). Es wird zunächst gezeigt, daß die Situation, in der wir uns befinden, nicht durch Verflachung und Leichtsinns hervorgerufen sondern ein Teil des gesamten sozialen und wirtschaftlichen Auflösungsprozesses der kapitalistischen Epoche ist. Schicksalhaft bedingt ist die neue Selbständigkeit der Frau, die es unmöglich macht, daß die Frau wie früher in ihrer Gattungsaufgabe aufgeht. Der bedingungslose Zusammenhang zwischen Erotik und Mutterschaft ist durch die Notwendigkeit bewußter Regelung der Nachkommenschaft gelöst. Dieser gegenwärtigen Wirklichkeit kann man nicht ein Ideal der Vergangenheit oder ein zeitloses Ideal entgegenstellen. Aus dem Schicksal unserer Zeit heraus müssen neue Formen, muß eine neue erotische Kultur geschaffen werden. Dies ist in erster Linie die Aufgabe der Frau. Sie muß, gegenüber den Gefahren der Verflachung und Entartung, die jede Lockerung alter Bindungen birgt, darauf hinwirken, vor allem durch die Erziehung der heranwachsenden Frauengeneration, daß die sexuellen Beziehungen nicht von ihrem seelisch-geistigen Grund gelöst, sondern daß sie in einen solchen Grund eingesenkt werden, und daß so das erotische Erlebnis die ihm eigentümliche lebensteigernde und Kräfte lösende Macht bewahrt. Im einzelnen fordert Mennicke den Ansätzen des Neuen gegenüber Verständnis und Teilnahme, ohne bestimmte neue Formen vorzuschlagen. Die Kameradschaftsehe lehnt er ausdrücklich ab: für die tastenden Versuche junger Menschen könne keine legitime Form gefunden werden. Dagegen soll auf der einen Seite der unehelichen Mutter die soziale Achtung und die Lebensmöglichkeit gesichert, auf der andern Ehe und Familie in weitestem Umfang aufrechterhalten

werden. Dazu gehört, daß innerhalb der Ehe beide Teile sich die Freiheit vorübergehender anderer Bindungen zugestehen. Mennicke sieht darin sogar eine wesentliche Vertiefung des Treuebegriffs. Er fügt hinzu, daß sich dagegen im Wesen vieler Frauen Widerstände finden würden. Man kann in der Tat fragen, ob bei den hier aufgestellten Grundsätzen nicht zu weitgehend auf eine bewußte Formung des sexuellen Lebens verzichtet wird. Es wird hier eigentlich nur für verständnisvolle Duldung alles dessen, was schon da ist, plädiert. Es fragt sich, ob man eine Ehe, in der beliebig häufige anderweitige Bindungen zugelassen werden, noch eine Ehe nennen sollte. Ob es dann nicht doch besser wäre neben der Ehe andere, legitime, aber freiere Formen geschlechtlichen Zusammenlebens zu schaffen. Die Antwort, die Mennicke auf diese Frage gibt, steht durchaus nicht vereinzelt da, sie kehrt in einer ganzen Reihe von Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen ähnlich wieder, bei Männern und Frauen, sie wird sogar von Persönlichkeiten vertreten, die ihrer allgemeinen Richtung nach eigentlich nur das alte Eheideal anerkennen. Und doch scheint, so sicher es Menschen gibt und gegeben hat, die eine solche Ehe sinnvoll und wertvoll gestalten können, als müßte sich das Wesen der Frau dagegen sträuben, daß diese Form der Ehe, wie Mennicke es tut, gewissermaßen zur allgemeingültigen, ja zur wertvollsten (denn das bedeutet es doch, wenn man von einer wesentlichen Vertiefung des Treuebegriffs spricht) erhoben wird. Erkennt man neben der Ehe keine andere Form an, so bleibt in der Tat kaum etwas anderes übrig. Es bleibt dann nicht einmal die Möglichkeit in der Erziehung mit vollem Nachdruck das Ideal der Ausschließlichkeit in der Liebe aufzustellen.

Es sind nun auch von Frauen Vorschläge zur Neugestaltung des Ehelebens gemacht worden. Charlotte Buchow-Homeyer begründet in einem kleinen Buch ausführlich die Form der Zeitehe (Berlin, A. Marcus & E. Weber/). Auch sie sieht mutig den Dingen, wie sie sind, ins Gesicht, sie wertet die neue Freiheit der Frau positiv und fordert sie da, wo sie, wie in der Frage der Abtreibung, noch nicht erreicht ist. Aber sie sieht auch sehr deutlich die Gefahren und betont aufs stärkste die Notwendigkeit einer Erziehung zu seelisch vertiefter Erotik und einer Bindung an neue Formen. Im Mittelpunkt steht dabei der Gedanke der Einheit und Unteilbarkeit

der Liebe, der Überwindung des Zwiespalts zwischen Seelischem und Sinnlichem. Die echte Liebe weitet sich über das Ich und Du hinaus zur Verbundenheit mit dem All, sie entbindet schaffende Kräfte körperlicher oder geistig-seelischer Art. Aber der Verwirklichung solcher Liebe in der monogamen Dauerehe steht nach den Ausführungen der Verfasserin die Natur des Mannes, die polygam ist, entgegen. Andererseits beraubt die heutige Eheform viele Frauen der Mutterschaft. Den Ausgleich soll die Zeitehe schaffen. Die Ausschließlichkeit der Liebe soll durch die zeitliche Begrenzung der Ehe gewahrt werden. Die Frau muß dem Mann die Freiheit gewähren, die er zum Schaffen braucht, sie darf selbst nicht mehr ihr ganzes Sein auf die Liebe eines Mannes stellen. Die Zeitehe, die auf 5 Jahre geschlossen wird, soll die Dauerehe nicht aufheben, sie soll neben ihr bestehen, ja sie soll möglichst die Vorstufe der Dauerehe sein. Denn bei der Geburt eines Kindes soll sich die Ehe automatisch um 8 Jahre verlängern. Hier liegt nun freilich ein gewisser Widerspruch vor. Denn wenn die Zeitehe auf der einen Seite Freiheit schaffen, auf der andern der sonst allein bleibenden Frau zur Mutterschaft verhelfen soll (es wird dies sogar vom Gesichtspunkt der Bevölkerungspolitik aus befürwortet), so muß eine solche Bestimmung, die die Zeitehe sehr stark der Dauerehe annähert, notwendig einen der beiden Zwecke aufheben; es muß um des Kindes willen auf die Freiheit oder um der Freiheit willen auf das Kind verzichtet werden. Grundsätzlich wäre vielleicht zu fragen, ob der Satz, daß für den Mann zur Entfaltung seiner schöpferischen Kräfte die Polygynität notwendig ist, unbedingte Gültigkeit beanspruchen kann. In diesem Fall wäre die Zeitehe, und zwar dann wohl in einer noch weniger gebundenen Form, die einzig mögliche, ja wünschenswerte Form der Ehe. Wenn so der Vorschlag der Verfasserin selbst fragwürdig erscheint, so ist das Buch doch als Beitrag zur Diskussion des gesamten Fragenkomplexes wertvoll, vor allem durch die sympathische Art der Behandlung aller Fragen, in der sich Offenheit des Blicks mit sicherem und lebendigem Gefühl vereinigen. Einen ähnlichen Vorschlag macht Elisabeth Schmitt in der Frau vom Juni 1928 unter dem Titel *Jugendehe — Stufen-ehe?* Auch hier wird eine Zeitehe von 4 bis 6 Jahren in Aussicht genommen. Sie soll aber nur für die Jugend gelten.

Vom 30. Jahr ab ist die Vollehe die einzig gültige Eheform, die dann schwerer scheidbar ist. Die Jugendehe soll der Erziehung zur Ehe dienen, sie soll dem Chaos steuern, das heute auf dem Gebiet des Geschlechtslebens herrscht, sie ist ganz ausdrücklich als eine pädagogische Einrichtung gedacht. Sie sicherte außerdem jeder Frau wenigstens eine Möglichkeit der Ehe und der Mutterschaft. Die Jugendehe soll also nicht, wie die Kameradschaftsehe Lindseys, kinderlos sein, obwohl auch diese Möglichkeit erörtert wird, und auf die Frage, was bei der Trennung der Eltern aus dem Kind werden soll, keine deutliche Antwort gegeben wird. So trägt auch dieser Lösungsversuch noch stark den Charakter des Vorläufigen.

Eine andere Möglichkeit wird von Noémi Stricker in ihrem Buch *Réver, aimer, créer* /Paris, Editions de la France Universelle/ aufgestellt. Es ist eine Ehe auf die Dauer von 2 Jahren. Sie ist in deutlichem Unterschied zu allen anderen Formen, die vorgeschlagen werden, vor allem dazu bestimmt der Frau, die nicht zur Dauerehe gelangt, die Mutterschaft zu ermöglichen. Sie soll nicht Vorstufe und nicht Erziehungsehe sein. Sie soll nicht vor dem Kind geschützt werden, sie soll im Gegenteil die Geburtenzahl erhöhen und so der Rettung Frankreichs vor dem Schwinden seiner Volkskraft dienen. Dementsprechend werden auch eingehende Bestimmungen über das Schicksal der Kinder bei der Trennung der Eltern vorgesehen. Die Kinder bleiben bei der Mutter, der Unterhalt wird von beiden Eltern bestritten. Aber das Buch ist, wie schon sein Titel sagt, mehr als die Ankündigung einer neuen Eheform. Diese bildet vielmehr nur einen, vielleicht nicht einmal sehr wesentlichen Teil, denn diese 2jährige Ehe erscheint fast mehr als ein Notbehelf für die Frauen, die nicht in Freiheit leben können, die gesetzliche Formen zur Stütze brauchen. Der eigentliche Inhalt des Buches ist die (oft dichterisch gehobene) Schilderung der Liebe, die sich, frei von äußeren Formen, nach ihrem eigenen innern Gesetz entfaltet. Der Mann ist nicht mehr, wie früher, für die Frau das Zentrum ihres Lebens, sie will nicht ihn, sie will das Leben, so wie auch er sie nur als Symbol des Lebens will. Diese Liebe steht, das ist der Hauptgedanke des Buchs, im tiefsten Zusammenhang mit den schöpferischen Kräften des Menschen. »L'amour . . . n'est pas toujours appelé à la stabilité . . . , mais

toujours il est appelé à la productivité, à la fécondité.« Auch im einzelnen enthält das Buch eine Fülle feiner und tiefer Gedanken, die sich oft mit den Ausführungen Buchow-Homeyers berühren, aber hier mit noch größerer Entschiedenheit und Überzeugungskraft ausgesprochen sind. Insbesondere ist sehr schön, was Stricker über das Verhältnis der Mutter zum Kind sagt. Und so wenig Wert hier auf die gesetzlichen Formen gelegt wird (der Vorschlag der 2jährigen Zeitehe enthält unter allen das geringste Maß von Bindung), so stark wird auf eine innere Festigung und Vertiefung der Beziehung zwischen Mann und Frau, auf die Begründung einer erotischen Kultur von innen heraus hingearbeitet. »Il n'est pas d'amour sans responsabilité.«

Und dies ist vielleicht wichtiger als alles andere. Es scheint, daß die Zeit für die Einführung einer bestimmten neuen Eheform noch nicht gekommen ist. Es wird sich vielleicht überhaupt nicht eine so fest begrenzte Form von 2, 5 oder mehr Jahren herausbilden. Vielfach wird gegen alle Vorschläge dieser Art auch eingewendet, das sei ja alles gar nicht nötig, es genüge vollständig die Ehescheidung zu erleichtern. Dadurch ließen sich dann allerdings Ehen von beliebiger Dauer herstellen; es geschieht ja schon jetzt. Aber es fragt sich doch, ob damit nicht dem Sinn der Ehe viel mehr Gewalt angetan wird, und ob es nicht möglich wäre durch Anerkennung freierer Beziehungen der monogamen Ehe etwas von ihrer ursprünglichen Würde zu bewahren oder vielmehr wieder zu verschaffen. Gibt man den einzelnen die Möglichkeit zu wählen, so kann in der Erziehung das Ideal der auf Einmaligkeit und Treue gegründeten Ehe lebendig gemacht werden und wahrscheinlich mit größerer Wirkung als jetzt. Erziehung und innere Einwirkung aber bilden den einzigen Weg, auf dem überhaupt noch irgend etwas erreicht werden kann, sei es zur Schaffung neuer oder zur Bewahrung alter Formen.

Auch da, wo man an der ausschließlichen Geltung der Ehe festhält, hat man das erkannt. Man glaubt nicht mehr, daß man sie als Gesetz aufzwingen kann, man will sie nur noch als Ideal aufrechterhalten und gegenüber allen anderen Arten geschlechtlicher Beziehung Toleranz üben. Eingehend begründet wird dieser Standpunkt von Marianne Weber in der Schrift Die Ideale der Geschlechtergemeinschaft / Berlin, F. A. Herbig/. Die Autorin schildert klar-

blickend und verständnisvoll die Entwicklung und kommt zu dem Ergebnis, daß gegenüber dem freien Verkehr der Geschlechter kein Zwang mehr ausgeübt werden könne, daß die doppelte Moral nicht wieder eingeführt werden dürfe, daß das Ideal kein Gesetz mehr sein, und nur das Gewissen dem einzelnen die Richtung geben solle. Sie sieht auch in der Ehe, in der gegenseitige Freiheit gewährt wird, noch eine, wenn auch unvollständige Verwirklichung des Ideals. Ja, sie erwägt sogar einmal, ob nicht die polygame Ehe oder die Anerkennung des Konkubinats als einer Nebenehe als kleineres Übel gegenüber den heutigen Zuständen in Frage kommen könne. Es ist also tatsächlich fast das gleiche Ergebnis wie bei Mennicke: Aufrechterhaltung der Ehe unter innerer Umformung, Verständnis gegenüber allen anderen Beziehungen. Und doch liegt in der Begründung ein großer Unterschied. Weber erkennt als einzigen ethischen Maßstab für das geschlechtliche Leben, als einzige Idee, nach der hin man die Geschlechtlichkeit orientieren könne, die Ehe an. Sie sagt, daß alle anderen Liebesbeziehungen, selbst wenn sie einen erotischen Sinn erfüllen, sozial und ethisch schlechthin wertfremd seien, daß sie daher auch nicht irgendwie legitimiert werden könnten. Mennicke dagegen erkennt wie die anderen, die freiere Eheformen anstreben, in der Liebe selbst eine gestaltende und daher auch sozial wesentliche Kraft. Schon das Liebeserlebnis selbst, nicht erst seine eheliche Form, soll von Verantwortung erfüllt sein. Das Ideal der Keuschheit, das in der überlieferten Form nicht bestehen bleiben kann, empfängt einen verwandelten und verinnerlichten Sinn. Bei der Auffassung Webers bleiben alle Formen geschlechtlichen Lebens, die nicht Ehe sind, außerhalb ethischer Beeinflussung, sie werden geduldet, aber es kommt nicht darauf an, welche Stufe seelischer Kultur sie erreichen. Sie bleiben ein Behelf, sie sind kein Unrecht, aber eine »Sünde«, das heißt eine Schädigung der eigenen Wesenssubstanz. Es besteht ein vollständiger Bruch zwischen den beiden Formen geschlechtlichen Lebens. Weber betont mit Recht, daß die Größe eines Ideals in der Spannung zur Wirklichkeit läge, daß der Kampf des natürlichen Menschen mit einer Forderung, die »zu schwer« ist, seinen Adel ausmache. Aber so wie die Dinge heute nach Webers Schilderung liegen, werden weite Kreise von der Verkündung

der einzigen Idee der Ehe ja gar nicht mehr erfaßt, die Spannung kommt überhaupt nicht zur Auswirkung. Die sexual-ethische Beeinflussung aber, die schon bei dem erotischen Erlebnis selbst beginnt, will die gesamten Formen des geschlechtlichen Lebens mit neuem Sinn erfüllen. Und man kann hier vielleicht hinzufügen: Wird das erotische Erlebnis vertieft und beseelt, so erhält die monogame Ehe ein tiefer und fester begründetes Fundament. Vielleicht wird sich auch die "Polygynität" des Mannes nicht als unwandelbares Naturgesetz erweisen. Und die Erscheinung der unehelichen, der alleinstehenden Mutter (der Schutz und Lebensraum zu sichern heute eine selbstverständliche Forderung ist) wird nicht, wie manche befürchten, zur Norm werden; denn auch das Verhältnis zwischen dem Kind und dem Vater ist, wenn auch von anderer Art als das des Kindes zur Mutter, tief in der Natur begründet.

Es kann deshalb durchaus anerkannt werden, daß der erzieherische Einfluß, wie ihn Marianne Weber beabsichtigt, und wie er in ähnlicher Weise von Susanne Engelmann in ihrer Broschüre Die Krise der heutigen Mädchenerziehung /Leipzig, Quelle & Meyer/ angestrebt wird, in bestimmtem Umfang wirkungsvoll sein kann, wenn er mit hinreichend offenem Blick und vor allem mit verstehendem Herzen ausgeübt wird.

Scheiubar unbewegt steht man dem Eheproblem nur auf katholischer Seite gegenüber. Hier wird jede Wandlung verworfen. Und doch ist es so, als ob sich ganz im Innern auch hier Veränderungen anbahnen. In der Christlichen Frau wurde im Dezember 1927 ein Buch Dietrich von Hildebrands Reinheit und Jungfräulichkeit /München, Oratoriumsverlag/ besprochen. Es hieß dort, daß der Wert der Sinnlichkeit nicht geleugnet sondern in Gott bejaht werden solle, und ferner, daß als einziger Zweck der Ehe nicht die Fortpflanzung bezeichnet werden könne. Gedanken, die mit der kirchlichen Heiligung eines sündhaften Triebs zum Zweck der Fortpflanzung nicht mehr in Einklang stehen und, bei allem Abstand, schon an die moderne Auffassung der Ehe anklingen. Freilich kann das noch nicht zu einer Annäherung in der Beurteilung der gegenwärtigen Probleme führen. Wenn Helene Weber in der Christlichen Frau im Juni und Juli 1928 über moderne Ehefragen schreibt, so lehnt sie jeden Versuch einer Neu- oder Umbildung der bestehenden Formen schroff ab. Aber

sowenig hier eine Verständigung möglich ist, einen von ihr sehr stark betonten Gesichtspunkt wird man doch als wichtig und wertvoll für die Frau anerkennen müssen, einen Gedanken, den nur der Katholizismus, der das Ideal der Jungfräulichkeit trägt, in dieser Entscheidung herausstellen kann: daß die Frau nicht erst durch Mann und Kind zum Menschen wird, daß sie auch losgelöst von der Geschlechtlichkeit ein in sich erfülltes Wesen sein kann. Es ist durchaus denkbar, daß eine Frau auf die Frage, wie sie Noëmi Stricker einmal stellt: »Ne vaut-il pas mieux posséder un temps que de ne posséder rien du tout?«, mit einem Nein antworten würde, und auch dieser Frauentypus, der alles oder nichts verlangt, hat sein Daseinsrecht. Weber berührt auch die Frage des Verhältnisses zwischen Erotik und Berufsarbeit. Sie glaubt, in Umkehrung der auf der Gegenseite vertretenen Auffassung, daß ein »ungeordnetes Liebesleben« nicht steigernd sondern lähmend auf die Schaffenskraft der Frau wirken müsse. Hierzu ist zu sagen, daß die schöpferische Kraft nicht durch das Vorhanden- oder Nichtvorhandensein eines mehr oder weniger vielfältigen Liebeslebens sondern durch den Willen des Menschen zum Schaffen bestimmt wird. Sie kann durch das erotische Erlebnis, auch durch Verzicht und Sammlung gesteigert werden. Notwendig sind Freiheit und Verantwortungsbewußtsein.

#### Ehegesetzgebung

In einem interessanten Aufsatz Ehewirklichkeit und Eherecht, in der Frau, zeigte Fanny Rebstein-Metzger im September 1928, eine wie große Spannung zwischen den heute tatsächlich existierenden Eheformen und dem Eherecht besteht. Sie legte dar, daß die Kameradschaftsehe, die ja heute schon weitgehend verwirklicht ist, sich nicht nur durch die leichtere Lösbarkeit von der alten Ehe unterscheidet, sondern daß eine Reihe von Eigentümlichkeiten, die die persönlichen Beziehungen der Ehegatten bestimmen; das Fehlen von Kindern, das Getrenntleben der Gatten, die außerhäusliche Erwerbsarbeit der Frau, mit der heutigen Rechtsprechung in Widerspruch stehen. Es kommt also nicht nur darauf an das Scheidungs- und Güterrecht sondern auch das persönliche Eherecht neu zu gestalten. Über die Ehescheidungsreform und über das Unehelichenrecht wird im Deutschen Reichstag immer noch ergebnislos beraten. Im Dezember 1928 sprachen sich

die weiblichen Abgeordneten des Zentrums sehr entschieden gegen jede Neuerung aus. Im April 1929 wurde der Entwurf des Scheidungsrechts im Rechtsausschuß behandelt; die beabsichtigte Neuerung besteht bekanntlich darin, daß Zerrüttung der Ehe und Geisteskrankheit als Scheidungsgründe gelten sollen. Deutschnationale und Zentrum setzten insbesondere dem Zerrüttungsprinzip entschiedenen Widerstand entgegen. Es wurde kein Beschluß gefaßt.

Inzwischen wächst die Anzahl der Ehescheidungen weiter. Im Deutschen Reich wurden 1927 36 499 Ehen geschieden, 2344 mehr als im Vorjahr. 1913 zählte man 15,2 Ehescheidungen auf 10 000 bestehende Ehen, 1927 27,8. Auf 24 Eheschließungen kommt in Deutschland eine Ehescheidung. In Berlin wurde 1924 auf je 6 Ehen eine Scheidung ausgesprochen. Da man weiß, unter welcher unwürdigen Formen nach dem geltenden Recht Ehescheidungen zustande kommen, sollten diese Zahlen zu einer Beschleunigung der gesetzlichen Reform Anlaß geben.

Zu dem Entwurf über die Umgestaltung des Unehelichenrechts, der 1925 veröffentlicht und in dieser Rundschau (1927 I Seite 303) kurz besprochen wurde, werden jetzt von verschiedenen Seiten Vorschläge gemacht. Zum Teil bewegen sie sich in der Richtung des Gesetzentwurfs, der das Ziel hat das Band zwischen dem Vater und dem Kind zu verstärken und auf diese Weise eine Annäherung der Stellung des unehelichen an die des ehelichen Kindes herbeizuführen. So fordert der Bund Entschiedener Schulreformer in einer Resolution eine entschiedenere und zum Teil etwas erweiterte Formulierung der dahingehenden Bestimmungen des Regierungsentwurfs: Herstellung der Verwandtschaft des Kindes mit dem Vater, so daß es ihn auch beerbt, Bemessung der Unterhaltspflicht nach dem Stand des Vaters, soweit dies im Interesse des Kindes liegt, Recht des Kindes auf den väterlichen Namen, elterliche Gewalt für die uneheliche Mutter und außerdem stärkeres Eintreten der öffentlichen Hilfe zur Förderung der Entwicklung des Kindes. Ebenso befürwortet Gertrud Bäumer im März 1929 in einem Artikel Der Unehelichenschutz und die legitime Familie, in der Frau, alle Bestimmungen, die das innere Verhältnis des Vaters zu dem unehelichen Kind festigen; nur so könne die soziale Ächtung der Mutter als der »Verschmähten« wirklich aufgehoben werden, ohne daß man die Normidee der Ehe im letzten Sinn gefährde.

Dagegen wird von anderer Seite darauf hingewiesen, daß eine zu große Annäherung der Rechte des unehelichen an die des ehelichen Kindes, daß überhaupt Änderungen der Rechtslage die tatsächliche Lage, die Entwicklungsmöglichkeit des unehelichen Kindes nicht verbessern würden. So von Christian Jasper Klumker in der Neuen Generation im Januar 1927. Auch Camilla Jellinek machte, in der Kölnischen Zeitung vom 17. September 1929, geltend, daß die Frage des unehelichen Kindes überhaupt nicht familien- sondern nur öffentlichrechtlich zu lösen sei. Vor allem die Art, wie der Entwurf die Schwierigkeiten der Haftpflicht im Fall des Mehrverkehrs zu lösen sucht, gegen die sich auch Klumker im Interesse der sozialen Achtung des Kindes sehr entschieden wendet, zeige die Unmöglichkeit familienrechtlicher Lösung. Jellinek lehnt daher alle Bestimmungen ab, die den Vater durch Rechte oder Pflichten an das uneheliche Kind binden, und schlägt vor den Unterhalt der ehelichen sowohl wie der unehelichen Kinder durch eine allgemeine, von jedem Staatsbürger zu zahlende Einkommensteuer zu bestreiten. Praktisch käme das auf eine Junggesellensteuer hinaus. Damit wären allerdings materiell die ehelichen und unehelichen Kinder gleichgestellt, aber in anderer Beziehung würde durch die völlige Loslösung des Kindes von dem Vater die Kluft vergrößert, und wohl doch auch im allgemeinen das Verantwortungsbewußtsein der Eltern gegenüber den Kindern zu sehr gelockert.

**Totenliste** Am 30. Dezember 1928 starb in Kronstadt in Siebenbürgen *Adele Zay*, in ihrem 81.

Lebensjahr. Sie leitete bis zuletzt die von ihr gegründete Kindergärtnerinnenbildungsanstalt.

Ende Dezember starb in Helsingfors *Mathilda Wrede*. Eine Frau von stärkster elementarer Liebeskraft, gab sie sich ganz der Fürsorgearbeit in den Gefängnissen hin. Sie erfaßte diese Arbeit weniger als ein Streben nach organisatorischen Reformen denn als Kampf um die Seele des einzelnen, als einen mit Liebe und Vertrauen geführten Kampf, der ihr zu vielen Herzen den Weg öffnete. Ingeborg Maria Sick hat in einem schönen Buch *Mathilda Wrede, ein Engel der Gefangenen* /Stuttgart, J. F. Steinkopf/ ihr Wesen geschildert.

Am 27. Januar 1929 starb in München *Luise Kiesselbach*, in ihrem 66. Lebensjahr. Sie kam nach 17jähriger Ehe von der sozialen Arbeit zur Frauenbewegung.

Nach Ika Freudenberg's Tod wurde sie die Vorsitzende des Vereins für Fraueninteressen in München und des Hauptverbandes Bayrischer Frauenvereine. Ohne die allgemeinen Fraueninteressen und den Kampf für die Rechte der Frau außer acht zu lassen, widmete sie doch den größten Teil ihrer Kraft auch jetzt der sozialen Fürsorgearbeit. Im Krieg organisierte sie die Frauenhilfe, die später in einer Reihe sozialer Einrichtungen fortlebte, vor allem in 2 großen gutgeleiteten Kinderheimen. Später wandte sie sich mit besonderer Liebe der Altersfürsorge zu, schuf in München ein großes Altersheim. Sie gründete den paritätischen Wohlfahrtsverband, ihrer Initiative entsprang die Berufsorganisation der Hausfrauen in Bayern. Im Münchener Stadtparlament wirkte sie als Stadtrat, auch hier vorwiegend auf dem Gebiet der Fürsorge, in der Demokratischen Partei war sie 2. Vorsitzende. Lebendige und warme Mütterlichkeit und ein freudiger, nie entmutigter Schaffenswille kennzeichneten ihr Wesen und erwarben ihr Liebe und tätige Gefolgschaft. Im Alter von 74 Jahren starb in Paris *Caroline Rémy-Guéhard*, in Frankreich und in der ganzen Welt als *Séverine* bekannt, verehrt und bekämpft (siehe die Rundschau Geistige Bewegung, in diesem Band Seite 627). Sie war eine Persönlichkeit großen Formats, ein wirklicher Mensch, voll Wärme und Unmittelbarkeit. Dieser Schriftstellerin von Bedeutung war das Schreiben niemals etwas anderes als Wirken für ein Ziel. Sie setzte sich im Dreyfusprozeß mit dem ganzen Elan des starken Gefühls für den unschuldig Verurteilten ein, und ihr letzter (vergeblicher) Versuch galt der Rettung Saccos und Vanzettis. Für die Frauensache war sie eine unermüdete Kämpferin, doch stets nur im Sinn eines allgemeinen Menschheitspostulats; wie jeder persönliche, so lag ihr auch jeder Geschlechtsegoismus fern. Sie arbeitete, zusammen mit Jules Vallès, zuerst am *Réveil*, später am *Cri du Peuple*, den sie dann selber leitete. Bei der Gründung der Frauenzeitschrift *La Fronde* war sie hervorragend beteiligt. Sie schrieb eine Reihe von Büchern: *Rote Seiten*, *Mystische Seiten*, *Am Morgen nach der Liebe* und andere; auch Dramen, von denen eines *Sankt Helena* betitelt war. Aber unvergleichlich war ihre Leistung als Publizistin. Als solche hat sie die Gesinnung Ungezählter beeinflußt und den Geist des jungen Frankreichs mitgeformt. So ist es nicht nur die Frauenbewegung, die ihren Tod zu beklagen hat.

In Berlin starb am 28. Juli, im Alter von 69 Jahren, an den Folgen eines Unfalls *Margarete Behm*, Begründerin des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen und deutschnationale Abgeordnete. Sie hat sich durch ihr warmherziges Eintreten für die Heimarbeiterinnen in weiten Kreisen Hochachtung erworben.

**Kurze Chronik** In der deutschen *Gewerbeaufsicht* sind 100 Frauen tätig; ihre Zahl beträgt 13,6% sämtlicher Gewerbeaufsichtsbeamten. Von ihnen waren 41 früher Arbeiterinnen und Angestellte, 36 Wohlfahrts- und Krankenpflegerinnen und Fabrikpflegerinnen, 23 Lehrerinnen, Chemikerinnen und sonstige Berufstätige. ◊ Die Mehrzahl der weiblichen Angestellten wird *geringer bezahlt* als ihre männlichen Kollegen auf gleichem Posten. Der Gewerkschaftsbund der Angestellten gibt bekannt, daß unter den von ihm abgeschlossenen 822 Tarifverträgen 663 einen Abschlag für weibliche Angestellte vorsehen, darunter 430 einen Abschlag von 10%. ◊ In den Niederlanden haben 1743 Frauen ihr *akademisches Studium* abgeschlossen. 76% von ihnen sind berufstätig, 305 als Ärztinnen, 173 als Zahnärztinnen, 277 als Apothekerinnen, 22 als Theologinnen, 268 als Juristinnen, 4 als Nationalökonominnen, 96 als Schriftstellerinnen, 63 als Naturwissenschaftlerinnen, 122 als Ingenieurinnen. ◊ In Warschau wurde Wanda Grabinska als erste Frau in Polen zum *Richter* berufen. Von den im letzten Jahr bestellten 85 969 englischen Laienrichtern sind 17 345 Frauen. ◊ Als erster weiblicher *Pfarrer* in Deutschland, auch mit dem Recht in öffentlichem Gottesdienst zu predigen, wurde Sophie Kunert, bisher Pfarramtshelferin in Hamburg, in Jena angestellt. ◊ Der erste weibliche *Lokomotivführer* in Europa ist die Spanierin Maria del Pilar Cadagna; sie hat schon mehrere Fahrten mit Schnellzügen gemacht. ◊ Zum ersten weiblichen *Magistratsrat* in Preußen wurde Clara Israel, Leiterin der Bezirksfürsorge in einem Berliner Jugendamt, gewählt. ◊ In *Belgien*, wo ein sehr beschränktes Frauenwahlrecht besteht, wurde Lucie Dujardin, die in der sozialistischen Frauenbewegung eine führende Stellung einnimmt, als erste Frau in die Kammer gewählt. ◊ Der Entwurf der neuen Verfassung in *Spanien* sieht das Wahlrecht für die Frauen vor. ◊ In den indischen Provinzen Behar und Orissa ist das Frauenwahlrecht eingeführt worden, so daß jetzt in ganz *Indien* die Frauen wahlberechtigt sind.



# WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

## Theorie

Ein offenbar philosophisch geschulter und interessierter Autor, *Erich Carell*,

ließ ein Buch unter dem Titel *Sozialökonomische Theorie und Konjunkturproblem* erscheinen (München, Duncker & Humblot). Sympathisch berührt der Ernst, mit dem er sich gegen einen ideenlosen Empirismus wendet, der die Aufgabe der Ökonomie in der bloßen Beschreibung und Konstatierung von allerhand Sonderphänomenen beschlossenen wähnt und seinerzeit besonders durch die von Schmoller inaugurierte sogenannte Historische Schule repräsentiert wurde. Die Klassiker der bürgerlichen Ökonomie, ein Smith, ein Ricardo, deren Denken bei allen Einseitigkeiten und Vorurteilen doch auf das große Ziel gerichtet war dem innern Gesamtzusammenhang der bürgerlichen Volkswirtschaft begreifend und verstehend auf die Spur zu kommen, wurden damals nicht selten unter selbstgefälligem Pochen auf das inzwischen berghoch aufgehäufte Detail als überwunden abgetan. Als sich dann später, namentlich unter Einwirkung von Heinrich Rickerts anregendem Buch über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, das Interesse für Fragen wissenschaftlicher Methodik neu belebte, und der offizielle Boykott gegen die Marxsche, die Klassiker so unvergleichlich überflügelnde Denkerleistung in sich zusammenbrach, mußte jener selbstgefällige Übermut wohl verstummen. Aber so wenig man in Deutschland heute von einer Verlemung theoretischen Denkens auf ökonomischem Gebiet sprechen kann, ist man doch von einer positiven Selbstverständigung darüber, worin denn letzthin sein Wesen und sein Kennzeichen zu sehen seien, wie auch Carells Buch zeigt, weit entfernt. Carell spricht von einer »reinen« Theorie der Volkswirtschaft, die er auch als eine »Aufdiedauerbetrachtung«, als »Betrachtung der Statik« bezeichnet. Durch die »Konjunkturercheinung« seien, so heißt es dann weiter, Möglichkeit und Geltung einer ökonomischen Theorie für viele problematisch geworden. Ja, nicht wenige Konjunkturforscher lehnen sie als bloße Konstruktion ab. Hinter dem Auf und Ab wechselnder wirtschaftlicher Konjunkturen ließ sich nicht eine diese Bewegung regulierende Gesetzmäßigkeit entdecken. Und dieser Umstand sei dann zu allgemeinen skeptischen Angriffen ausgenutzt gegen den Grundgedanken

theoretisch-ökonomischer Betrachtungsweise selbst, daß der in der Erfahrung gegebene volkswirtschaftliche Gesamtprozeß einer durch systematisch fortgeführte Analyse erkennbaren und begrifflich formulierbaren Gesetzmäßigkeit unterliege. Der Wechsel der wirklichen Konjunkturen, der doch für den Verlauf des gegebenen Gesamtprozesses eminente Bedeutung habe, lasse sich, erklärt jene Richtung, aus keiner ökonomischen Theorie deduzieren sondern nur auf empirisch-induktivem Weg erfassen. Und hieraus werde mit einem logischen Gewaltsprung dann die Folgerung gezogen, daß die ökonomische Theorie für die Erkenntnis der vollen ökonomischen Wirklichkeit, die doch das Ziel der ökonomischen Wissenschaft bilde, überhaupt nichts leisten könne. Speziell in der Fachliteratur der Vereinigten Staaten von Amerika sind solche Argumentationen häufig; aber sie werden auch von deutschen Autoren vertreten.

Mit Recht hebt Carell hervor, daß die »Erfahrung«, auf die die Gegner theoretisch-ökonomischer Betrachtungsweise pochen, sich doch als ein unendlich komplizierter Strom von Erscheinungen darstellt, in dem »die Aufeinanderfolge von Daten, das Jeweilige im Zeitverlauf nichts Gesetzmäßiges ist, weil diese Sphäre des Erscheinungshaften bedingt ist durch sich störende, sich kreuzende Kausalketten . . . , bedingt ist durch dauernd sich ändernde Komplikationen . . . Eine Aussage über Zusammenhänge, ausgenommen über rein zeitliche, können wir nie machen, da wir die uns wahrnehmbaren Komplikationen nie zu entwirren imstande sind . . . Wir stehen diesem ewig wechselnden Bilde der Volkswirtschaft in theoretischer Hinsicht ratlos gegenüber.« Um irgendwelche Objekte der Erfahrung zu begreifen und zu verstehen, ist eine isolierende Betrachtung, ihre umgrenzende Heraushebung aus jenem Strom, in den sie gebettet sind, und damit eine Reihe mit dem Vorbehalt späterer Ergänzung vorzunehmender Abstraktionen unumgänglich. Nur an der Hand solcher leitenden und ausscheidenden Gesichtspunkte vermag sich Erkenntnis fortschreitend zu orientieren. Nur durch denkende Zerlegung des Wirklichen läßt sich ein Ausblick auf das Ganze der Erfahrungswirklichkeit gewinnen. Was so auf diesem Weg erkannt wird, sind aber nach Carell, wenn die Erkenntnis richtig formuliert ist, selbst wieder Wirklichkeiten, das heißt Beziehungen, die das nachprüfende Denken als Elemente und denk-

notwendige Voraussetzungen im Bild jener unmittelbaren Erfahrungswirklichkeit bestätigt findet. Nur darf Nachprüfung der auf solchem Weg gewonnenen Einsichten natürlich nicht ihr unmittelbares Zusammenfallen mit der jeweiligen Erfahrungswirklichkeit erwarten, da diese zahllose Komponenten einschließt, von denen das abstrakte Denken, um überhaupt zu dem Begriff notwendiger Zusammenhänge und Gesetze zu gelangen, mit Bewußtsein abstrahiert hat.

Indes, so bereitwillig man Carell in diesen allgemeinsten Ausführungen gegen die Verächter theoretischen Denkens zustimmt, so sehr befremdet auf der andern Seite, was er jenen gegenüber nun als Aufgabe und Wesen der ökonomischen Theorie hinstellt, das, was er als die Art von »Aufdiedauerbetrachtung, die die hinter dem Erscheinungshaften liegende Wirklichkeit zu erschließen versucht«, bezeichnet. Wenn das der Kern ökonomisch-theoretischer Betrachtungsweise wäre, dann wüßte man wirklich nicht, warum es sich lohnen sollte sich für sie ins Zeug zu legen. Die reine theoretische Nationalökonomie, erklärt Carell, bildet sich »aus dem Erfahrungsobjekt Volkswirtschaft ein besonderes Erkenntnisobjekt, einen besondern Gegenstand, um über das Erscheinungshafte hinaus in die Wirklichkeit einzudringen . . . Die Urteile der reinen Theorie sind Voraussetzung für die Erkenntnis aller empirisch-induktiv (beziehungsweise empirisch-statistisch) erfassbaren Tatbestände und Sachverhalte . . . Wenn wir nicht Sinn, Wesen, Aufgabe (Funktion) des allgemeinen Preises, des Zinses, des Lohnes usw. erfaßt haben, wenn wir nicht die Größenrelationen (Quantitätsrelationen) zwischen ihnen kennen, müssen uns alle diese wahrnehmbaren, empirisch-induktiv erfassbaren Sachverhalte und Tatbestände ein Geheimnis bleiben . . . Der Gegenstand der reinen theoretischen Nationalökonomie ist das durch Abstraktion von allen Daseinsbeziehungen (das heißt den soziologischen, psychischen und technischen) gewonnene reine So-Sein, die für sich allein betrachtete Wesenheit (Washeit, Essenz) der Gegenständlichkeit Volkswirtschaft.« Und diese für sich allein betrachtete Wesenheit der Volkswirtschaft lasse sich, wird dem verdutzten Leser mitgeteilt, zu allerletzt auf die Sachverhalte der »Knappheit« und des »ökonomischen Prinzips« (1) reduzieren. Alles andere rangiere unter die bloßen jeweils historisch gegebenen »Daseinsbeziehungen der Volkswirtschaft« und gehöre somit nicht

zur "Theorie". Der Satz, daß keine Theorie die »volle Wirklichkeit« mit Haut und Haaren reproduzieren kann und will, daß sie in weitem Umfang isolieren und abstrahieren muß, wird hier zum Ausgangspunkt eines scholastisch leeren Formelspiels, das jede fruchtbare Beziehung zu der tatsächlichen Entwicklung theoretisch-ökonomischer Einsichten in der Wissenschaftsgeschichte verliert.

Die Vorstellung von »volkswirtschaftlichen Gesetzen«, die der Volkswirtschaft aller Zeiten im Sinn von Carells Aufdiedauerbetrachtung zugrunde liegen, gehört doch lange schon der wissenschaftlichen Rumpelkammer an. Wenn die Klassiker bei ihrer Erforschung gesetzmäßiger Zusammenhänge innerhalb der kapitalistischen Volkswirtschaft von volkswirtschaftlichen Gesetzen ganz im allgemeinen sprachen, und die spezielle Eigentums- und Rechtsordnung, die in der kapitalistischen Volkswirtschaft vorausgesetzt ist, unter dem Gesichtspunkt eines angeblichen "ordre naturel", einer "natürlichen" Gesellschaftsordnung behandelten, hat doch das Werk Marxs und daran anschließend die ganze weitere ökonomisch-historische Forschung das Schiefe solcher Unterstellung zum Greifen deutlich bloßgelegt und dem Zeitbewußtsein eingehämmert. Der Gegenstand jeder wirklichen ökonomischen Theorie, die nicht etwa wie die sogenannte Grenznutztheorie bei psychologischen Gemeinplätzlichkeiten haltmacht, ist nicht die Volkswirtschaft als solche sondern eben eine historisch bestimmte, die moderne Volkswirtschaft, deren innerer sich ständig forterhaltender und fortbewegender Gesamtzusammenhang tatsächlich allererst in einer methodisch fortschreitenden theoretischen Darstellung zum begreifenden Verständnis gebracht werden kann. Und sie bedient sich zur Bewältigung dieser Aufgabe ebenso der Deduktion wie auch der Induktion. So geht die Marxsche Theorie, anhebend mit der Konstatierung, daß der Reichtum der modernen Gesellschaften sich als eine ungeheure "Waren"sammlung darstellt, zur Zergliederung der Waren, ihrer Austausch- und Wertverhältnisse, der Funktion des Geldes, des Lohnverhältnisses als der Bedingung der kapitalistischen Mehrwertproduktion in deduktiver Weise fort, um in dem so gewonnenen Rahmen eines allgemeinsten Vorbegriffs der kapitalistischen Produktion die Rolle zu erörtern, die die Entwicklung der Technik, der Maschinerie in der Herausbildung des Gesamtprozesses spielte. Die Begriffsentwicklung

der fundamentalen Kategorien, die dem in den Prozeß hineingestellten menschlichen Denken aufgedrängt werden: der Vorstellung der Warenproduktion, des Warenwerts, des Geldes, des Kapitals verschlingt sich bei Marx überall organisch mit der soziologisch genetischen Betrachtungsweise des Prozesses selbst und erhält in dieser Verbindung erst ihre ganze Schlagkraft. Ein Band umschlingt das Ganze und verleiht ihm so den Charakter einer bahnbrechenden großen theoretischen Konzeption. Die »reine« Theorie der Volkswirtschaft, auf die Carells Aufdiedauerbetrachtung hinauswill, und die nach seiner eigenen Erklärung von allen soziologischen »Daseinsbeziehungen« als von einem begrifflich fremden Moment absieht, erinnert lebhaft an Lichtenbergs berühmtes Messer ohne Klinge, dem der Griff fehlt. So treffend Carells Hinweis auf die Abstraktion als Element der theoretischen Betrachtung ist, vergißt sein akademischer Schulbegriff der reinen Theorie der Volkswirtschaft die Hauptsache, daß es in jedem Fall doch auf zweckmäßig fruchtbares Abstrahieren ankommt. Aus dem sogenannten Sachverhalt der Knappheit und des ökonomischen Prinzips wird auch die geriebenste Deduktionsgeschicklichkeit nie etwas Genießbares herauszumelken imstande sein.

**Marxismus** Das Marxsche System betitelt sich eine Schrift *Natalie Moszkowskas*, die einen »Beitrag zu dessen Ausbau« geben will (Berlin, Hans Robert Engelmann). Die Verfasserin erörtert eingehend und scharfsinnig, wenn auch nicht immer überzeugend, eine Reihe der im Kapital entwickelten Theorien. »Marx hat«, sagt sie im Vorwort, »unterlassen zu zeigen, wie die Umrechnung der Werte in Preise auf korrekte Weise zu geschehen hat. Seit dem Erscheinen des letzten Bandes des Kapitals dauert der Streit darüber an, ob die Preissumme mit der Wertsumme und die Profitsumme mit der Mehrwertsumme übereinstimmen kann und muß. Die Lücke führte zu Zweifeln an der Richtigkeit des Marxschen Ausgangspunkts selbst (Conrad Schmidt).« Man habe aus dem Wertgesetz das notwendige Sinken der Profitrate folgern und aus der Tatsache, daß die wirkliche Erfahrung keine Spuren solchen Sinkens aufweist, auf die Irrtümlichkeit des Wertgesetzes schließen wollen. Moszkowska will dagegen zeigen, daß aus dem Wertgesetz die Schlußfolgerung: die kapitalistische Profitrate

müsse, die Geltung des Wertgesetzes vorausgesetzt, eine ständig sinkende Tendenz haben, nicht logisch zwingend folge, daß also auch die hieraus gegen das Wertgesetz gezogenen Schlußfolgerungen wegfielen. Und schließlich soll der Versuch unternommen werden aus den im Kapital vorhandenen »Bausteinen für die Krisentheorie, die bis jetzt nur lose und widerspruchsvoll zusammengesetzt sind, ein festeres Gebäude zu errichten, insbesondere die beiden heute verbreitetsten, aber einander bekämpfenden Krisenlehren, die Überakkumulationstheorie und die Disproportionalitätstheorie, die beide im Kapital von Marx vertreten sind, folgerichtig zu entwickeln und mit der Profitratenlehre in Einklang zu bringen«. Die Lektüre des Buchs ist, wie schon das im Vorwort aufgestellte Programm vermuten läßt, nicht leicht und wird dadurch, daß sich die Verfasserin im Anschluß an die Untersuchungen Ladislaus von Bortkiewicz' über die mathematische Basis des Marxschen Systems vielfach einer mathematischen Formelsprache zur Illustration bedient, noch schwerer.

Die Argumentation des Hauptteils ihrer Arbeit spitzt sich im wesentlichen darauf zu: daß freilich bei steigender technischer Entwicklung, wie Marx annimmt, der konstante, in Maschinerie, Roh- und Hilfsstoffen angelegte Kapitalteil weit schneller als die allein Neu- und Mehrwert produzierende Zahl lebendiger Arbeitskräfte, der variable Kapitalteil, wachse, und sich damit die Größe der jährlich erzeugten Mehrwertmenge im Verhältnis zu dem angewandten industriellen Gesamtkapital dauernd verringere, daß aber das relative Sinken der Mehrwertsumme im Verhältnis zum vorgeschossenen Gesamtkapital auf Grund des Wertgesetzes noch keineswegs eine tendenzielle Senkung der Durchschnittsprofitrate impliziere. Diese Argumentation scheint mir nicht schlußkräftig. Aber die Autorin selber ist so überzeugt davon, daß sie die Untersuchung mit der Erklärung abschließt: »Eine auf Grundlage des Wertgesetzes richtig (!) aufgebaute Profitratentheorie stimmt mit den geschichtlichen Tatsachen [nämlich der ungefähren Konstanz der Durchschnittsprofitrate] überein; damit ist zugleich die Richtigkeit des Wertgesetzes, auf welchem die Profitratenlehre basiert, bewiesen.« Das ist beinahe ebenso dogmatisch wie der Standpunkt des in dieser Rundschau (in diesem Band Seite 638 und folgende) besprochenen Buches Hendryk Großmanns, der, an der Marx-

schen Deduktion einer auf Grundlage des Wertgesetzes notwendig fallenden Profitrate festhaltend, daraus den unvermeidlichen Zusammenbruch des Kapitalismus prophezeit. Der Glaube an die Richtigkeit des Wertgesetzes ist ihnen bei aller sonstigen diametralen Gegensätzlichkeit gemeinsam. Ohne ihn bliebe die Behauptung Moszkowskas, durch die von ihr versuchte Modifikation der Marxschen Profitratentheorie die Richtigkeit des Wertgesetzes, auf dem die Profitratenlehre basiert, bewiesen, psychologisch unverständlich. Sind denn die Schwierigkeiten, die sich dem Wertgesetz bei dem Problem der Durchschnittsprofitrate entgegenstellen, die einzigen oder auch nur die schwerwiegendsten, so daß mit ihrer eventuellen Lösung die Richtigkeit jenes hypothetischen Gesetzes erwiesen wäre? Nur der Glaube wird sich dazu überreden können. Der Unbefangene wird beim Verfolgen des Marxschen Gedankengangs, so ehrliche Bewunderung die geniale Leistung hervorruft, die Bedenken und die Zweifel an der Gesicherheit des Ausgangspunkts, auf dem das gewaltige theoretische Gebäude ruht, den Zweifel an der Gesicherheit des Wertgesetzes, nicht los. Da tauchen immer neue Fragen auf, neben denen die des Profitratenproblems zur relativen Bedeutungslosigkeit herabsinken.

Der abschließende Abschnitt über die Krisen beschäftigt sich in erster Reihe mit der Klarlegung des Begriffs der Überkapitalisation. Von hier aus wird ein Ausblick auf die imperialistischen Tendenzen des Kapitalismus versucht.

**Neuausgaben** Die bekannte Programmbroschüre *W. J. Lenins* vom Herbst 1917, Staat und Revolution, bildet in deutscher Übersetzung den 19. Band der vom Verlag für Literatur und Politik in Berlin herausgegebenen Marxistischen Bibliothek. Der Eindruck pathologisch überhitzter Willkür, der einem aus der frühern Lektüre dieses Dokuments zurückblieb, verstärkt sich womöglich noch beim nochmaligen Durchblättern. Der Unfehlbarkeitsdünkel, der unter Berufung auf einige Wendungen Marx' und Engels' die sogenannte Diktatur des Proletariats für das einzige und unfehlbare Rezept der sozialistischen Entwicklung erklärt, ergänzt sich durch schmähliche Gesinnungsdenunziationen gegen alle, die, wie etwa Kautsky, sich erlauben anderer Ansicht zu sein. Der Autor prüft und wägt nicht, er dekretiert einfach. Zum Beispiel: »De-

mokratie ist nicht identisch mit der Unterordnung der Minderheit unter die Mehrheit. Demokratie ist die Unterordnung der Minderheit unter einen die Mehrheit anerkennenden Staat, das heißt unter eine Organisation zur systematischen Vergewaltigung einer Klasse durch die andere, eines Teiles der Bevölkerung durch den andern.« Oder: »Es ist durchaus möglich sofort, von heute auf morgen, dazu überzugehen die Kapitalisten und Beamten nach ihrem Sturz bei der Kontrolle über die Produktion und Verteilung, bei der Registrierung der Arbeit und der Produkte, durch bewaffnete Arbeiter, durch das gesamte bewaffnete Volk zu ersetzen. . . Die ganze Gesellschaft wird ein Bureau und eine Fabrik mit gleicher Arbeit und gleichem Lohn sein.« Die erstaunlich falsche Einschätzung der Wirklichkeit im Denken Lenins, wie sie hier besonders klar hervortritt, hat durch die 12 Jahre des bolschewistischen Regimes in Rußland eine schlagende Illustration erhalten.

**Totenliste** Am 8. März starb an einer Lungenentzündung der Professor für Politische Ökonomie an der Universität London *Allyn Abbott Young*, 52 Jahre alt. Er stammte aus Amerika, lehrte zuerst an der Cornell- und der Harvarduniversität, und er war der erste Amerikaner, der auf einen Lehrstuhl der Staatswissenschaften an eine große englische Universität berufen wurde. Er zeichnete sich in seiner wissenschaftlichen Arbeit durch Vielseitigkeit aus, arbeitete nicht allein auf nationalökonomischem Gebiet sondern auch in philosophischen und mathematischen Disziplinen. Er leitete auch seinerzeit die Wirtschaftliche Sektion der amerikanischen Delegation auf der Friedenskonferenz in Versailles. Als Universitätslehrer hatte er bedeutenden Ruf. Eine Auswahl aus seinen Schriften erschien im Jahr 1927 unter dem Titel *Economic Problems, New and Old*. Am 7. April starb in London der Agrarökonom *Sir Henry Rew*, im Alter von 70 Jahren. Er war einer der besten Kenner des englischen Landwirtschaftswesens in allen seinen Zweigen. Seine Arbeiten sind vorwiegend statistischer Natur.

**Kurze Chronik** Beim Institut für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an der Universität Münster wurde ein *Seminar für Wirtschafts- und Sozialpädagogik* neu begründet. Es dient der beruflichen Förderung der hauptamtlichen Lehrkräfte

an den gewerblichen und hauswirtschaftlichen Berufs- und Fachschulen der Provinz Westfalen und der Förderung der Gemeinschaftsarbeit zwischen der Lehrerschaft und den beteiligten Stellen der Verwaltung und Wirtschaft.  $\diamond$  Das 1924 gegründete Deutsche Institut für Zeitungskunde veranstaltet vom 21. bis zum 30. November in Berlin einen *Zeitungsfachlichen Fortbildungskursus*, der den Redakteuren aus dem Reich Gelegenheit bieten soll das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben Berlins kennenzulernen und Anregung zu eigener publizistischer Arbeit zu gewinnen. An den Vormittagen sollen in der Universität kurze Vorträge namhafter Zeitungswissenschaftler und Redakteure stattfinden; die Abendstunden sollen dem Besuch von Theatern und Konzerten zu Studienzwecken gewidmet sein.  $\diamond$  Für das Fach der *Betriebswirtschaftslehre* an der Handelshochschule Berlin wurden der Direktor der Höheren Handelsschule in Berlin-Wilmersdorf Hermann Lüdke und der Direktor der Handelsfachschule Berlin-Charlottenburg Alwin Scheibke zu Dozenten bestimmt.  $\diamond$  Auf den durch Emeritierung Franz Oppenheimers erledigten Lehrstuhl der Soziologie an der Universität Frankfurt wurde *Emil Lederer* aus Heidelberg berufen.  $\diamond$  An der Universität Königsberg übernahm der Privatdozent *Albert von Mühlenfels* vertretungsweise die Professur für Staatswissenschaften.

#### Literatur

Der Direktor des Berliner Instituts für Konjunkturforschung *Ernst Wagemann* gibt in seinem 300 Seiten starken Buch *Konjunkturlehre* /Berlin, Reimar Hobbing/ einen instruktiven Überblick über Ziele und Geschichte dieser jüngsten, heute mit besonderem Eifer betriebenen volkswirtschaftlichen Disziplin. In den Vereinigten Staaten begann man mit einer fortlaufenden und methodischen Beobachtung der Konjunkturen. Da wurde 1917 unter der Leitung Warren M. Persons und Charles J. Bullocks das Harvard University Committee of Economical Research an der Universität Cambridge im Staat Massachusetts eröffnet, das als Vorbild bei der Gründung von Forschungsstellen in einer Reihe europäischer Staaten diente. Der russische Konjunkturdienst ist mit der staatlichen Wirtschaftsführung aufs engste verknüpft. Das deutsche Institut stammt aus dem Jahr 1925. Es wird organisatorisch von den großen Spitzenverbänden und öffentlichen Körperschaften des Reichs getragen und hängt durch Personalunion mit

dem Statistischen Reichsamte zusammen. Nach näherer Erörterung der verschiedenen Konjunkturphasen wendet sich der 2. Hauptabschnitt der Schrift der angewandten Konjunkturlehre zu, er berichtet unter Mithranziehung zahlreicher graphischer Darstellungen über die Versuche nach gewissen Indizien sogenannte Konjunkturbarometer zu entwerfen. Der Anhang führt in die Technik der Konjunkturstatistik ein.  $\diamond$  Von der Gesamtausgabe der Soziologischen Studien und Kritiken *Ferdinand Tönnies'* ist nunmehr der 3. Band herausgekommen /Jena, Gustav Fischer/. Er wird eröffnet durch 4 größere Abhandlungen aus dem letzten Jahrzehnt, an die sich die Anzeigen und Kritiken wichtiger Erscheinungen aus der frühern soziologischen Literatur anschließen.  $\diamond$  Von der Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus *Vahan Totomjanz'*, des unermüdlischen Propagandisten und Vorkämpfers für Konsumgenossenschaften, kam eine 2. Auflage heraus /Berlin, Carl Heymann/, die ein warmherzig von der Lebensarbeit dieses Gelehrten berichtendes Vorwort Heinrich Herkners einleitet. Der Text des Büchleins, das aus Vorlesungen an der Moskauer Universität entstanden ist und bereits in russischer, französischer, italienischer, serbischer und tschechischer Sprache Verbreitung gefunden hat, ist erheblich erweitert worden. Es entwirft im Schlußkapitel Die genossenschaftliche Schule ein eingehendes Bild des heute lange vergessenen Arztes N. King, der in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts in England bahnbrechend für die genossenschaftliche Bewegung tätig war.  $\diamond$  Der Marburger Professor *Wilhelm Röpke* veröffentlichte eine kürzere 150 Seiten Großformat umfassende Darstellung der Finanzwissenschaft /Berlin, Industrieverlag Spaeth & Linde/, die einen guten Überblick gewährt. Das Manuskript wurde im Herbst 1926 abgeschlossen, ist aber durch Mitberücksichtigung der seither vorgenommenen Abänderungen der Gesetzgebung ergänzt.  $\diamond$  Mit der 35. und 36. Lieferung des großen von Wilhelm Gerloff und Franz Meisel herausgegebenen *Handbuchs der Finanzwissenschaft* /Tübingen, J. C. B. Mohr/ schließt der 3. Band des Werkes ab. Dieses Heft bringt Aufsätze über den Staatshaushalt Indiens, Ägyptens, Australiens und Japans.  $\diamond$  Mit dem russischen Ökonomen *M. J. Tugan-Baranowskij* und dessen Stellung in der theoretischen Nationalökonomie beschäftigt sich eine Abhandlung *S. Gringanz'* /Kaunas, Verlag der Russischen Buchhandlung/.

Geschichte / Siegmund Neumann

**Delbrück †** Ein unersetzlicher Verlust traf die deutsche Geschichtswissenschaft durch den Tod Hans Delbrücks, der am 14. Juli in Berlin starb. Seine Leistung ist hier in den Anzeigen seiner Weltgeschichte und anlässlich seines vorjährigen 80. Geburtstags gewürdigt worden (siehe diese Rundschau 1925 Seite 309, 424, 1927 II Seite 759, 1928 I Seite 257, 438, 1928 II Seite 1122 und folgende).

Delbrück war in Bergen auf Rügen geboren. Er gehörte einer alten bedeutenden Beamten- und Gelehrtenfamilie an, studierte in Heidelberg, Greifswald und Bonn vornehmlich Geschichte, habilitierte sich 1881 an der Universität Berlin, wo er 1885 außerordentlicher Professor wurde, um schließlich 1896 dort den Lehrstuhl für Geschichte als Nachfolger Treitschkes zu erhalten, dessen Erbe er ebenfalls als Herausgeber der auch im Ausland viel beachteten Preußischen Jahrbücher übernahm. Er bedeutete eine für Deutschland fast einzigartige Vereinigung des Wissenschaftlers und Publizisten, war auch früh als freikonservativer Abgeordneter im Reichstag und Preußischen Abgeordnetenhaus tätig; er trat besonders mit seiner mutigen Bekämpfung der preußischen Polenpolitik hervor. Sein ganzes Leben hat er den Kampf nicht gescheut, er hat sich immer zu seiner Meinung bekannt, sich vor der öffentlichen Meinung nie gebeugt. So hielt er, der, in den konservativen Anschauungen des Kaiserreichs aufgewachsen, zeitweise sogar als Prinzenerzieher dem Hof nahegestanden hatte, mit Kritik am alten Regime nicht zurück. Während des Kriegs trat er ebenso entschieden gegen das Treiben der Pangermanisten und für die Kriegsziele der ihm innerlich fremden linken Parteien ein, wie er nach dem Krieg in rücksichtsloser Offenheit Ludendorffs sonst fast überall unangefochtene militärische Maßnahmen angriff. An den Arbeiten des Untersuchungsausschusses über die Ursachen des Zusammenbruchs nahm er als militärwissenschaftlicher Gutachter hervorragend teil. Mit gleicher Energie bemühte er sich bis in die letzten Tage um die Aufhellung der Kriegsschuldfrage. Selbst wer seinen politischen oder wissenschaftlichen Auffassungen nicht in allem zustimmen kann, wird den Wert seiner sachverständigen, vornehmen und überlegenen Arbeiten anerkennen. Von seinen zahlreichen Werken ist vor allem die Geschichte der Kriegskunst in 4 Bänden (1900 bis 1920) zu nennen, die der Wissenschaft neue Wege gewiesen

hat. Ebenso bedeutend ist seine mit Leidenschaft und Temperament geschriebene Weltgeschichte, deren abschließender 6. Band noch aus dem Nachlaß herausgegeben werden soll. Sie bietet eine der ganz wenigen bedeutenden und geschlossenen Darstellungen der Gesamtgeschichte.

**Napoléon** In einer Zeit, da die historische Biographie zu einer geschätzten Gattung der Literatur geworden ist und je nach Laune und Mode sich in einer Vergottung oder Entzauberung der großen Helden gefällt, ist es wichtig sich darauf zu besinnen, worin die Größe einer historischen Persönlichkeit zu suchen ist. Es gilt hierbei vor allem von der heute so beliebten Entgegensetzung von Persönlichkeit und Masse und der irrtümlichen Kampfformel "Psychologische oder soziologische Geschichtsschreibung?" freizukommen. Die großen Erkenntnisse, die die moderne Forschung auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Kräfte gewonnen hat, eröffnen auch neue Perspektiven für das historische Gewicht der Persönlichkeiten, deren Kraft sich erst an der Wirklichkeit bewährt. Große Persönlichkeiten bedürfen ebenso des Anschlusses an historisch weittragende Ideen, wie die Erfüllung großer Menschheitsaufgaben nicht ohne die lebendige Kraft persönlicher Gestaltung, Verantwortung und Intuition geschehen kann. Diese Verbindung erst schafft, fern von einem unwirklichen, idealistischen Weltbild, aber ebenso von einem toten Gesetzesmechanismus, wie er leider oft noch in einem von liberalistischem Denken beeinflussten Sozialismus verfochten wird, einen Realismus, der neue Wirklichkeit schaffen will, und für den darum solche Führergestalten erneut Bedeutung gewinnen. Um so mehr gilt dies für die wirklich Großen, die über ihre Zeit hinaus lebendig geblieben sind, weil sie nicht allein bleibende Werte, Institutionen und Gedankengebäude, hervorgebracht sondern darüber hinaus Ziele gestellt haben, die Forderungen auch und gerade erst für die folgenden Generationen bedeuten. Von wem gilt dies mehr als von Napoléon? Es ist kein Zufall, daß in den letzten Jahren die Napoléonliteratur durch zahlreiche Neuerscheinungen bereichert worden ist. Trotz den 40 000 Napoléonbüchern, die ein Jahrhundert hervorgebracht hat, sind sie ein Bedürfnis. Noch mehr: Es scheint fast, als ob erst jetzt die überzeitliche Bedeutung Napoléons allgemein erkannt wird. Und dies, weil Napoléon unserer Gegenwart Entscheidendes zu sagen hat.

Neben einer 10bändigen Biographie Napoléons, von der bereits 5 Bände erschienen sind, gibt *Friedrich M. Kircheisen*, dank langjähriger Quellenstudien einer der besten Kenner der napoléonischen Zeit, nunmehr auch ein 2bändiges Werk heraus: *Napoléon I /Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger/*, ein »Lebensbild«, in dem er allein die Tatsachen wiedergeben will und, unter grundsätzlichem Verzicht auf jede Art psychologischer Deutung, Napoléon nach den Zeugnissen der zeitgenössischen Dokumente zu zeichnen unternimmt. Er gibt damit ein zuverlässiges, stilistisch allerdings manchmal nicht ganz abgerundetes Handbuch jener vielumstrittenen, wahrhaft großen Zeit. Die Vorzüge Kircheisens sind bekannt; sie entspringen der Liebe, mit der er seinem Gegenstand, allem rings um Napoléon, hingegeben ist. Demgegenüber ist beim *Napoléonbuch Dmitrij Mereschkowskij* /Leipzig, Grethlein & Co./ der Wert weniger in solcher biographischen Treue zu suchen. Man mag sogar über manche Einzelheiten und die Zuverlässigkeit der benutzten Quellen mit Mereschkowskij streiten, bewundernswert bleibt die große Konzeption, diese Napoléondarstellung aus einem Guß, Fesselnd und lebendig, wie es bei diesem Meister historischer Belletristik nicht anders zu erwarten ist, wird das Leben Napoléons als ein Heldenepos vorgetragen. »Napoléons Leben gleicht dem Tageslauf der Sonne.« Ein Sonnenmythos vom leidenden Gottmenschen wird aufgebaut. An die gedrängte, nur entscheidende Tatsachen berührende Darstellung des Lebens Napoléons reiht Mereschkowskij, gleichsam als ihre Rechtfertigung, in einem 2. Teil essayistische Studien über Napoléon an, die in ihren stets anregenden, mitunter mystisch-visionär dunklen Gedanken ein kühnes und neues Bild des Menschen vermitteln. Als Leitgedanken im Leben Napoléons erkennt Mereschkowskij die Idee der Weltherrschaft, die ihn zum frühen Kün-der des Gedankens der Vereinigten Staaten Europas macht. Geradezu prophetisch wirken Napoléons Worte: »Diese Zusammenballung wird sich früher oder später durch die Macht der Tatsachen vollziehen; der Anstoß ist gegeben, und ich glaube nicht, daß nach meinem Sturz und dem Verschwinden meines Systems in Europa ein anderes großes Gleichgewicht möglich sein wird als Zusammenschluß und Bündnis unter den großen Völkern.« Irrtümlich ist es aber in Napoléon einen Jakobiner zu sehen, der in abstrakter Weise einen für die ganze Welt gleichen Staatsaufbau konstruieren

wollte, einen "Robespierre zu Pferd". Vielmehr betonte dieser große Wirklichkeitsschöpfer selbst, daß das Regierungssystem dem Geist der Nation und den Umständen des Augenblicks angepaßt werden müsse. Und wenn es auch für ihn im Eigentlichen nur 2 Völker gab: die Orientalen und die Okzidentalern, so sollte dennoch nach seinen eigenen Worten der erstrebten europäischen Einigung der Zusammenschluß jedes Volks zu einem nationalen Körper vorausgehen. Tatsächlich hat er auch der spätern Einigung Deutschlands und Italiens durch die Zusammenfassung unzählbarer kleiner Staaten zu lebensfähigen Ländern vorgearbeitet. Schließlich sind gerade am Widerstand gegen seine Herrschaft (und ohne sie war dies bei der herrschenden Kleinstaaterei fast undenkbar) die europäischen Mächte erst zu ihrem Eigenbewußtsein erwacht. Langer, selbstzerfleischernder Kämpfe bedurfte es jedoch, bis allmählich sich in unseren Tagen auch der Napoléonische Gedanke Bahn brechen konnte, daß es »in Europa keinen Stoff mehr gibt, um den Haß zwischen den Nationen zu unterhalten«. Mereschkowskij zeigt klar, daß die Kriege Napoléons von Toulon bis Waterloo im Grunde stets ein Zweikampf mit England gewesen sind, in dem Napoléon den großen Gegner des kontinentalen Zusammenschlusses sehen mußte. Mereschkowskij erkennt in dieser Gegnerschaft darüber hinaus 2 verschiedene menschliche Grundhaltungen: »in die Welt hinauszugehen oder sich in sich zu verschließen«, den Kampf des kosmischen gegen das nationale Gebilde, den Gedanken demokratischer Gleichheit gegen oligarchische Freiheit. Sehr zu denken gibt der Hinweis, daß in Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse das reaktionäre England allgemein im 19. Jahrhundert zum "Hort der Freiheit" erklärt wurde, während Frankreich, die Revolution, als Reaktion erschien, und Napoléon als Feind der Revolution. Demgegenüber zeigt Mereschkowskij, daß gerade Napoléons große Leistung in der Rettung der Revolutionserrungenschaften aus direktorialer Anarchie beruhte, in der Ordnung des Chaos. Dies zeigte sich in seinem Aufbau der innern Verwaltung, der dieser echte Politiker ein entscheidendes Gewicht zumaß, und die er in wenigen Monaten aufrichtete. Ebenso hat er in dem Konkordat mit der Kirche die Grundlage für die Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche in der Neuzeit geschaffen. Entscheidend hat er schließlich vor allem die rechtliche Gestaltung ganz Europas durch

den Code Napoléon bestimmt, der in seiner Anpassung des »Geistes des Römischen Imperiums an das moderne Europa«, in seiner rechtlichen Bestätigung der Persönlichkeit die Macht des Dritten Standes erst begründet und damit den Sieg der Großen Französischen Revolution konsolidiert hat.

Beachtlich sind auch Mereschkowskij's Betrachtungen über die Persönlichkeit Napoléons, dessen Genie ihm in der einzigartigen Vereinigung schärfster Gegensätze begründet scheint. Seltene Kraft des Verstandes und das Absolute des Wollens, Gedächtnis und Phantasie, Analyse und Synthese sind bei ihm gepaart, eine Vereinigung, wie sie gerade heute den Menschen der europäischen Zivilisation fehlt, die allzu sehr an der Loslösung des Verstandes vom Willen, der Betrachtung von der Tat leiden. Die große Gewalt Napoléons über Menschen und Ereignisse beruht nach Mereschkowskij auf dessen »Art magnetischer Voraussicht«, die ihn seinem Stern folgen ließ, nach Alexander Puschkins Wort »vom Schicksal berufen einen unbekanntem Befehl auszuführen«.

In dieser Deutung Napoléons deckt sich Mereschkowskij in vielem mit dem Napoléonbuch *Elie Faures*, das, von Otto und Erna Grautoff aus dem Französischen übertragen /Dresden, Paul Aretz/, einen originellen Beitrag zur modernen Napoléonliteratur beisteuert. Faure sieht in Napoléon den »Dichter der Tat«, der ein Held, kein Heiliger war und deshalb vom Standpunkt der Moral nicht zu verteidigen ist, von dem aus er dieses ganze Jahrhundert angegriffen wurde. »Vom Standpunkt der Kunst aus erhellt sich alles.« Auf dieser Grundlage baut Faure mit großer stilistischer Kunst den Mythos Napoléon auf, der »erst nachdem weitgespannteste wissenschaftliche Forscherarbeit den Geist zu seinen ewigen Quellen zurückgeführt hat, wieder in seine Rechte eingesetzt« werden kann. Für den Kenner reich an Andeutungen und erstaunlich in seinen gedankenreichen Ausblicken zeigt Faure Napoléon als den »wahren Nachfahren des Prometheus«, dessen Ziel: die Idee der europäischen Erneuerung, durch den unüberwindbaren Widerstand der Tatsachen und ihres eigenen Schwergewichts damals unerfüllt bleiben mußte. Napoléon selbst, der »die Völker gegen ihren eigenen Willen erlösen« wollte, erkannte schließlich, daß es unmöglich sei mit Gewalt etwas zu organisieren; denn »auf die Dauer wird der Säbel immer durch den Geist geschlagen«. So wurde er Vor-

kämpfer einer Idee, zu deren Erfüllung in seiner Zeit die Vorbedingungen fehlten. Die Birne der Universalität war noch nicht reif. Dennoch: »Der ist höchst selten, den das Ereignis zwar bedingt, der aber damit eine geistige, unerhörter Wandlungen fähige Kraft nährt, aus der neue Ereignisse entspringen.« Mit diesen Worten ist die Stellung einer großen historischen Persönlichkeit treffend umrissen, und man ersieht aus ihnen die Bedeutung, die Napoléon für die Aufgaben unserer Zeit zukommt.

In einem, für eine bestimmte Art von Geschichtsdarstellung aus dem Geist der Verkleinerungssucht charakteristischen Gegensatz zu diesen Werken, die, ganz dem Gegenstand hingegeben, den Versuch machen in das Phänomen Napoléon einzudringen, mögen sie es auch nicht ganz durchdringen, steht das Buch *Werner Hegemanns* über Napoléon /Dresden, Jakob Hegner/, von dem in dieser Rundschau (1929 I Seite 256) schon gesagt werden mußte, daß es in seinem »Unvermögen die Gesamtzusammenhänge und damit die Bedeutung schöpferischer Menschen für die Entwicklung zu erfassen gerade auch vom Standpunkt der ökonomischen Geschichtsauffassung aus abzulehnen« sei. Das ist auch alles, was über diese Publikation gesagt werden kann, über die, trotz ihrer Dickbändigkeit, nicht nur die Geschichtsschreibung, sondern auch die Geschichte selbst hinweggehen wird. Doch hat sie das Verdienst dem wirklich kritischen Leser zu zeigen, wie hilflos eine (an sich lobenswerten Absichten entspringende) Kritik an einem Phänomen bleiben muß, wenn man nicht etwas von der Intuition hat, die die historische Persönlichkeit zum historischen Faktum formte.

#### Quellen

Nunmehr öffnet auch Frankreich seine *Vorkriegsarchiv*. In dem bereits veröffentlichten 1. Band dieser amtlichen Dokumentensammlung erläutert die mit der Publikation betraute Kommission in einem Vorwort seine Leitsätze, die wertvolle Anhaltspunkte für die Vertrauenswürdigkeit dieser Sammlung geben. Danach gibt die Veröffentlichung wegen des ungeheuren Umfangs der Korrespondenzen nur eine von Historikern vorgenommene Auswahl der Dokumente, für die aber einzig Erwägungen wissenschaftlicher Art maßgebend waren. Die Kommission, der neben bedeutenden Historikern auch führende ehemalige und gegenwärtige Diplomaten angehören, erklärt ferner, daß selbst die von der poli-



tischen Leitung als vertraulich besonders verwahrten Dokumente inzwischen restlos in die Archive übergeleitet worden sind, und daß sie mit Erfolg darauf bedacht war die Lückenlosigkeit der Sammlung zu überprüfen. Der 1. Band behandelt im wesentlichen die Fragen der Ratifizierung der deutsch-französischen Marokkoabkommen und ihre Aufnahme bei den europäischen Mächten, außerdem den italienisch-türkischen Krieg und den russisch-persischen Konflikt. Eine deutsche Ausgabe dieser Dokumentensammlung wird für den Verlag Hobbing in Berlin von Artur Rosenberg vorbereitet. Diese Publikation wird eine der wichtigsten Quellen für die wissenschaftliche Erforschung der politisch-diplomatischen Vorgeschichte des Weltkriegs werden. Darüber hinaus kann sie auch durch Korrektur falscher Voraussetzungen und dadurch bedingte Beseitigung bestimmter Hemmungsgefühle die Durchführung der dieser Generation gesetzten Aufgabe des kontinentaleuropäischen Zusammenschlusses, insbesondere ihrer Voraussetzung, der deutsch-französischen Verständigung, erleichtern.

berger Bibliothek gewirkt. Seine Publikationen beschäftigen sich vor allem mit der Geschichte und Kulturgeschichte der Pfalz. Er veröffentlichte eine Darstellung der Stadt Frankenthal im Dreißigjährigen Krieg, ferner den Briefwechsel der Lieselotte von der Pfalz; am wichtigsten war die Herausgabe der Regesten der Pfalzgrafen von Bayreuth.

**Kurze Chronik** Unter den neuen *Preisgaben* der Universität Berlin für das Jahr 1929-1930

lauten die geschichtlichen Themen wie folgt: 1. »Die englische Auffassung vom Charakter der Deutschen soll an der Hand literarischer und historischer Quellen vornehmlich aus neuerer Zeit untersucht werden. Als Quelle kommen in Frage Äußerungen namhafter Persönlichkeiten der englischen Kulturgeschichte über die Deutschen an sich und über große deutsche Persönlichkeiten. Weiter sind heranzuziehen literarische Figuren, namentlich in Romanen, die als typisch deutsch hingestellt werden. Es sollen nicht nur individuelle Urteile aneinandergereiht werden, sondern die Darstellung soll versuchen die typisch englischen Auffassungen über den deutschen Charakter herauszuarbeiten. Die Untersuchung soll einen möglichst großen Zeitraum ins Auge fassen; es soll jedoch gestattet sein das Hauptgewicht auf ein bestimmtes, vom Verfasser zu wählendes Jahrhundert zu legen.« 2. »Die Rolle der nationalrevolutionären Bewegungen Europas in der Vorgeschichte des Weltkriegs.«  $\diamond$  In der Preußischen Akademie der Wissenschaften sprach Otto Hintze über den *Feudalismus*, wobei er ausführte, daß Feudalismus sich nur dort in voller Ausbildung gezeigt hat, wo die reguläre Entwicklung von einer lockern Stamm- und Sippenverfassung zu einer festen Staats- und Gesellschaftsordnung sich nicht wie in den antiken Staaten in unmittelbarem Übergang vollzogen hat sondern auf dem Umweg über eine imperialistische Großstaatsbildung, zu der eine besondere weltgeschichtliche Konstellation dränge.  $\diamond$  Dem Generalsekretär des Archäologischen Instituts des Deutschen Reichs *Gerhart Rodenwaldt* wurde ein Lehrauftrag für klassische Archäologie an der Universität Berlin erteilt.  $\diamond$  Der Privatdozent für Vorgeschichte an der Universität Hamburg und Kustos und Abteilungsvorsteher am Hamburger Museum für Völkerkunde *Gustav Schwantes* wurde Direktor des Schleswig-Holsteinschen Museums Vaterländischer Altertümer an der Universi-

#### Totenliste

In München starb Ende Mai der Ordinarius für mittlere und neuere Geschichte an der Universität Breslau *Franz Kampers*, im Alter von 61 Jahren. Er war Herausgeber der *Weltgeschichte in Charakterbildern*, des *Historischen Jahrbuchs* sowie der *Schlesischen Landeskunde*. Am 6. Juli erlag *Alfredo Trombetti* beim Baden am Lido bei Venedig einem Herzschlag. Er ist 63 Jahre alt geworden. Er war Professor für semitische Philologie an der Universität Bologna und ein bedeutender Forscher der Entstehungsgeschichte antiker Sprachen. Besonders bekannt war er als Etruskologe. Mussolini hatte ihn unter die ersten Mitglieder der neugegründeten Akademie von Italien aufgenommen. Am 23. Juli starb der Staatsarchivrat *Hermann von Petersdorff*, in seinem 66. Lebensjahr. Er ist durch die biographische Darstellung von Persönlichkeiten der neuern preußischen Geschichte bekannt geworden, durch seine Bücher über Friedrich II., die Königin Luise, Friedrich Wilhelm IV., über den "Zollvereins"finanzminister Friedrich Motz und über Kleist-Retzow, den konservativen Politiker und Freund Bismarcks. Ende Juli starb der langjährige Direktor der Heidelberger Universitätsbibliothek *Jacob Wille*, im Alter von 76 Jahren. Er hatte 40 Jahre an der Heidel-

tät Kiel. Sein Werk *Aus Deutschlands Urzeit* fand große Verbreitung. ◊ Mit einer Vorlesung über alte Geschichte und römisch-germanische Forschung habilitierte sich Ernst Stein an der Universität Berlin. ◊ Am 6. August wurde der berühmte Archäologe und Prähistoriker *Carl Schuchhardt*, der Leiter der Prähistorischen Abteilung des Berliner Völkerkundemuseums, 70 Jahre alt. Die Ergebnisse seiner jahrzehntelangen Forschertätigkeit auf prähistorischem Gebiet, seiner erfolgreichen Grabungen in fast allen Teilen Europas, hat er in seinem bedeutenden und berühmten Werk *Alteuropa, eine Vorgeschichte unseres Erdteils /1919/* zusammengefaßt.

### Hygiene / Hans Kollwitz

**Ernährung** Seit etwa 30 Jahren wird die Frage diskutiert, ob wir mit unserer Ernährungsweise auf dem richtigen Weg sind, und wenn diese Frage vor dem Krieg vielleicht mehr noch theoretisches Interesse hatte, so ist jetzt die Fragestellung dringlicher geworden, entsprechend der Tendenz unserer Zeit zur Rationalisierung, die wiederum durch die größere Knappheit, in die wir nach dem Krieg eingespant sind, erklärt wird. Speziell hat sich die Frage nach der richtigen Ernährungsweise auf die Frage des Eiweißgehalts unserer Volksernährung zugespitzt. Man sagte Eiweißgehalt unserer Nahrung im allgemeinen und meinte Gehalt an tierischem Eiweiß, und diesem Kampf um das tierische Eiweiß in unserer Ernährung, der mit wissenschaftlichen Argumenten geführt wurde, lagen wohl mehr oder minder unbewußt ethische Momente zugrunde, durch die allein sich die Heftigkeit, mit der dieser Kampf oft geführt wurde, und die Tendenz zur Ausschließlichkeit in der Fragebeantwortung erklären lassen. Die ethischen Momente bei der Beantwortung dieser Frage können vorläufig beiseite gelassen werden; denn wenn man auch ihre prinzipielle Wichtigkeit und Diskutierbarkeit zugeben muß, so sind sie vorläufig noch unendlich weit davon entfernt für das Volksganze in Ernährungsfragen den Ausschlag zu geben. Völlig ausscheiden müssen auch die radikalen Beantwortungen mit "nichts als" der radikalen Theoretiker; nichts als Pflanzenkost, nichts als Rohkost usw. Die einzig ernst zu nehmende Fragestellung ist die: Haben wir in unserer Ernährung nicht zu viel tierisches Eiweiß, zu viel vom physiologischen wie vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus? Die großen Eiweißmengen, die einst Karl von Voit gefordert hatte, sind von den meisten Forschern (eine Ausnahme bilden zum Beispiel Otto Kestner und Richard Knipping) längst aufgegeben worden, Hindede hat nachgewiesen, daß man mit  $\frac{1}{4}$  der Voitschen Menge gut existieren kann. Man hat inzwischen erkannt, daß das Eiweißquantum, das der Körper als Ersatz für das bei den Lebensvorgängen verbrauchte Eiweiß, die sogenannte Abnutzungsquote, benötigt, gering ist, daß wir aber nicht gut tun uns in der Volksernährung auf die der Abnutzungsquote entsprechende Eiweißmenge zu beschränken, da die Gefahr besteht, daß dieses Eiweißminimum gelegentlich durch eine

**Literatur** Mit seiner Geschichte Rußlands/Leipzig, C. L. Hirschfeld/, deren durch Alexandra Ramm besorgte deutsche Übersetzung eine kürzere Fassung einer unter dem selben Titel in Rußland als 4bändiges Werk herausgegebenen Geschichte ist, unternimmt *Michail Pokrowskij*, der führende Historiker des bolschewistischen Rußlands, als erster den Versuch, unter Anwendung des sogenannten historischen Materialismus, wie er ihn in den ebenfalls in deutscher Ausgabe veröffentlichten Historischen Aufsätzen auffaßt, das Werden Rußlands darzustellen. Für die letzten 100 Jahre, deren Behandlung mehr als  $\frac{1}{6}$  des Werks gewidmet sind, gelingt es ihm auch, trotz seiner Orientierung, ein außerordentlich lebendiges und geschlossenes Geschichtsbild zu zeichnen. Der 1. Teil muß dagegen als durchaus unzulänglich bezeichnet werden, da Pokrowskij nicht die Geschichte der Vergangenheit aus sich selbst heraus zu verstehen vermag. Hier werden die Grenzen seiner dogmatischen Geschichtsbeachtung deutlich, mit der sich ausführlicher auseinanderzusetzen noch vorbehalten bleiben muß. ◊ Die Schriftenreihe *Überseegeschichte /Hamburg, Friedrichsen, de Gruyter & Co./*, die Studien zur Geschichte der Ausbreitung der Europäer und des europäischen Wesens über die Erde bringen will, eröffnet der Herausgeber *Adolf Rein* mit seinem auf dem Internationalen Historikerkongreß im August 1928 gehaltenen Vortrag *Das Problem der europäischen Expansion in der Geschichtsschreibung*. Er versucht darin die Einwirkung der überseeischen Entdeckungen, Eroberungen und Pflanzungen auf die europäische Geschichtsschreibung und die für jede Epoche bezeichnende Deutung, die diese großen Weltveränderungen in ihr gefunden hat, aufzuzeigen.

Erkrankung, eine nicht genügende Eiweißausnutzung oder ähnliches zum Schaden der betreffenden Person unterschritten werden kann. Auch hat Max Rubner jüngst wieder darauf hingewiesen, daß der Eiweißverbrauch bei allen Rassen pro Kopf der Bevölkerung wesentlich höher liegt, ziemlich gleichmäßig 80 bis 90 Gramm beträgt. Wir wissen ferner, daß die verschiedenen Eiweiße für die menschliche Ernährung nicht gleichwertig sind, und daß ein Mehr an Eiweiß in der Ernährung nicht zum Eiweißansatz führt, mit Ausnahme von Rekonvaleszenz nach Krankheiten, Wachstumsperioden und einigen anderen Zuständen, sondern daß es nur als Feuerungsmaterial verbraucht wird; wir wissen durch Rubner, daß durch Eiweiß der Verbrennungsprozeß gesteigert wird: die sogenannte spezifisch-dynamische Wirkung des Eiweiß. Und man hat sich daher gefragt, ob die Feuerung unseres Körperofens mit viel Eiweiß nicht einmal zu teuer, dann aber vielleicht auch unzweckmäßig, ja schädlich für den Körper sei. Dieses letzte wird reichlich viel und oft kritiklos behauptet, ist aber für die Allgemeinheit schwer nachzuweisen, wenn man diejenigen ausnimmt, bei denen eine konstitutionelle Disposition, beispielsweise die gichtische, vorliegt. Bircher-Benner glaubt die Erklärung für die ungünstige Wirkung der vorwiegend tierischen Nahrung auf den menschlichen Körper gefunden zu haben. In seinen, weiter unten besprochenen Grundzügen der Ernährungstherapie auf Grund der Energetik kommt er dazu die Sonnenlichtenergie mit der Energie der natürlichen unverarbeiteten pflanzlichen Nahrung, die aus der Absorption der Lichtstrahlen durch die lebendige Substanz entsteht, gleichzusetzen. Diese unmittelbare Sonnenenergie gehe verloren und verliere ihr Gefälle und damit ihre Wirkung durch den Umwandlungsprozeß des pflanzlichen in tierisches Eiweiß und die Veränderung der natürlichen Nahrung durch den Küchenprozeß. Aber das ist eine Theorie, und zwingende Beweise können die Antifleschler nicht liefern (es gibt unter den Menschen vielleicht konstitutionell bedingte Fleischesser und Pflanzenesser), wenn man auch bei der ärztlichen Beobachtung breiter Massen des Proletariats, besonders der Kinder, dem Eindruck sich nicht entziehen kann, daß für die vielen, vor allem nervösen Störungen außer Wohnungs- und Erziehungsschädigungen wohl auch eine un-zweckmäßige, sehr stark das Fleisch in den Vordergrund rückende Ernährung

als schuldig angesehen werden muß. Woher kommt nun aber dieser steigende Fleischkonsum? Es wird von Ernährungspredigern zuweilen im Ton der Anklage darauf hingewiesen, daß sich der Fleischverbrauch in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung seit dem Krieg 1870-1871 fast verdoppelt, seit dem Krieg 1815 fast vervierfacht hat, und daß er jetzt 50 Kilogramm pro Kopf und Jahr beträgt. Aber die Gründe dafür sind sehr mannigfaltig, nicht nur psychologischer Natur. Die Erscheinung ist nicht etwa allein aus dem Bedürfnis des Proletariats zu erklären es den höheren Schichten gleichzutun sondern hängt wohl vor allem damit zusammen, daß sich das Zahlenverhältnis zwischen landwirtschaftlicher und Industriebevölkerung in diesen 100 Jahren wesentlich geändert hat, daß die Ernährung eines sich im Freien voll ausarbeitenden Bauern naturgemäß anders sein kann als die des unter ganz anderen Bedingungen lebenden Industrieproletariats, und daß der Sättigungs- und Appetitanregungswert des Fleisches ganz besonders berücksichtigt werden muß. Vorläufig also kommt man der Eiweißfrage gegenüber vom physiologischen Standpunkt zu einem Non liquet, und wie wenig unsere Ernährungswissenschaft doch noch den Namen Wissenschaft verdient, scheint auch aus der Ratlosigkeit hervorzugehen, mit der wir eigentlich der Gersonschen Entdeckung gegenüberstehen, aus der Ratlosigkeit ihre Wirkungsweise und ihren Angriffspunkt einem pathologischen Vorgang gegenüber zu erklären. Der eigentliche Stoffwechselfvorgang ist eben unseren Blicken und zum Teil auch unserer Erkenntnis entzogen. Feststellen können wir die Einnahmen und die Ausgaben des Körpers. Die Wirkungsweise der Ernährung auf den Körper aber, die sehr komplexer Natur und von langer Dauer ist, beweiskräftig zu demonstrieren ist uns vorläufig nicht gegeben. Daher erleben wir in den Ernährungslehren, am auffallendsten ist dies in der Frage der Säuglingsernährung, einen häufigen Wechsel. Einst stand das Eiweiß im Vordergrund und galt als das Lebenselixier, jetzt wird es manchmal beinahe wie ein Schädling angesehen; wo man früher reichliche Ernährung predigte, betont man jetzt ihre schädlichen Folgen; die Vitaminliebe steigerte sich bis zum Rohkostfanatismus; und jetzt gehen wir vielleicht einer Periode der Propaganda salzloser Ernährung entgegen. Eine etwas festere Stellung gegenüber der Eiweiß- und speziell der Fleisch-

ernährung hat man vom volkswirtschaftlichen Boden aus. Der indirekte Weg der Eiweißgewinnung durch die Verfütterung pflanzlicher Nahrung an Tiere ist unwirtschaftlich und so, wie die Ernährung in Deutschland während des Krieges besser hätte sein können, wenn man sich entschlossen hätte die Fleischernahrung noch zu reduzieren, so könnte man auch jetzt die deutsche passive Handelsbilanz (wir führen in Deutschland für 4 Milliarden Lebensmittel ein) durch einen Entschluß in dieser Richtung wohl stark verbessern, ohne qualitativ unserer Ernährung Abbruch zu tun, zumal wenn man endlich die schon lange von Rubner propagierte Eiweißanreicherung unseres Brots mit dem billigen, eiweißreichen, schmackhaften und gut verdaulichen Mehl der Sojabohne durchführen wollte. Gerade auf dem Gebiet der Brotnahrung tobt zurzeit heftig der Kampf. Es geht um die Frage: Weizen- oder Roggenbrot? Das Weizenbrot wird besser ausgenutzt, stellt auch an den Verdauungskanal, oft recht zu dessen Schaden, geringere Anforderungen als das Roggenbrot. Es belastet aber, wenn nicht den einzelnen, so die Gesamtheit mit der Summe von 650 Millionen Mark, die wir für die Einfuhr von Weizen ausgeben. Gegenüber einer ernährungsphysiologisch nicht notwendigen derartigen Belastung unseres Volksvermögens wie der starken Weizen-einfuhr oder der gegenüber der Vorkriegszeit um 50% erhöhten Südfrüchte-einfuhr (der Wert der in Deutschland eingeführten Südfrüchte soll einem Jahresverdienst von 90 000 deutschen Facharbeitern entsprechen) mehren sich die Stimmen, die eine Planwirtschaft in unserer Volksernährung fordern und auf Mussolini hinweisen, der bekanntlich die Bananeneinfuhr in Italien gänzlich unterbunden, die Einfuhr anderer Südfrüchte, solange sie in Italien noch nicht reif sind, verboten, eine geringere Getreideausmahlung angeordnet hat usw. In der Arbeiterklasse steht man Volksernährungsreformen meist ablehnend gegenüber, weil man fürchtet, unter dem Mantel der neuen Wissenschaft könne man unversehens zur Klassenernährung zurückkommen. Aber trotz diesem oft berechtigten Mißtrauen scheint die Möglichkeit einer Planwirtschaft in der Volksernährung gegeben, ohne diese qualitativ zu verschlechtern und ohne auch der Ansicht des Altmeisters der Ernährungslehre Max Rubner zu widersprechen: »Die verschiedenen Ernährungstheorien haben für die Volksernährung keinerlei Bedeutung. Vorläufig und für einige Zeit

bleibt es in der täglichen Kost bei der Erfahrung der großen Massen. Der einzelne kann irren, die große Masse verfolgt aber instinktiv und triebhaft gewisse, wenn auch kaum geahnte Ziele.«

#### Informationsmittel

Im Auftrag des Großberliner Ärztebunds gibt Kurt Finkenrath eine Schrift Krankenhilfe und Gesundheitsfürsorge durch die Ärzteschaft heraus /Leipzig, Johann Ambrosius Barth/, an der die im Berliner kassenärztlichen Leben bekannten Vertreter, wie Scheyer, Ritter, Sternberg und andere, mitgearbeitet haben. Die Schrift soll eine Orientierungsschrift sein, sie berichtet über die Einrichtungen, die die *Berliner Ärzteschaft* sich geschaffen hat, vor allem über den Großberliner Ärztebund und seine Aufgaben selbst. Sie ist aber auch als Streitschrift gedacht und hat ihre Bedeutung, solange nicht endlich ein alle Teile: Versicherte, Ärzte, Kassen und das Volksvermögen, befriedigender Zustand geschaffen ist.

Die Gesundheit der Familie und des Volkes, das Ziel der ärztlichen Eheberatung heißt ein Buch Erich Zacharias' /Berlin, Alfred Metzner/. Der Verfasser, ein begeisterter Anhänger der *Eheberatung*, schildert ihre bisherige Geschichte und ihre Entwicklungs- und Auswirkungsmöglichkeiten. Er lehnt das Eheverbot ab, hofft aber durch intensive Aufklärung in der Eheberatung so viel zu erreichen, »daß in Zukunft manche Träne von ihrem Schicksal schwer enttäuschter Menschen ungeweint bleibt, und die Zahl der durch den Fluch krankhafter Vererbung unglücklichen Menschen vermindert wird«. Eine Übersicht über den jetzigen Stand der Eheberatung in Deutschland, dem übrigen Europa und den anderen Kontinenten gibt Julius Schwalbe unter dem Titel *Gesundheitliche Beratung vor der Eheschließung* /Leipzig, Georg Thieme/.

#### Gemeinverständliche Schriften

Max Winkel, der Herausgeber der Zeitschrift *Die Volksernährung*, läßt mit anderen Mitarbeitern zusammen eine Schrift *Nahrung und Ernährung* erscheinen /Berlin, Richard Schoetz/. Sie ist als Kursus für gesundheitsgemäße und wirtschaftliche *Ernährungsweise* gedacht. Das Buch hält sich von jeder Einseitigkeit fern, ist jedoch für den Zweck weitester Verbreitung von Kenntnissen vielleicht nicht voraussetzungslos und systematisch genug geschrieben. Die gleiche Absicht wie das *Winkelsche Buch* hat

der von dem Direktor des Deutschen Hygienemuseums Martin Vogel herausgegebene Ernährungsführer /Dresden, Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt/, nur daß er diese Absicht auf wesentlich geringerm Raum und zu wesentlich geringerm Preis durchführt. Der Ernährungsführer ist im Gegensatz zu vielen Veröffentlichungen des Hygienemuseums erfreulich knapp und anschaulich mit besonderer Betonung des Wichtigsten geschrieben. Während diese beiden Bücher Ausdruck der modernen Anschauung über Ernährung sind, erschien im Tonfall und mit den üblichen Behauptungen der Ernährungsaußenseiter ein kleines Heftchen: Gustav Riedlin Die große Useputzete, Umstellung der Ernährung und häusliche Diätikuren /Pfuldingen, Pranaverlag/. Eine handliche kleine Tafel zur Berechnung der im Säuglingsalter notwendigen Kalorien und Nahrungsmengen gaben J. von Lucacz und Albert Meyerstein heraus /Berlin, Paul Altmann/.

In der Sammlung Der Arzt als Erzieher /München, Verlag der Ärztlichen Rundschau/ wird das nützliche Werk der Herausgabe gut geschriebener, hübsch ausgestatteter und verhältnismäßig billiger Aufklärungsbroschüren fortgesetzt. Wenn man ein halbes Dutzend solcher Broschüren auf einmal durchliest, wird es einem klar, daß bei dem Überangebot solchen Aufklärungsmaterials für das Publikum eine Schrift nur dann eine gewisse Aussicht hat auf die *Lebensweise* einzuwirken, wenn man spürt, daß der Verfasser auch wirklich mit dem Herzen hinter dem steht, was er schreibt, daß er selbst danach lebt, und wenn er außerdem der drohenden Gefahr entgeht kritiklos zu übertreiben. In diesem Sinn begeisternd wirkt das 58. Heft: Spannkraft durch Atmung von Kurt Giesemann, auch das gut geschriebene und mit instruktiven Abbildungen versehene 59. Heft: Gesunde Füße! von Viktor Hähnlein; während 2 Broschüren von Badeärzten: Die Fettleibigkeit und ihre Behandlung von Rudolf Kolb und Der Blutdruck des Menschen von Artur Hesse allzusehr eine Lebensauffassung durchblicken lassen, die den Menschen nimmt, wie er nun einmal ist, an seinen Willen zur grundlegenden Änderung nicht glaubt. Wenn man sogar so konziliant ist wie Hesse, der von Gefahren spricht, die »übertriebener Genuß« von Alkohol und Nikotin auf den Menschen hat, und der »mäßigen Genuß« dagegen seiner Nerven beruhigenden Wirkung wegen für oft erwünscht und gewiß un-

schädlich« hält, so kann man davon überzeugt sein, daß solche Sentenzen der Aufgabe dieser Broschüren hygienisch vorbeugend zu wirken kaum gerecht werden. Aus reichem Wissen heraus ist das 54. Heft: Die Wechseljahre von Georg Gabschuß, geschrieben. Freilich scheint es, als ob der Verfasser der Gefahr nicht ganz aus dem Weg gegangen ist die Leserin einzuängstigen, und besonders etwas hypochondrischen Frauen mag nach der Lektüre dieser Schrift die Zeit der Wechseljahre als ein unvermeidliches Inferno erscheinen.

In dem Heft Geschlechtsleben und Alkohol /Berlin, Neulandverlag/, schildert Georg Klatt den Einfluß, den der Alkohol auf das *Sexualleben* hat. Gerade in den Sphären, in denen das sexuelle Leben am trübsten und unklarsten sei, herrsche auch der Alkohol. Ernest Finger bespricht in dem Heft Gesetzliche Maßnahmen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten /Wien, Moritz Perles/ die in den verschiedenen europäischen Staaten bestehenden gesetzlichen Maßnahmen mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Woher die Kinder kommen? betitelt sich ein »Jugendlesebuch« Josef Weisbarts /Berlin, Hensel & Co./: ein frisch geschriebenes Buch in Form von Gesprächen in einer Arbeiterfamilie, die es mit der Erziehung und Aufklärung ihrer Kinder ernst nimmt. Es soll den Kindern in die Hand gegeben werden, die vor der Aufklärung durch die Straße bewahrt bleiben sollen, und denen doch ihre eigenen Eltern die Aufklärung nicht geben können. Es ist auch schon dadurch sympathisch, daß es nicht den pathetischen Ton mancher andern Aufklärungsschrift hat.

Unter dem nach Coué klingenden Titel Mit 40 Jahren immer jünger werden erscheint im Süddeutschen Verlagshaus in Stuttgart eine kleine Broschüre. Die altbewährten, natürlichen, weniger Verjüngungs- als *Jungerhaltungsmittel* werden von den Verfassern, Hans Balzli, Fritz Bahro und Lisa Mar, mit Begeisterung gepredigt. Durch beigegebene Bilder gymnastischer Übungen soll der Übergang vom Lesen zum Ausüben nähergebracht werden. Wenn nur in solchen Schriften das Wort mäßig, mit dem niemand etwas Rechtes anfangen kann, verschwände und durch konkretere Angaben ersetzt würde.

In der Gesundheitsbibliothek /München, G. Birk & Co./ erschien ein Heftchen Mieczyslaw Epsteins Bevor der Arzt

kommt, praktisch, anschaulich und präzise geschrieben; es enthält an *ärztlicher Beratung* das, was wirklich Allgemeingut unserer Bevölkerung sein müßte. Für diejenigen, die in unerschlossenen, dünnbevölkerten Gebieten wie in den Tropen ihr oft gefährdetes Leben zubringen müssen, erschien unter dem Titel *Ärztlicher Berater für Übersee und Tropen* ein ausführliches, gut ausgestattetes Buch August Hauers /Berlin, Georg Stilke/. Es ist wesentlich ausführlicher und ganz anders angelegt als das oben genannte, da es für Menschen sein soll, die auf das Kommen des Arztes nicht wie der Großstädter höchstens einige Stunden sondern unter Umständen einige Tage warten müssen.

Es ist stets ein Genuß etwas von Adolf Gottstein zu lesen. Seine kluge, ja weise, gefällig beredete Art, sein umfangreiches Wissen und seine interessante eigene Methode zu den Problemen der Medizin Stellung zu nehmen machen seinen mündlichen oder schriftlichen Vortrag immer kurzweilig. So ist auch seine Lehre von den *Epidemien* /Berlin, Julius Springer/ ein Buch, das alles bringt, was über Infektionskrankheiten und Epidemien zu sagen ist.

In seiner, in Osnabrück im Selbstverlag veröffentlichten Broschüre *Schulmedizin?, Laienmedizin?, Biochemie?, Homöopathie?* bemüht sich August Uthmöller die verschiedenen *Gegner der Schulmedizin* auf ihre innere Berechtigung zu prüfen. Er empfiehlt gegen die, denen er keine Berechtigung zuerkennen kann, ein Verbot, da nicht anzunehmen sei, daß die Vernunft siege, und gegen die Homöopathie, der man die Berechtigung nicht ohne weiteres absprechen könne, einen am Krankenbett und an gleichen Objekten nachprüfbaren Wettstreit der Methoden.

**Tagungen** Während der Tagung der *Deutschen Röntgengesellschaft*, die sich am 20. April in Wien versammelte, wurde dem Wiener Röntgenologen Guido Holzknicht die Goldene Riedermedaille verliehen. Die Vorträge befaßten sich hauptsächlich mit der Strahlenbehandlung.

Anfang Juni tagte in Paris eine *Internationale Konferenz für Psychiatrie und soziale Hygiene*, zu deren Teilnehmern Gelehrte aus 25 Nationen gehörten. Es sollte daraus ein Permaentes Komitee für Internationale Arbeit auf diesem Gebiet hervorgehen, das man dem Institut für Internationale Zusammenarbeit beim Völkerbund angliedern will.

Vom 6. bis zum 10. August fand in Königsberg die Tagung der *Deutschen Dermatologischen Gesellschaft* statt, an der sich als Gäste auch zahlreiche ausländische Dermatologen beteiligten. Verhandlungsthemen waren, neben vielen speziellen Fragen, vor allem diese: Die Vererbungsforschung in der Dermatologie (Referent: Otto Koehler /Königsberg/), Entstehung, Wesen, Erkennung, Verhütung und Frühheilung der angeborenen Syphilis (Erich Hoffmann /Bonn/), Feststellung und Heilung der Gonorrhöe (Josef Jadassohn /Breslau/); Robert Sommer /Gießen/ sprach auch über die Diätbehandlung bei Lupus; im Anschluß daran wurde über die Gersonsche Diätbehandlung diskutiert.

**Totenliste** Der Tuberkuloseforscher *Ottokar Horak*, Dozent für Innere Medizin an der Prager Tschechischen Universität, wurde Anfang August 1928 ein Opfer seiner Versuche. Er hatte sich das Filtrat einer Reinkultur von Tuberkulosebazillen eingespritzt und beobachtete mikroskopisch die Wirkungen. Über das positive Ergebnis konnte er noch einer Ärztesammlung berichten. Unmittelbar darauf erkrankte er, und er starb, bevor er seine Arbeit veröffentlichen konnte. Am 20. Januar 1929 starb in Berlin, im Maria-Victoria-Krankenhaus, in dem er selbst seine Augenoperationen zu machen pflegte, in seinem 71. Lebensjahr der Augenarzt *Paul Silex*, der nicht nur durch sein Kompendium der Augenheilkunde und zahlreiche andere Arbeiten einen Ruf als Gelehrter erworben hatte sondern auch durch seine Menschenfreundlichkeit und praktische Hilfsbereitschaft Außerordentliches geleistet hat (siehe auch die Rundschau Sozialpolitik, 1929 I Seite 324). Er war ein Schüler und Assistent Laqueurs in der Straßburger Augenklinik, arbeitete dann 13 Jahre lang unter Schweigger in der Berliner Universitätsaugenklinik, habilitierte sich 1890 und wurde 1897 außerordentlicher Professor. Hervorragende Verdienste hat sich Silex um die Kriegsblinden erworben, für die er eine besondere Schule in Berlin gründete. In Hamburg starb Ende Januar ein Forscher auf dem Gebiet der Hautkrankheiten, *Paul Gerson Unna*, im Alter von 79 Jahren. Unna, der aus eigener Kraft heraus eine Forschungsanstalt für Hautkrankheiten begründete, hat mehrere Atlanten über Hautkrankheiten veröffentlicht und galt als einer der Führenden auf seinem Spezialgebiet.

Am 28. Februar schieden in Wien der Kinderarzt und Universitätsprofessor *Clemens von Pirquet* und seine Gattin freiwillig aus dem Leben. Besonders bekannt wurde dieser Gelehrte durch die nach ihm benannte Pirquetsche Reaktion, ein Impfvorfahren, das die Feststellung der Tuberkulose erleichtert und besonders bei Kindern angewandt wird. Pirquet war seit 1911 Universitätslehrer in Wien. Er ist 55 Jahre alt geworden. Kurz vor seinem Tod war ihm noch der Aronsonpreis verliehen worden. Erst 43 Jahre alt, starb Ende April in Berlin der Leiter der Innern Poliklinik an der Universität *Paul Jungmann*. Sein Name ist besonders mit seiner Entdeckung des sogenannten Salzstichs im Gehirn verknüpft, der, entsprechend dem Zuckerstich des französischen Physiologen *Claude Bernard*, eine Änderung der Kochsalzausscheidung im menschlichen Körper durch Einwirkung auf eine bestimmte Gehirnstelle darstellt. Als Opfer seiner Forschertätigkeit starb in Paris im Juli der als Wissenschaftler bereits weithin bekannte Arzt *Pierre Marie* aus dem Institut Pasteur, im Alter von 38 Jahren. Es gelang ihm nach mühevollen und äußerst gefährlichen Experimenten die Ursache der oft tödlichen Vergiftungen nach dem Genuß von Fisch- und Fleischkonserven in dem Sekret eines von ihm isolierten Bazillus zu entdecken, das schon in weniger als  $\frac{1}{1000}$  Milligramm einen Lähmungstod herbeizuführen vermag. Er ging bei seinen Forschungen dadurch zugrunde, daß ihm der giftige Stoff ins Auge drang, von dem aus sich die tödliche Lähmung dann weiter verbreitete. Bei seiner Beerdigung wurde ihm durch den französischen Arbeitsminister eine Ehrenmedaille aufs Grab gelegt. Seine Arbeiten werden von seinen Mitarbeitern im Institut Pasteur weitergeführt. Ende Juli starb in Berlin *Carl Günther*, der Gründer und frühere Leiter der Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene, fast 75 Jahre alt. Er hatte seinen Ruf als Forscher auf dem Gebiet der Hygiene und Bakteriologie durch Untersuchungen während seiner Tätigkeit als Berliner Armenarzt 1885 bis 1892 begründet. Das aus diesen Jahren stammende Lehrbuch Einführung in das Studium der Bakteriologie mit besonderer Berücksichtigung der mikroskopischen Technik verschaffte ihm die Zulassung zur Universität als Privatdozent der Hygiene. Dann arbeitete er unter *Robert Koch* als Assistent und später Kustos des Hygienemuseums der Uni-

versität am Hygienischen Institut und wurde 1900 nach Beuthen in Oberschlesien berufen, um wegen der dort herrschenden Typhusepidemie eine hygienisch-bakteriologische Untersuchungsstation einzurichten, aus der das jetzige Hygienische Institut in Beuthen hervorgegangen ist. 1901 wurde *Günther* beauftragt eine Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene zu organisieren. *Günther* war auch Herausgeber der Hygienischen Rundschau.

Am 9. August starb der Direktor der Universitätsklinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten an der Berliner Charité, *Georg Arndt*, 55 Jahre alt. Er wirkte seit 1919 als Nachfolger seines Lehrers *Edmund Lesser* an der Berliner Universität, nachdem er seit 1916 Direktor der Straßburger Hautklinik gewesen war. *Arndts* Nachfolger auf dem Straßburger Lehrstuhl für Hautkrankheiten, *Pautrier*, gedachte bei seinem Amtsantritt mit besonderer Wärme seines deutschen Vorgängers.

Kurze Chronik Von dem Amerikaner *Child* wurde als Dank für seine Heilung durch den Wiener Arzt *Edelmann* ein Kapital von 100 000 Dollars für die Begründung eines Instituts für Krebsforschung in Wien gestiftet. Dem Kuratorium des neuen Forschungsinstituts werden die Professoren *Anton Eiselsberg* und *Karel Frederik Wenckebach*, der Bürgermeister *Seitz* und andere angehören. Die außerordentlich starke Zunahme der Krebserkrankungen, die beinahe  $\frac{1}{6}$  aller Todesfälle bewirken, veranlaßte die Berliner Gesundheitsdeputation Gegenmaßnahmen zur systematischen Bekämpfung der Krebskrankheit zu ergreifen. Im Berliner Urbaner Krankenhaus soll eine besondere Beratungsstelle für Krebskranke und Krebsverdächtige eingerichtet werden, der die Professoren *Erwin Gohrbandt* und *Fritz Meyer* vorstehen werden.  $\diamond$  Ergebnisse neuer eigener Forschungen über die Frage der Tuberkuloseerregung durch filtrierbare Erreger veröffentlichte *Lydia Rabinowitsch-Kempner*. Die Untersuchungen wurden von ihr in der Bakteriologischen Abteilung des Krankenhauses Moabit mit Unterstützung der Notgemeinschaft angestellt. Sie ergaben, daß der Tuberkelbazillus auch eine unsichtbare filtrierbare Form besitzt, deren Virulenz jedoch nicht bedeutend ist.  $\diamond$  An der Berliner Universität wurde ein besonderer Lehrstuhl für *Homöopathie* eingerichtet und mit dem Berliner Arzt *Ernst Bastanier* besetzt. Das bedeutet

die offizielle Anerkennung der Homöopathie als Wissenschaft. ◊ Der Professor für Innere Medizin an der Universität Kiel *Heinrich Schade* wurde Direktor des neu eröffneten Instituts für Physiko-Chemische Medizin in Kiel. Schade hat die molekularpathologischen Forschungsmethoden in der Medizin begründet. ◊ Nachfolger *Otto Lubarsch* auf dem jahrelang verwaisten Lehrstuhl der Pathologie an der Universität Berlin wurde *Robert Rößle*, bisher in Basel. Rößle arbeitete über Wachstum und Altern, Immunität, Entzündung usw.

**Literatur** In 2. Auflage erschien *Rudolf Wlassaks Grundriß der Alkoholfrage* /Leipzig, S. Hirzel/. Die 1. Auflage war ein Teil des von Max Rubner und anderen herausgegebenen Handbuchs der Hygiene gewesen, und es ist zu begrüßen, daß es aus diesem der Behandlung des Alkoholgesamtproblems gewisse Schranken auferlegenden Rahmen herausgetreten ist. Das Buch behandelt mit Ernst und in erfreulicher Nüchternheit die physiologischen und pathologischen Wirkungen des Alkohols, seine Wirkungen auf das Einzelindividuum und seine Wirkungen auf das Volksganze, beleuchtet kritisch die Argumente für und wider, kritisch auch die manchmal allzu leichten und populären, von alkoholgegnerischer Seite gebrachten Argumente. Wichtig ist unter anderem Wlassaks Forderung; daß in der Trinkerbekämpfung nicht der medizinisch hier unsichere, praktisch oft unsinnige Maßstab der Geisteskrankheit sondern der der sozialen Gefährdung angelegt wird. Wlassak steht, wie bekannt, ganz auf dem Abstinenzstandpunkt, und er erwartet, daß schließlich auch einmal die Gesetzgebung, vielleicht auf dem Weg über das Gothenburger System, diese Richtung einschlagen wird. ◊ In seinen, oben im Abschnitt Ernährung erwähnten Grundzügen der Ernährungstherapie auf Grund der Energetik /Berlin, Otto Salle/ bemüht sich *Max Bircher-Benner* eine theoretische Begründung für die in seinem Sanatorium wohl mit Erfolg geübte, tierisches Eiweiß und Kalorien stark einschränkende, Gemüse, Zerealien und Obst in möglichst wenig denaturiertem Zustand bevorzugende Ernährungstherapie zu geben. Da er in den verschiedenen modernen Ernährungstheorien gut bewandert ist, ist die Lektüre interessant und anregend, wenn auch, was die Beweiskraft anlangt, auf das im Hauptabschnitt schon Gesagte verwiesen werden muß.

## KUNST

### Bildende Kunst / Otto Brattskoven

**Zille †** Am 9. August starb Heinrich Zille in Berlin im Alter von 71 Jahren. Mit Recht galt er als eine Persönlichkeit, die mit eigentümlich grimmigem Humor die Licht- und Schattenseiten im Leben der "Unteren" Berlins mit unermüdlicher Erfindungsgabe zu schildern vermochte. Erst im letzten Jahrzehnt sah man dazu auch ein, daß seiner meist drastischen Darstellungsart auch eine unbestreitbare künstlerische Bedeutung zukommt, obgleich sein formales Vermögen nicht gerade vielstufig ist.

Zille wurde am 10. Januar 1858 in Radeburg in Sachsen geboren. Seit 1867 war er in Berlin. Zuerst mußte er als Junge den Eltern im Brotverdienen mithelfen. Später wurde er Lithographenlehrling, und als Lithograph war er im Gewerbe bis 1907 tätig. 1872 tritt er als Hospitant in die Akademie ein, wo ihn Theodor Hosemann entdeckte. Die ersten Veröffentlichungen gelangen dem schon 42-jährigen Zeichner in der Münchener Jugend und im *Simplicissimus*. Seitdem wurde er in den von ihm geschilderten Kreisen mehr und mehr geschätzt, während allgemeine Anerkennung lange ausblieb. Er galt nur als ein üblicher "Humorist" mit einem besondern Betätigungsfeld, der nicht weiter ernst zu nehmen war. Zudem hielt man ihn oft für einen Mann, der sich über das Elend Berlins lustig macht. Diese Bewertung seines Schaffens und seiner Darstellung hat sich schließlich selbst aufgehoben. Es gilt heute als sicher, daß hinter allen Blättern Zilles ein künstlerisch-handwerklicher Ernst steht, eine natürlich mitfühlende Persönlichkeit, die keiner angelegerten Grundsätze bedarf, um ihre Auffassung zu beweisen. Dadurch unterscheidet er sich auch von den meisten der heutigen Satiriker, daß er weniger an den Verstand als an die unmittelbare Empfindung appelliert und sich direkt auf sein Herz verläßt. In den letzten Jahren kam Zille in Berlin in Mode. Überflüssig zu sagen, daß er dem snobistischen Kultus, der mit ihm getrieben wurde, ganz fern stand. Denn er gehörte, wie Otto Nagel hier sagt, sein ganzes Leben hindurch, bis zum letzten Atemzug, seiner Klasse, dem Proletariat.

Eine Reihe namhafter Kunstschriftsteller, unter anderen Adolf Behne, Adolf Heilborn und Alfred Richard Meyer, hat seine Persönlichkeit gewürdigt, seine zahlreichen Blätter sind unter bezeichnenden



Gesamttitlen in Buchpublikationen zusammengefaßt. Noch zuletzt erschien, von Hans Ostwald herausgegeben und unter Mitarbeit Zilles, im Verlag Paul Franke in Berlin ein Zillebuch, das unter hauptsächlichlicher Verwendung von charakteristischen Gesprächen und Anekdoten und mit einer unbefangenen Auswahl aus den ganz frühen und den späteren Blättern einen Einblick in das "Milljöh" des Menschen und Künstlers vermittelt.

**Feuerbach** In diesem Jahr bot die Wiederkehr des 100. Geburtstags Anselm Feuerbachs Gelegenheit gegenüber seinem Werk die sogenannte idealistische Kunstauffassung im 19. Jahrhundert grundsätzlich zu betrachten und zu bewerten. Neben der Anekdotenmalerei bestimmte sie als ein allzu zähes Erbeil einer gewissermaßen griechisch-klassischen Wiedergeburt die bildende Kunst in einem Umfang, daß während dieser Zeit selten ein gesunder Zusammenhang mit dem Zeitlichen bestand. Die Mehrzahl der uns heute beachtenswert erscheinenden Repräsentanten schuf ihre Werke im ausgesprochenen Gegensatz hierzu. Allein Feuerbach gab der überkommenen Themen- und Formbildung einen Inhalt, der seine Wurzeln im Hinblick auf Ausdruck und Anlage ernsthaft aus einem individuellen Gegenwartsgefühl zog. Natürlich wurde er nicht, wie es fast alle Kunstgeschichten vermelden, von seinen Zeitgenossen verkannt. Nur sah man in ihm den Monumentalmaler üblichen Schlags, ohne klares Verständnis für seine großzügige und immer eigenwillige Diktion. Wenn er im äußern Leben Mißerfolge hatte, so lag es nicht daran, daß man ihn schlechthin verkannte, sondern, wie es auch Paul Westheim eingehend in seinem Kunstblatt, in einem Aufsatz Die Feuerbachlegende, entwickelt hat, an der Überempfindlichkeit und Ungezügeltheit seines Wesens. Seine Werke bewertete man damals wie üblich. Man sah nicht, daß bei Feuerbach die Schematisierung, der aus dem Wissen der bedeutende Inhalt hinzugedichtet wurde, großartig überwunden wird. Wenn man heute die Reihe seiner Gemälde von den frühen, noch von Thomas Couture beeinflussten, bis zu den späten, seelisch ganz ausgeklärten Arbeiten durchgeht, erkennt man, daß hier die Vorgänge nicht abwegig oder erzählend umschrieben sondern malerisch entwickelt sind. Dies mit um so stärkerer Auswirkung, als kein Natur-, sondern ein Bildungsgefühl Feuerbach beherrscht. Die schon zweifelhafte Be-

deutung des Werks Arnold Böcklins läßt erkennen, daß die sogenannte idealistische Kunstauffassung nur durch eine derartige Anschauung aus zweiter Hand wirkliche Werte hervorzubringen vermochte. Das vollgültig vollbracht zu haben dürfte den ganz besondern Wert der Feuerbachschen Bildkunst darstellen.

#### Japan

Zweifellos ist Japan heute ein Land, das sich der europäischen und amerikanischen Zivilisation fast vollkommen angepaßt hat und sie zum Teil auch mit eigenen Leistungen ergänzt. Es schien sogar, als ob die bisher dort geübte Kunst allmählich verschwinden und von der europäisch-amerikanischen ersetzt werden würde. Als Musterbeispiele hierfür gelten etliche recht bekannte japanische Künstler, die bestenfalls noch einige äußerliche japanische Eigentümlichkeiten, aber keinen organischen Zusammenhang mit der alten japanischen Art aufwiesen. Daß dies jedoch nicht der Fall ist, dokumentierte in diesem Jahr eine Ausstellung zeitgenössischer japanischer Kunst im Musée du Jeu de Paume in Paris. Dort hatte man 200 Werke zusammengetragen, die mit unmißverständlicher Deutlichkeit bewiesen, daß die japanische Tradition noch keineswegs durchbrochen ist. Durchweg herrschen die überlieferten Regeln vor, keine ausgesprochene Individualität drängt sich vor, die unterscheidenden Merkmale zeigen sich in für europäische Augen fast geringfügigen Abweichungen, die allerdings, als solche erkannt, eine überraschende Mannigfaltigkeit mitempfinden lassen. Ein typisches Gegenstück zu dieser auf der traditionellen japanischen Klassik beruhenden Einheitlichkeit boten 2 gleichfalls ausgestellte Riesengemälde Masatsugu Fujitas, der sich neuerlich in Europa einen Namen gemacht hat. Man erkannte, daß er sich nur dem unsern oder genauer dem französischen Geschmack geschickt angepaßt hat. Die eigentlich japanischen Künstler gehen aber immer noch einfachen Natureindrücken nach oder bevorzugen das stille Genre. Es ist bezeichnend, daß die Ölfarbe immer noch nicht von diesen Malern verwandt wird.

#### Totenliste

Mitte Juni starb in Dresden der Bildhauer *Arthur Lange*, im Alter von 54 Jahren. Als Vorsitzender der Künstlervereinigung spielte er dort eine bemerkenswerte Rolle. Von seinen Arbeiten muß sein Denkmal Alberts von Sachsen in Dresden deshalb hervorgehoben werden, weil es

formal eine größere Geschlossenheit hat als die sonst üblichen Denkmäler der Vorkriegszeit. Sein Hauptwerk ist ein Gefallenendenkmal auf dem Waldfriedhof in Dresden, das sich durch ernstfeierliche Monumentalität auszeichnet.

Anfang Juli starb in Paris der Maler *Pascal Dagnan-Bouveret*, im Alter von 77 Jahren. Er hatte seine Hauptfolge in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, als er sich gegenüber dem tendenziösen Naturalismus jener Zeit zu einer Auffassung ohne Tendenz entschloß. Obgleich heute seine Gemälde unbedeutend scheinen, wirkten sie damals als Mittel und Übergang zum Verständnis der impressionistischen Malweise. Zuletzt hat er nur noch Bildnisse von schlichter Einfachheit gemalt.

Anfang Juli starb auch der Maler *Julian Falat* in Warschau, im Alter von 75 Jahren. Er war früher Direktor der Kunstakademie in Krakau und lebte dann in Berlin als ein um die Jahrhundertwende geschätzter Hofmaler. Von ihm bekannt geworden sind Jagd- und Winterbilder, ein Zyklus von 28 Aquarellen und Zeichnungen von einer Bärenjagd des polnischen Aristokraten Fürst Radziwill.

Mitte August starb in Murnau /Oberbayern/ der Maler *Karl Mayr-Graz*, im Alter von 80 Jahren. Er war einer der letzten Repräsentanten der Münchener Diezschule und malte vornehmlich tonig gehaltene Porträts, die teilweise an Leibl erinnern, und ruhig abgewogene Landschaften in der gleichen Manier.

Mitte September starb auf dem Land in Bayern der Maler *Curt Herrmann*, im Alter von 75 Jahren. Er war zuerst Schüler Carl Steffecks in Berlin, wandte sich aber schon sehr früh der impressionistischen und später einer neoimpressionistischen Bildauffassung zu. Zuerst in München, dann in Berlin, hier ein Mitbegründer der Sezession, hat er die neoimpressionistische Auffassung geradezu experimentell in immer neuen Varianten auszuprägen versucht. Es entstanden hell leuchtende Bilder, die im wesentlichen auf einer systematischen und kultivierten Verwendung reiner Farbtupfen und -streifen aufgebaut sind. Theoretisch hat er seine Auffassung in einer Schrift *Der Kampf um den Stil /1911/* niedergelegt, in der er betont, daß der Neoimpressionismus den Stilmitteln der Vergangenheit, also der Linie, Form und Farbe, noch das »reine Licht« hinzufüge, das nach wissenschaftlich festgelegten Grundsätzen zu verwenden sei. Nach seiner Auffassung bedeutet Neoimpressionismus »im Prinzip die Kunst der reinen Malerei«.

**Kurze Chronik** In Alzey in Rheinhessen stieß man bei archäologischen Forschungen auf Fundamente, die von einem Monumentalwerk herrühren und außergewöhnlich gut erhaltene *Götterbilder* aufweisen. Eine Inschrift deutet auf einen im Jahr 175 nach Christus errichteten Heiligtempel des Apollo Granus, der als keltischer Heilgott eine Rolle spielte. Bei Ausgrabungsarbeiten in Trier entdeckte man verhältnismäßig tief im Boden eine Bronze-statuetten, die als eine eigenartige Darstellung des Gottes Merkur festgestellt werden konnte. ◊ 4 auf große Holztafeln gemalte Bilder, die sich in der Stadtkirche zu Männerstadt im Rhöngebirge befinden und Szenen aus der Legende des Heiligen Kilian, des Apostels des Frankenlands, darstellen, wurden von dem Breslauer Museumsdirektor Heinz Braune als Jugendwerke *Matthias Grünewalds* erkannt; sie dürften in den Jahren 1495 bis 1498 entstanden sein. ◊ Bei der Ausmalung der Pfarrkirche in Schwarzenberg im Bregenzer Wald entdeckte man Apostelbilder, die *Angelika Kauffmann* dort im Jahr 1757, also im Alter von 16 Jahren, gemalt hat. Man glaubt die Gemälde vollständig wiederherstellen zu können. ◊ Das Weimarer Goethemuseum erwarb von einem Nachkommen von Goethes Schwager Christian August Vulpius neuentdeckte *Goethezeichnungen*. Es sind 34 Zeichnungen, die Goethe von der Wartburg für Charlotte von Stein geschaffen hat. ◊ In diesem Jahr kam der Tagung des *Internationalen Museumsamts*, an der alle namhaften Museumsleiter Europas teilnahmen, deshalb eine besondere Bedeutung zu, weil zum erstenmal wichtige Entschlüsse gefaßt wurden. Besonders beschäftigte man sich mit der Vereinheitlichung der Kataloge und des Reproduktionswesens, und ferner beschloß man eine international organisierte Rundfunkpropaganda für die Museen in die Wege zu leiten. ◊ Die Kestnergesellschaft in Hannover veranstaltete unter dem Titel *Original und Reproduktion* eine höchst lehrreiche Ausstellung, die gleicherweise das genaue Betrachten von Kunstwerken anregte wie ein Bild von dem Hochstand der gegenwärtigen Reproduktionstechnik gab. Ausgestellt waren Inkunabeln, Plastiken, Handzeichnungen, Aquarelle und Miniaturen. ◊ Ende Juni wurde in der Pariser Nationalbibliothek eine Ausstellung *zeitgenössischer deutscher Graphik* veranstaltet. Um diese Ausstellung, die von Hans Thoma und Max Liebermann bis zu George Grosz, Otto Dix und den ganz Jüngsten reichte, hatten sich die

Botschafter beider Länder, das französische Komitee für Internationalen Künstlerischen Austausch und die Leiter der französischen und deutschen Museen und Akademien bemüht. Die Ausstellung kann als ein gutes Beispiel deutsch-französischer geistiger Zusammenarbeit bezeichnet werden.  $\diamond$  In China wird jetzt zum erstenmal eine große Ausstellung europäischer Kunst veranstaltet, im Verfolg einer neuen Kulturpolitik der Regierung, die für diesen Zweck einen unbewohnten Palast in Nanking zur Verfügung gestellt hat. In verschiedenen Abteilungen dieses Gebäudes sollen abwechselnd Leihgaben aus europäischen Museen und Reproduktionen aus allen Gebieten der europäischen Kunst gezeigt werden.

## Literatur

Als 32. Heft der Schriften aus dem Euckenkreis /Langensalza, Hermann Beyer & Söhne/ erschien eine Abhandlung *Emil Utitz'* Über die geistigen Grundlagen der jüngsten Kunstbewegung. Der bekannte Ästhetiker behandelt prägnant, wenn auch allzu einseitig ästhetisch, die letztvergangenen Stilrichtungen und kommt für das Gegenwärtige und Zukünftige zu dem Schluß, daß es notwendig ist die bisher betonte Lebensfülle durch Wertfülle zu ersetzen. Oder durch einen Verzicht, »um im höheren Sinne zu gewinnen, nämlich Wertleben«.  $\diamond$  Bei Müller & Kiepenheuer in Potsdam und Orell Füßli in Zürich veröffentlichte *Eckard von Sydow* in einer neuen Bücherreihe *Das Weltbild eine Arbeit Form und Symbol*. Vorhandene Erkenntnisse werden so zusammengefaßt, daß Form und Symbol als die beiden Pole jedes bedeutenden Kunstwerks oder als geistige Kräfte und seelische Impulse zugleich erscheinen. Am bemerkenswertesten sind beigegebene Analysen von Kunstwerken aus verschiedenen Zeiten und Kulturkreisen. Sie verdeutlichen mehr als der nicht ganz übersichtliche Allgemeine Teil und offenbaren das sichere Ausdeutungsvermögen des Verfassers.  $\diamond$  Ein neuer Beitrag zur Kenntnis *Gauguins* erschien im Urbanverlag in Freiburg unter dem Titel *Paul Gauguins Lebenskampf*. Der Verfasser, Jean Dorsenne, veröffentlicht damit zum erstenmal Briefe des Künstlers an seine Frau und Tagebuchblätter innerhalb einer Biographie, die sonst kaum Neues bietet. Einige dieser Briefe und Aufzeichnungen bedeuten vielleicht eine gewisse Ergänzung unseres Wissens um den Menschen und Künstler Gauguin, wenn sie auch nicht direkt Unbekanntes zeigen.

Musik / Max Bulting

Oper Die beiden deutschen Musikfeste, die seit langem für unsere Produktion die wichtigsten und entscheidendsten sind, haben in diesem Jahr praktische Arbeit geleistet. Von Baden-Baden sind wir das gewohnt. Daß der Allgemeine Deutsche Musikverein den Mut gefunden hat sich mit einem aktuellen Problem zu beschäftigen, und mit diesem gründlich, ist unter allen Umständen hoch anzuerkennen, zumal wenn man die großen Schwierigkeiten bedenkt, die der Aufführung von 9 neuen Opernwerken entgegenstehen. Wie das Resultat im einzelnen auch ausgefallen ist, im gesamten ist festzustellen, daß die Beteuerungen, die Oper sei eine überwundene Kunstform, nicht gerechtfertigt sind. Worum es geht, ist die Form der Oper, nicht die Oper selbst. Die Meinungen über das Gesamtergebnis der Duisburger Opernwoche vom 2. bis zum 8. Juli 1929 gehen sehr weit auseinander. Einige Kritiker behaupten, die Oper habe ihre Lebensfähigkeit bewiesen. Andere sprechen ebenso energisch das Gegenteil aus. Wenn man diese Meinungen nur als eine Kritik des Tonkünstlerfestes werten soll, haben beide recht, denn das Interesse für die Duisburger Veranstaltung war außerordentlich groß, und noch größer war die Enttäuschung nach den meisten Aufführungen. Man kommt nicht um das Ergebnis herum, daß der Musikausschuß recht unglücklich gewählt hat. Ob das davon abhing, daß über die Hälfte der Juroren selbst nur ein sehr geringes Verhältnis zur Oper hatte, oder ob äußere Beeinflussungen mitsprachen, entzieht sich unserer Kenntnis. Einen Vorwurf kann man der Jury nur in einem Fall machen, und über diesen Fall flüsterte man auf dem Fest, daß der Autor von einer Persönlichkeit empfohlen war, deren Autorität als Opernsachverständiger von keinem anzuzweifeln ist. Man kann immer nur wieder die alte Forderung nach der geeigneten Jury erheben. Es ist bestimmt nicht notwendig in einer Opernfestwoche 9 zeitgenössische Werke so auszuwählen, daß man 14 Tage nach dem Fest sich nur noch an deren 3 erinnert. Das war der hauptsächlichliche Eindruck: Wenn unsere Opernproduktion so ist, wie sie in diesem Fest gezeigt war, dann sollte man das Komponieren von Opern verbieten und erst einer neuen Generation weitere Versuche erlauben. Aber unsere Opernproduktion ist ganz bestimmt in

Wahrheit nicht so. Der Allgemeine Deutsche Musikverein hat trotz seiner Weitherzigkeit in den letzten Jahren stets interessante Programme gehabt. In diesem Jahr hat er sich mutig einem Spezialgebiet zugewendet, hat (leider eine Ausnahme) ausgezeichnete Aufführungen bieten können, aber im Grunde eine erstaunliche Verständnislosigkeit dafür an den Tag gelegt, daß man einem Problem nur beikommen kann, wenn man seine Entwicklungstendenzen aufzeigt, und nicht, wenn man das Problem im Problem vermeidet, indem man sich zu sehr an die Werke nur gutwilliger Autoren hält. Es ist zu befürchten, daß das Duisburger Fest von all denen sehr schlecht beurteilt wird, die ein kulturelles Verantwortungsgefühl besitzen, und zwar aus dem Grund, weil sich eigentlich an kaum ein einziges Werk eine tiefergehende Diskussion anschließen kann. Was gut war, war in seiner Art vollendet, eher Abschluß als Anfang. Was schlecht war, war es zum Teil in einem Maß, daß man aus Nächstenliebe weder den Namen des Autors noch den Namen des Werks nennen sollte. Und mit dieser Feststellung kommt man allzu leicht zu dem Resultat, daß das Fest überflüssig war. Was dagegen spricht, ist nur das Interesse der einheimischen Bevölkerung. Wenn man von dem Standpunkt ausgeht, daß solch ein Musikfest auch große lokale Bedeutung hat, dann soll man das Fest hinnehmen; aber hinzufügen soll man unter allen Umständen, daß nur die Absicht des Allgemeinen Deutschen Musikvereins und der Stadt Duisburg im höchsten Maß dankbar anzuerkennen und ebenso zu bewerten ist.

Im einzelnen erinnert man sich nach dem Fest an *Arnold Schönbergs* Glückliche Hand, und vor allen Dingen daran, welchen tiefen Eindruck dies Werk hinterlassen hat. Welche Wendung: Noch vor wenigen Jahren hätte der weitaus größte Teil der Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Musikvereins mit sich selbst das größte Mitleid gehabt, wenn er auch nur an die Möglichkeit eines solchen Erfolgs gedacht hätte. Aber es bleibt eben auch den treuesten Reaktionären nichts erspart. Schönberg ist heute Hochschullehrer und hat Erfolg im Allgemeinen Deutschen Musikverein. Wer ihn immer verehrt hat, berichtet nicht gern über seine Werke. Sie sind in ihrer Einzigartigkeit einfach hinzunehmen. Nur eines mag hier erwähnt sein: Wie glücklich die Hörschaft war ein gut klingendes, unerhört geistvoll behandeltes Orchester hören zu dürfen; denn gerade

auf dem Gebiet der Orchesterbehandlung überbot sich die Mehrzahl der Opern an Geistlosigkeit und Herkömmlichkeit.

War man allein bei Schönberg nur dankbar hinnehmender Zuhörer, so entstand allein bei *Heinz Tiessens* Tanzpantomime *Salambo* eine aktive Teilnahme. Das ist das Werk, an das sich Überlegung und Diskussion schließen kann, und zwar aus 2 Gründen: aus den Fehlern des Buchs und aus den Qualitäten der Musik. Die Fehler des Buchs liegen darin, daß die deutlich spürbare Nummerneinteilung so wenig kontrastreich ist, daß das Affektniveau der einzelnen Nummern kaum von einander abweicht. Ja noch mehr: Die Struktur dieser einzelnen Nummern ist meist gleich. Und wenn auch diese Struktur: Entwicklung aus der Ruhe bis zur Ekstase, unbedingt unmittelbar tänzerischer Natur ist, so ist das einseitige Zuviel dieser Einzelform im ganzen schwer zu ertragen. Da hilft auch nicht die Qualität der Musik. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die Dramatik Tiessens, die keine Überraschungs- sondern eine Entwicklungsdramatik ist, sich gerade in einem Tanzwerk auswirken könnte; nur darf sie dann nicht durch ein so zusammengestückeltes Textbuch gehemmt sein. Was man trotz diesem Kontrast im Werk bei der Aufführung erlebte, war nach vielen Seiten interessant, der Raum verbietet es darauf hier weiter einzugehen.

An 3. Stelle wäre über die Oper *Max Brands* Maschinist Hopkins zu sprechen. Das muß der Referent dieser Rundschau sich für einen spätern Bericht vorbehalten, da er das Fest vor dieser Aufführung verlassen mußte. Maschinist Hopkins wird im kommenden Winter an vielen Opern aufgeführt werden. Der äußere Erfolg war in Duisburg sehr groß.

Der Bericht über alle anderen Werke ist mehr oder weniger von Nächstenliebe beeinflusst, denn sonst würde er entweder den Juror oder den Autor kränken. Strindbergs Traumspiel ist von *Julius Weißmann* vertont worden. Die Musik ist ausgezeichnet gemacht. Aber der Hörer findet keine Möglichkeit Strindberg und Weißmann gleichzeitig auf sich wirken zu lassen. Verfolgt er die Musik, dann wird er davon müde, daß er immer im voraus weiß, wie sie weitergeht. Versucht er Strindberg mitzuerleben, dann bleibt ihm nichts anderes übrig als so bald wie möglich das Haus zu verlassen. Denn diese ständige Verhinderung Strindbergs durch die Musik ist die entsetzlichste Vergewaltigung, die je in der Oper erlebt wurde.

Als einen begabten Versuch mag man Dianas Hochzeit, den heitern Einakter des Duisburger Chordirektors *Paul Strüver* bezeichnen. Aber er ist völlig unpersönlich und viel zu lang.

Eine ernstgemeinte und in ihrer Arbeit sicher auch wertvolle Oper ist *George Dandin* von *Georg Groppe*. Was hauptsächlich als Manko auffällt, ist die überaus ungünstige Behandlung der Singstimmen. In einzelnen ist die Partitur viel zu sorgfältig gearbeitet, zu sorgfältig in dem Sinn, daß die Liebe zum Detail die formale Großzügigkeit überwuchert. Für den Hörer wird aus der Unübersichtlichkeit schließlich Langeweile, wenn es auch eine Langeweile ist, die er eben als Hörer bedauert.

Ein ausgezeichnete Musiker ist *Emil Peeters*. Wenn seine Tragödie für Musik *Die Troerinnen* (Dichtung nach Euripides von Franz Werfel) nicht den tiefen Eindruck hinterließ, so mag das vielleicht daran liegen, daß die Grundstellung des Autors im letzten Kern trotz allem Aufwand so stark episch ist, daß sie sich gar nicht musikalisch auswirken kann. Künstlerische Gesinnung genügt nicht. Gerade bei so hohem Vorwurf sind auch äußerste Konsequenz aus dem Geist der Kunstform und die Kraft sie durchzuführen notwendig.

Zu erwähnen ist noch *Der gefangene Vogel* von *Hans Chemin-Petit*, ein bescheidenes lyrisches Spielchen, das uns schon die Kammeroper der Gemeinnützigen Vereinigung zur Pflege Deutscher Kunst im Oktober 1927 in Berlin gebracht hatte. Und außerdem wurde auf dem Duisburger Fest noch eine Oper aufgeführt.

Gebrauchsmusik

Das Experiment in der Kunst ist neu. Darum wird es von allzu vielen verworfen. Es entstand dadurch, daß nicht die Eigenentwicklung der Musik sondern von außen wirkende Ideen Situationen schufen, mit denen die Musik sich schließlich aber doch abfinden mußte. So kam aus neuem sozialen Empfinden der Gedanke Gemeinschaftsmusik wieder aufleben zu lassen, so wurde der Wunsch nach Gebrauchsmusik jeder Art lebendig, und man verlangte dafür Werke, die zu liefern die Musiker entwicklungsgemäß nicht vorbereitet waren. So wurden den Menschen Radio, Grammophon, Tonfilm geschenkt; und davon wurden die Musiker sogar völlig überrascht. Was bleibt in dieser Situation übrig als zu experimentieren, das heißt ständig zu versuchen, welcher Art Musik den berechtigten Forderungen der Menschen ent-

spricht? Das hat die Leitung der Deutschen Kammermusik Baden-Baden seit Jahren erkannt. Darum macht sie kaum noch Kammermusik, sondern sie experimentiert. Und wenn bei diesen Experimenten auch wenig reife Werke herauskommen, der Dienst, den Baden-Baden einer neuen Generation leistet, ist kaum hoch genug zu bewerten.

In diesem Jahr wurde in Baden-Baden Gebrauchsmusik dreier verschiedener Arten aufgeführt: Filmmusik, Radiomusik und Dilettantenmusik; die Dilettantenmusik in zweierlei Form, ein Lehrstück und Musik für Liebhaber.

Um es vorwegzunehmen: Die Musik für Liebhaber fand eigentlich keine Liebhaber, wenigstens nicht unter den Zuhörern. Diese waren anscheinend alle der einen Meinung, daß nur das Werk *Jörgen Bentzons Variationen* über eine dänische Volksweise für Schule und Vereinsorchester den Ansprüchen genüge, die nun einmal ein Musikfestpublikum stellen muß. Damit ist gar nicht gesagt, daß die anderen in diesem Konzert aufgeführten Werke schlechte Musik waren. Aber sie hatten sämtlich einen Fehler: Sie waren für Liebhaber nicht reif genug. Man ist bei der Aufstellung des Programms anscheinend von dem Gesichtspunkt ausgegangen, daß gerade junge, noch nicht ausgereifte Begabungen die Möglichkeit hätten ein leichtes, einfaches Stück komponieren zu können. Es ist sehr zweifelhaft, ob das richtig ist. Junge Menschen schlagen sich mit Problemen herum, auch mit neusachlichen. Wenn sie etwas Einfaches sagen wollen, machen sie für gewöhnlich etwas Banales oder eine Schularbeit. In einfacher Form etwas wirklich Gutes zu machen dürfte das Schwerste und nur einem verhältnismäßig reifen Geist möglich sein. Daß aber Gutes gesagt wird, ist eine unerläßliche Forderung; denn Dilettanten sind durchaus keine dummen Menschen, selbst wenn ihnen die artistischen oder akrobatischen Fähigkeiten des Berufsmusikers fehlen. Darum mußte das Konzert mit Liebhabermusik ein Fehlschlag werden, weil die jungen Autoren (denen man ohne Ausnahme gern zugehört hätte, wenn sie vereinzelt unter anderen in einem Konzert zu Wort gekommen wären) dieser schwersten Aufgabe aus geistigen Gründen nicht gewachsen waren. An all den Stellen, wo die aufgeführten Komponisten den Rahmen ihrer Aufgabe sprengten, horchte man auf, und es bleibt der Eindruck, daß man in Zukunft Jugend- und Dilettantenmusik von Reiferen machen lassen

soll. Man tut der Jugend Gewalt an, wenn man sie an Aufgaben bindet, die ganz abgesehen vom Technischmusikalischen, die freie und individuelle Entwicklung ihres Charakters behindern. Die Musik für Liebhaber ist als eine Musik gedacht, an der ausübende Dilettanten ihre Freude haben sollen. Das Lehrstück, schließlich auch Dilettantenmusik, ist etwas ganz anderes. Es soll Menschen belehren, ein beliebiges ernstes Publikum zum Durchdenken einer Frage zwingen. Es ist in dieser seiner philosophisch-menschlich-lehrhaften Art eine Heilsarmeearbeit für geistig Unselbständige. Das Baden-Badener Lehrstück knüpft an den Absturz eines Fliegers an, behandelt daran anschließend Gedanken über den Tod und untersucht schließlich die Frage, ob der Mensch dem Menschen hilft. Vorgetragen wird das von einem Dilettantenorchester, einem kleinen Chor, Solisten, Sprechern und einem Blasorchester. Bei bestimmten Refrainzeilen erhebt sich einer der Leiter und läßt die Gemeinde mitsingen und wiederholen. Bei der Erörterung der Gedanken über den Tod läuft ein Film, und in ihm wird der Eindruck beim Anblick eines Leichnams dargestellt, die Totenklage einer Frau. In der Untersuchung, ob der Mensch dem Menschen hilft, wird von 3 kostümierten Personen auf dem Podium eine groteske Szene gespielt. Neben dem Podium ist eine Kulisse in Form eines abgestürzten Flugzeugs angebracht. Daß allzu sensible Menschen bei der Totenklage Valeska Gerts und bei der Rüpelszene laut protestierten oder gar weinend herausliefen, ist an sich von geringerm Belang. Aber die Tatsache beleuchtet eines: Die Autoren Bert Brecht und Paul Hindemith arbeiten mit Mitteln krassester Art, um das Publikum in allertiefstem Maß zu beeindruckern. Wirklich tiefgehender Eindrucke respektive ihrer restlosen Hin- und Verarbeitung ist aber nur ein sich hingebendes, im besten Sinn passives Publikum fähig. Wenn man von diesem Publikum aktive Teilnahme, wie Mitsingen, verlangt, so bringt man es in eine unmögliche Situation. Nehmen wir den Fall an, daß ein Zuhörer die Darstellung der Totenklage so aufnimmt, wie sie im Stück gemeint ist, so kann er es nur in völliger Ergriffenheit. Aber die schulmäßigen Refrains kann er nur aus einer intellektuellen Haltung heraus mitsingen. So weiß er nie, ob er in der Schule, in der Kirche oder in einem Ersatzinstitut für beides sitzt, und empfindet nur, daß ihm irgendeine Lehre aufgezwängt wer-

den soll. Dieser Zwiespalt hatte zur Folge, daß dieses aus dem Willen für Gemeinschaftserlebnis heraus erschaffene Stück die Gemeinde völlig auseinanderbrachte. Nie gingen die Meinungen mehr auseinander, denn das Stück war nicht aus einem vorhandenen Gemeinschaftsgefühl erdacht sondern aus dem Willen einiger weniger, die plötzlich glaubten das richtige Gemeinschaftsgefühl erfunden zu haben. Und wie die Methodik verworren, so verworren war der äußere Stil des Ganzen. An christliche Mysterienspiele, an Shakespeares Rüpelszenen, an Oratorienstil wurde man erinnert, und nirgends fand sich ein Halt. Man hörte wunderschöne Verse, sehr schöne Musikstücke, deren Geistigkeit aus vergangenen Jahrhunderten stammt. Man ist unendlich berührt, vielleicht diesmal auch ein wenig betroffen, von dem Mut Hindemiths, aber zustimmen kann man nicht zu einer noch so "deftigen" Suppe, die aus so vielerlei besteht, daß sie überhaupt keinen Geschmack mehr besitzt. Kurz hinweggehen kann der Berichterstatter über die in Baden-Baden aufgeführte Filmmusik. Vor 2 Jahren wurde in Baden-Baden zum erstenmal der Versuch unternommen gute Filmmusik zu präsentieren. Das Experiment interessierte, erweckte Beachtung und hatte damit den größten Erfolg erzielt, den man ihm wünschen konnte. Wenn jetzt in Baden-Baden wieder Filmmusik aufgeführt wird, so sollte man nur fertige Leistungen aufführen, denn jetzt steht nicht mehr das Experiment sondern das Werk zur Diskussion. Diesem Anspruch genügte von den Baden-Badener Aufführungen nur der Film Cavalcantis mit der Musik Darius Milhauds: ein entzückendes Meisterwerkchen. Im übrigen waren die Vorführungsapparatur und zum Teil auch wohl die Tonfilmaufnahmen so schlecht, daß eine kritische Stellungnahme zu den anderen Kompositionen sehr erschwert ist. Im Mittelpunkt des Interesses standen die Aufführungen von Radiomusik. In kleinen Sälen waren Lautsprecher aufgestellt (man hatte hier auf ausgezeichnete Apparaturen geachtet), die Hörer saßen zwanglos davor und hörten zu. Oft genug hörten sie auch nicht zu, und das weist gleich auf die erste große Frage: auf die Autorität des Lautsprechers. Es stellt sich mit der Zeit heraus, daß die Klangprobleme der Radiomusik am leichtesten lösbar sind. Nicht, daß sie schon gelöst wären, aber man spürt doch allorten, worauf es ankommt. Viel schwerer wird an dem Geistigen zu arbeiten sein,

an der Verständigung zwischen Produzenten und Konsumenten. Der Produzierende muß lernen Wirkungen zu erreichen, der Konsumierende muß sich eine neue Art von Konzentration, ein neues "Nurhören" aneignen. Klanglich waren die Baden-Badener Werke zum großen Teil geeignet und gut. Wirkungsvoll war nur der Lindberghflug mit Musik von Paul Hindemith und Kurt Weill. Und nur bei diesem einen Stück verschaffte die Wirkung dem Lautsprecher so viel Autorität, daß ihm aufmerksam zugehört wurde. Bei allen anderen Stücken sah man dem Nachbar zu, wie er sich eine Zigarette anzündete, man machte eine Bemerkung über den Hut jener Dame usw. Bei einem deutschen Publikum gibt das zu denken. Der letzte Grund dafür war, daß die Werke in der Mehrzahl ihrem geistigen Habitus nach doch Konzertmusik waren oder wenigstens Musik, die man lieber unmittelbar gehört hätte. Besonders fiel das bei den schönen Chören Ernst Peppings auf. Man konnte beobachten, wie jeder diese Musik ahnte, und man sprach darüber, daß man sie nicht restlos hatte genießen können. Die Kantate von Paul Groß litt noch mehr, sie wirkte einfach langweilig; besonders ihre Form eignet sich kaum für den Lautsprecher. Und auch hier sagte sich der Musiker, daß es in hohem Maß ungerecht wäre damit ein endgültiges Urteil über das Werk auszusprechen. In den Werken von Hans Humper, Hugo Herrmann und Jerzy Fitelberg steckten feine Einzelheiten, besonders instrumentaler Natur. Hätte man sie einzeln gehört, wäre der Eindruck größer gewesen. In der Julihitze von Baden-Baden hinter einander 5 neue Werke aus dem Lautsprecher anzubieten ist eine Barbarei; da muß ein Werk schon sehr stark sein, um Eindruck machen zu können, und so stark waren diese 3 Stücke doch nicht. Amüsant war Walter Goehrs Pep, Text aus dem Amerikanischen Liederbuch Lion Feuchtwangers, nur noch im Geistigen wie Technischen zu undiszipliniert, um intensiven Eindruck machen zu können. Interessant und wertvoll ist Hanns Eislers Kantate Tempo der Zeit, rein musikalisch sicher die wertvollste Darbietung des ganzen Festes. Eisler wird immer sicherer seiner selbst, beginnt sich von allen möglichen Einflüssen zu befreien, die ihn schwer hemmten, er wird auch sicher seine Intellektualität überwinden. Doch auch diesem Stück sind vor allem Konzertaufführungen zu wünschen. Einzig und allein der Lindberghflug war ein

Rundfunkwerk. Vor allem wegen seines rein epischen Charakters, der in allen Spannungen und in allen Stimmungen einheitlich blieb. Der Eindruck des Hindemithschen Schlaflieds und der Weillschen Teile war so stark, daß jeder Zuhörer völlig im Bann des Lautsprechers blieb. Das gibt es also, und diese Feststellung ist ein außerordentlich positives Ergebnis von Baden-Baden.

#### Totenliste

Im Juni starb auf einer Palästina-reise in Haifa der Musikschriftsteller *Adolf Weißmann*, 56 Jahre alt. Er war in Oberschlesien geboren, wurde Philologe, Gymnasiallehrer in Berlin, bis er sich ganz der Musikkritik widmete. Was ihm Ruf und Macht verschaffte, waren seine eminenten journalistischen Gaben, die sich allerdings mit einer ebenso großen Ungeniertheit verbanden. Es besteht kein Zweifel an seinem Willen zur Objektivität, aber sein Temperament und die Art seines Tons ließen ihn Berichte schreiben, die trotz ihrer Klugheit und Witzigkeit oft genug den Leser abstoßen mußten. Auch in einigen seiner Bücher konnte er sich von diesem Stil nicht freimachen, so in dem Buch über den Dirigenten im 20. Jahrhundert. Seine eigentlich schriftstellerische Tätigkeit reichte in ihrer Bedeutung nicht an seine kritische Arbeit heran. Seine wichtigsten Schriften sind *Berlin als Musikstadt*, *Der Virtuose*, *Die Primadonna*, *Die Entgötterung der Musik*, ferner einige biographische Werke: *Chopin*, *Verdi*, *Bizet*, *Puccini*. Das große, unbestreitbar persönliche Verdienst Weißmanns war sein Eintreten für die neue Musik nach dem Krieg. Wenn die Art seiner Wirksamkeit auch gerade in den Reihen seiner Mitkämpfer oft heftige Kritik fand, im ganzen hat er hier wertvollste sachliche Kulturarbeit geschafft.

In Berlin starb am 5. Juli *Otto Taubmann*, kurz nach Vollendung seines 70. Lebensjahrs. Taubmann war Chordirigent in Wiesbaden, siedelte dann nach Berlin über und wurde hier Referent am Berliner Börsenkurier. Seit 1920 wirkte er in Berlin auch als Lehrer an der Staatlichen Hochschule für Musik. Von seinen Werken seien die *Deutsche Messe* und die *Oper Porzia* genannt.

**Kurze Chronik** Am Französischen Nationalkonservatorium in Paris wurde eine Klasse für *Jazzmusik* eingerichtet. ◊ Die Auflösung des *Amarquartetts* bedeutet einen empfindlichen Verlust für das deutsche Musik-

leben. Das Quartett wurde 1922 anlässlich des 1. Donaueschinger Musikfestes gegründet. Die meisten Uraufführungen neuer Kammermusik sind ihm zu danken.  $\diamond$  Der von Siegfried Ochs gegründete *Philharmonische Chor* in Berlin hat sich neu konstituiert und Otto Klemperer zum Dirigenten erwählt.  $\diamond$  Die Berliner *Volksmusikschule* wurde von der Dänischen Sektion der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik eingeladen in Dänemark 3 Wochen im Sinn der deutschen Jugendbewegung mit Konzerten und im Lagerleben zu verbringen.  $\diamond$  Der Magistrat der Stadt Berlin überwies dem *Deutschen Musikinstitut für Ausländer* im Schloß Charlottenburg eine einmalige Zuwendung von 25 000 Mark. Der preußische Kultusminister übernahm das Protektorat über das Institut.  $\diamond$  Am 30. Mai fand in Leipzig die feierliche Eröffnung des *Instrumentenmuseums* in Verbindung mit der des Musikwissenschaftlichen Instituts statt.  $\diamond$  Freunde und Verehrer Bruno Walters riefen eine *Bruno-Walter-Stiftung* ins Leben, deren Zinsen unbemittelten Schülern der Berliner Hochschule für Musik zugute kommen sollen.  $\diamond$  Ebenfalls an der Berliner Hochschule für Musik ist eine *Emil-Bohnke-Stiftung* errichtet worden.  $\diamond$  Am Konservatorium Arrigo Boito in Parma wurde vom italienischen Staat eine *Schule für Geigenbaukunst* errichtet.  $\diamond$  In Florenz wurde zum erstenmal ein großes Städtisches Orchester geschaffen; Leiter wurde Vittorio Guy aus Turin.

#### Literatur

In der von Leo Kestenberg herausgegebenen Musikpädagogischen Bibliothek/Leipzig, Quelle & Meyer/ erschien ein beachtenswertes Büchlein *Eberhard Preußners Allgemeine Pädagogik und Musikpädagogik*. »Es versucht aus der Entwicklung der allgemeinen Pädagogik der neuern Zeit und aus dem Verlauf des um 1900 beginnenden und gegenwärtig gültigen Musikerziehungsgedankens zu erfahren, inwieweit auf beiden Gebieten die gleichen Kräfte wirksam sind, und ob der Wille der Zeit organisch die Zielrichtung der Musikpädagogik bestimme oder nicht.« Preußner spricht über die Struktur des musikpädagogischen Gedankens, über die Idee der Musikpädagogik und über die Verwirklichung der Idee in der Methode. Ohne den äußeren Erscheinungen historischen Geschehens viel Beachtung zu schenken, sucht er die Ausgangspunkte heutiger Anschauung in der Romantik des 19. Jahrhunderts nachzuweisen, indem er auf die im roman-

tischen Musizieren hervortretende Sehnsucht zum Gemeinschaftserlebnis hinweist. Er wendet sich dann ganz der Erörterung des Gemeinschaftsgedankens im neuen Sinn zu; dabei wirkt das bewusste Anerkennen, die unbekümmerte vernünftige Art sich auf kulturelle Gegebenheiten zu stellen, außerordentlich frisch und überzeugend. Überall propagiert Preußner, daß Musikpädagogik sich auf allgemeine pädagogische Tendenzen stützen möge, um die Verbindungslinien zum organischen Leben aufrechtzuerhalten. Das charaktervolle inhaltsreiche Büchlein sei angelegentlich empfohlen.  $\diamond$  Musiklehre betitelt *Hans Mersmann* sein neuestes Buch (Berlin, Max Hesse). Bei einer andern Gelegenheit wird man auf diese Neuerscheinung noch zurückkommen müssen; heute sei ganz allgemein von dem Eindruck berichtet, der nach erster kurzer Durchsicht entsteht. Es handelt sich zweifellos um ein hochinteressantes Werk, dessen Verbreitung und Anerkennung starke Wirkung auf unsere Musikanschauung haben muß. In welchem Maß es die Musikpädagogik beeinflussen wird, ist nicht ohne weiteres vorauszu sehen; denn es ist keine eigentliche Handwerkslehre. Es wird die Gesinnung der Pädagogen beeinflussen, ohne immer von ihnen verwendet werden zu können. Es ist eine Erkenntnislehre der Musik, und zwar eine höchst kluge und begründete. Sie geht von dem Axiom aus: »Daß Musik organisches Wachstum sei, ist nicht zu erklären sondern zu glauben. Das Wachstum beginnt nicht erst in den vollendeten Erscheinungen; seine Keimzelle liegt bereits im Ton. Die gesammelte lebendige Kraft pflanzt sich gleichmäßig in den Elementen fort. Darum sind die Auswirkungen des Wachstums durch einander bedingt und nicht zu trennen.« Diesem Ausgangspunkt zufolge ist die Lehre wesentlich Energetik und Dynamik (nicht im musikalisch sondern im physikalisch gebräuchlichen Sinn). Daraus ergibt sich wieder, daß alles Zeitlich-Werdende als entscheidend gilt, daß bestimmte Akkorde nur als Träg Pfeiler und noch nicht als erfülltes Wesen angesehen werden. »Baustein ist das Intervall.« Die »Richtungstendenz«, das »Tongeschehen«, das »Evolutionsprinzip der Melodik«, die »Intensität des melodischen Vorganges« sind die Dinge, auf die sich die ersten wichtigen Untersuchungen erstrecken. Die Einheit der Elemente ist das andere Ausgangsaxiom. Zentrifugale und zentripetale Kraft in ihrem Gegensatz sind Spannungen; diese Spannungen sind



schon melodische und damit Formvorgänge, der Zeitstrom ordnet durch Zusammenwirken von Metrum und Rhythmus. Daß diese Erkenntnislehre vollkommen aus dem Geist neuer Musikanschauung entstanden, aber ihr nirgends doktrinär verhaftet ist, mag ihr praktischer Wert sein. Darüber hinaus ist sie eine Lehre, die sich aus dem Geist unserer Zeit an ein ewiges Problem wendet. Sie ist nicht für den Musiklehrling sondern für den denkenden Menschen geschrieben. Darum ist ihre Bedeutung in erster Linie kultureller Art. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Lehre entscheidenden Einfluß ausüben kann.

◇ Der jetzt 60jährige *Hans Pfitzner* veröffentlichte ein neues Buch: *Werk und Wiedergabe* /Augsburg, Benno Filsler/. Er erklärt im Vorwort, dies Buch solle verstanden werden, und erläutert seine Taktik gegen die Virtuosen des Mißverstehens. Und gleich auf den ersten Seiten erweist er sich selbst als solch ein Virtuose, wenn er von der neuen Zeit spricht, wenn er sagt, daß heute ein Werk nur als fließende Anregung für jedes Gehirn gelte, und so das Paradoxon zum Erlebnis werde, daß »Zerstören und Schaffen eins ist«. Danach schreibt er eine inbrünstige Mahnung »an das deutsche Publikum« sich die »schöpferischen Interpretationen« nicht gefallen zu lassen. In dem Buch steht unendlich viel Richtiges und Beherrigenswertes, aber auch kaum etwas, was nicht selbstverständlich wäre. Wenn dieses Buch vor 25 Jahren erschienen wäre, dann hätte es viel Unheil verhüten können. Pfitzner fordert strengste Sachlichkeit, reinste Hingabe an das Werk. Das, und nichts anderes, ist der Wille neuer Zeit; darum muß man inhaltlich dem Buch in fast allen Details zustimmen. Aber alles ist durchflochten von Ärger über diese Zeit, die Pfitzner nicht versteht. Er wendet sich eigentlich nur gegen die, die das Alte falsch und das Neue überhaupt nicht sehen. ◇ In den Büchern der Bildung /München, Albert Langen/ erschien ein Band Die schönsten Prosaschriften von *Richard Wagner*. Wer nicht ganz speziell interessiert ist, wird sich heute kaum mit den gesammelten Werken Wagners beschäftigen. Einige seiner Aufsätze zu lesen ist aber Notwendigkeit, je weiter wir uns innerlich von der Gesinnung des vorigen Jahrhunderts entfernen. So sinnlos ein Wagnerianertum heute erscheint, so snobistisch ist es mit Achselzucken an Wagner vorbeizugehen. Die Herausgabe dieser Auswahl ist wirklich gerechtfertigt.

## KULTUR

Kunstgewerbe / Ludwig Hilberseimer

**Glas-Eisen-Bau** Durch den Eisenskelettbau und die durch ihn gegebene Möglichkeit ununterbrochene große Glasflächen anzuordnen hat sich im 19. Jahrhundert eine Entwicklung vollzogen, die es gestattete mit den Gepflogenheiten des Steinbaus vollkommen zu brechen. Die Bauten des 19. Jahrhunderts, ihre großen Spannweiten und ihr Bedürfnis nach Licht haben die Entwicklung des Glas-Eisen-Baus außerordentlich begünstigt. Der 1850 für die Londoner Internationale Industrieausstellung errichtete Kristallpalast zeigt zum erstenmal die Möglichkeiten des Eisen-Glas-Baus. Er ist bezeichnenderweise nicht das Werk eines Architekten sondern eines Gärtners. Die Architekten waren um diese Zeit zu sehr durch ihre historisierende Orientierung gehemmt, um die architektonischen Möglichkeiten dieser neuen Materialverbindung zu erkennen und zu gestalten.

Während es sich beim Londoner Kristallpalast um eine relativ primitive Eisenkonstruktion und um geringe Spannweiten handelte, hatte die für die Pariser Weltausstellung 1889 errichtete Maschinenhalle eine solche von 115 Meter: eine außerordentliche konstruktive Leistung. Die Turbinenhalle von Peter Behrens 1909, die Schuhleistenfabrik in Ahlfeld von Walter Gropius 1913 sind die ersten Eisen- und Glasbauten in Deutschland, die eine architektonisch sinnvolle Behandlung des neuen Materials auf rationalistischer Grundlage zeigen. Bruno Taut sah dagegen mehr die phantastischen Möglichkeiten des Glases als Baustoff und konstruierte dementsprechend sein Paul Scheerbart gewidmetes Glashaushaus auf der Werkbundausstellung von 1914, ein Gebäude, das eine Weile von großem Einfluß auf die architektonische Entwicklung war, und das hier seinerzeit ausführlich behandelt wurde (siehe den Artikel Linkes Die neue Architektur, 1914 II Seite 1133 und folgende).

Am konsequentesten wurde die Glaseisenverbindung beim Geschäftshaus angewandt, dessen Schaufenster die Trennung zwischen Ware und Publikum optisch aufheben, den Ladenraum gewissermaßen mit dem Straßenraum verbinden sollen. Bei einem Entwurf für ein Berliner Geschäftshaus, von Ludwig Mies van der Rohe, besteht die ganze Fassade aus einer in Metall gefaßten Spiegelglashaut, auf der sich unabhängig von jeder konstruktiven Teilung das für die

Geschäftszwecke notwendige Reklamebild frei entfalten kann. Ein ähnliches System hat auch Le Corbusier bei seinem Entwurf für ein Gewerkschaftshaus in Moskau angewandt. Mit diesen völlig von Glas umschlossenen Gebäuden treten natürlich neue technische Probleme der Heizung und Lüftung auf, von deren Lösung die Brauchbarkeit dieser Gebäude abhängen wird. Bei der biologischen Bedeutung für ein Sonnenlicht versteht sich die Forderung der Hygieniker nach großen, breitgelagerten Fenstern für Wohnungen, ebenso für Schulen und Krankenhäuser von selbst.

Neben diesen begründeten Anwendungsmöglichkeiten des Glases in der neuen Baukunst wird es allerdings häufig aus rein modischen Gründen verwendet, vollkommen sinnwidrig, zur Erzielung von Interessantheiten, wobei gerade die fürs Glas charakteristischen Wirkungen der Leichtigkeit aufgehoben werden.

In diesem Zusammenhang sei auf 2 vor kurzem veröffentlichte Bücher hingewiesen: Glas in der Architektur der Gegenwart von Konrad Werner Schulze /Stuttgart, Zaugg & Co./ und Glas im Bau und als Gebrauchsgegenstand von Arthur Korn /Berlin, Ernst Pollak/, die sich mit den mit dem Glas zusammenhängenden Fragen auseinandersetzen und ein umfangreiches Illustrationsmaterial bringen, das einen Überblick über den Stand der Glasarchitektur gibt.

#### Stahlwohnbauten

Die veränderten und schwierigeren wirtschaftlichen Verhältnisse, die in der Wohnungsfrage am fühlbarsten in die Erscheinung treten, müssen folgerichtig zu Versuchen führen an die Stelle des handwerklichen den industriellen Hausbau zu setzen. Die Massenfertigung soll die Erstellung von Wohnungen nicht nur verbilligen sondern auch beschleunigen. Unter den Materialien spielt da der Stahl eine hervorragende Rolle. Er ermöglicht weitgehende Normierung der Bauelemente, mechanisierte Serienanfertigung der Normenelemente und montagemäßige Herstellung typisierter Wohnbauten. Industrielle Herstellung von Häusern setzt aber ganz besonders gut durchgebildete Typen, einwandfreie für die Industrialisierung geeignete Grundrisse voraus, die bis jetzt noch nicht vorhanden sind. Soll nicht der Sinn der Industrialisierung völlig aufgehoben werden, ist es zweckmäßiger statt ganzer Häuser Baueinheiten herzustellen, die dann immer noch eine weitgehende Grundrißvariation ermöglichen.

Über die Frage des Stahlhausbaus informiert ausgezeichnet die Publikation Hans Spiegels Der Stahlhausbau, Wohnbauten aus Stahl /Leipzig, Alwin Fröhlich/. An verschiedenen Konstruktionen des Montagestahlhauses, wie sie von französischen, deutschen, englischen und amerikanischen Firmen ausgearbeitet wurden, werden die verschiedenen Möglichkeiten und Erfahrungen der Stahlhausanfertigung gezeigt, so daß man eine Grundlage für die weitere Arbeit auf diesem Gebiet gewinnen kann.

**Arbeitssitz und Arbeitstisch** Die Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene und das unter der Leitung des Reichsarbeitsministeriums stehende Deutsche Arbeiterschutzmuseum veranstaltete in Verbindung mit dem Ausschuß für Wirtschaftliche Fertigung beim Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit in Berlin eine Ausstellung Arbeitssitz und Arbeitstisch, mit dem Zweck an praktischen Beispielen zu zeigen, wie die durch ungeeignete Körperhaltung verursachten Müdigkeitserscheinungen durch eine entspreche Sitanordnung jeweilig verringert werden können. Die durch wissenschaftliche Forschung und praktische Beobachtung gewonnenen Erfahrungen über die richtige Körperhaltung am Arbeitstisch werden durch Modelle, bildliche und statistische Darstellungen veranschaulicht. Man sieht dort typische Ausführungen von Arbeitssitzen normaler Höhe mit Fußstützen, Sitze mit festem oder beweglichem Rücken und Armlehnen, Drehsitze für Arbeiten, die ein Wenden nach der Seite verlangen, Rollsitze für Arbeiten, bei denen der Arbeitsplatz gewechselt wird. Bei Arbeiten, die von Bodenerschütterungen begleitet sind, sind Sitz und Lehne gefedert. Häufig ist der Sitz der Körperform angepaßt. Wie Arbeitssitze in Höhe, Art oder Stellung zum Arbeitstisch oder der Maschine verschieden zu gestalten sind, wird an Beispielen aus der Elektrischen und Feinmechanischen Industrie, der Tabakindustrie, dem Textil- und Konfektions-, dem Buchdruckergewerbe sowie Bureaubetrieben gezeigt. Diese dem Arbeitsprozeß angepaßten Sitzgelegenheiten bringen nicht nur physische Erleichterungen sondern auch ein anderes psychisches Verhältnis des Arbeitenden zur Arbeit mit sich. Leider kann man von einer allgemeinen Anwendung, die im Interesse der ökonomischen Verwendung der Arbeitskraft und im Interesse der Produktion sehr wünschenswert wäre, vorläufig noch nicht sprechen.

London

Auf Einladung des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller hielt der Abteilungschef im englischen Wohlfahrtsministerium Montagu Harris in Berlin einen Vortrag über die Verwaltung Londons und seiner Umgebung mit besonderer Berücksichtigung der regionalen Planung des Großens Londons. Die Verwaltungsgrafschaft London umfaßt die City Londons und 28 andere Städte mit einem Umfang von rund 30 000 Hektar mit rund 5 Millionen Einwohnern. Groß London mit Middlesex, Hertfordshire, Essex, Kent und Surrey dürfte einen Umfang von rund 500 000 Hektar mit einem Radius von rund 40 Kilometer haben. Eine Fläche, die ungefähr der entspricht, die Martin Mächler für eine durchgreifende Planung Groß Berlins bereits vor einem Jahrzehnt vorschlug. Unter den Verwaltungskörpern Groß Londons ist der wichtigste der Londoner Grafschaftsrat, der wiederum unterteilt ist in die eigentliche City mit dem Gemeinderat und dem Lord Mayor und 28 Großstädte mit eigener Stadtverordnetenversammlung und einem Bürgermeister an der Spitze. Daneben bestehen beratende Körperschaften, von denen besonders der Großlondoner Verkehrsausschuß und der Großlondoner Landesplanungsausschuß hervorzuheben sind. Dieser arbeitet zusammen mit den verschiedenen kleineren Landesplanungsausschüssen an der Lösung städtebaulicher Probleme für das gesamte Gebiet Groß London. Nach dem englischen Städtebaugesetz muß jede Stadt mit mehr als 20 000 Einwohnern einen Bebauungsplan für das noch nicht überbaute, aber voraussichtlich zu bebauende Stadtgebiet aufstellen, der nach Genehmigung durch den Gesundheitsminister gesetzliche Kraft hat. Für überbaute Gebiete dürfen die Stadtbehörden keine Bebauungspläne aufstellen, doch wird angestrebt den Stadtbehörden dieses Recht zu geben. Nach Vorlage dieser von den einzelnen Bezirken aufgestellten Pläne bearbeitet jetzt Raymond Unwin einen Plan für das gesamte Gebiet Groß Londons. Von besonderer Bedeutung dabei ist das Problem, wie weit es möglich ist einen Grüngürtel um London zu sichern, und ein anderes: die Errichtung einer Anzahl von Trabantenstädten ähnlich der Gartenstadt Welwyn. Weitere Reformpläne beziehen sich auf die Verringerung der Anzahl der Gemeindeverwaltungen, auf einen Steuerausgleich und auf ein einheitliches System der Steuerbewertung, was eine größere Konzentra-

tion der Großlondoner Funktionen innerhalb des Großlondoner Grafschaftsrats zur Folge haben dürfte.

Die Aufstellung eines solchen General-siedlungsplans ist auch für Berlin eine Notwendigkeit. Er darf jedoch nicht nur Berlin umfassen sondern muß alle die Städte und ländlichen Siedlungen miteinbeziehen, die in seiner Umgebung und seiner Einflußzone liegen.

Plakate

In München fand diesen Sommer eine Internationale Plakatausstellung statt, an der sich 34 Staaten beteiligten. Werner Richter stellte in einem anregenden Referat über diese Ausstellung im Berliner Tageblatt vom 19. August 1929 fest, daß sie in künstlerischer und werbetechnischer Hinsicht zwar sehr ungleich gewesen sei, aber sehr deutlich die Verschiedenartigkeit der bei den einzelnen Nationen zu Werbezwecken angewandten Reizmittel gezeigt hätte. Die »Überraschung der Ausstellung« war die Französische Abteilung. Die Situation ist also die selbe wie bei der Entstehung der Plakatkunst, als vor 32 Jahren hier in der Kunstrundschau (1897 Seite 117) festgestellt wurde: »Den Franzosen gebührt wieder der Ruhm den neuen Stil herausgebildet zu haben.« Natürlich ist dieser neue Stil jetzt wieder wesentlich anders als damals. Er kommt, wie Richter ausführt, jetzt daher, daß den französischen Plakaten das »Plakathafte« völlig fehlt, und daß sie auf einer ausgesprochenen Schwarz-Weiß-Wirkung beruhen; wie etwa Cassandres Arbeiten für Eisenbahngesellschaften, Dampferlinien und Zeitungen, oder die Francis Bernards für Gasreklame. Den Franzosen folgen, »im Abstand«, die Italiener. Die Deutsche Abteilung litt unter einer Vielseitigkeit, die zu Zersplitterung, fast Verwirrung, führte. Im übrigen hätten »englischer und französischer Geschmack die Alte Welt gleichsam in 2 Einfluß-sphären aufgeteilt«. Das englische Plakat, spezifisch graphisch, matt, nicht schreiend, nobel, aber langweilig, wird in den skandinavischen und baltischen Staaten, das französische im ganzen europäischen Osten nachgeahmt, wobei es sich um so mehr verschlechtert, je weiter östlich es kommt. Die Auswahl russischer Plakate brachte nichts Neues. Das nordamerikanische Plakat, soweit es in München vertreten war, zeigte eine konventionelle gut angezogene Gesellschaft, die in Ausdruck und Gepflegtheit immer die gleiche ist, einen »süßlichen Unsinn, der in seiner steten Wiederholung fast provo-

zierend wirkt«, und den sich bedauerlicher Weise zurzeit auch das japanische Plakat, nur etwas japonisierend, zu eigen gemacht hat: eine Tatsache, die bei diesem Land mit seiner alten Drucktradition sehr betrüben muß, die aber wahrscheinlich nicht mehr als eine vorübergehende Assimilationserscheinung darstellt (siehe hierzu auch die Rundschau Bildende Kunst, in diesem Band Seite 861).

**Totenliste** Am 24. Juni starb in Berlin, im Alter von 57 Jahren, *Richard Bielenberg*, der Mitinhaber der Berliner Baufirma Bielenberg & Moser, die durch zahlreiche Geschäfts- und Bankbauten bekannt geworden ist. Er war Mitglied der Akademie des Bauwesens, des Städtebau- und Cityausschusses.

Der Architekt der Berliner Museen, *Wilhelm Wille*, starb am 16. Juli im Alter von 52 Jahren. Er war zuerst unter Ludwig Hoffmann bei der Hochbauabteilung des Berliner Magistrats beschäftigt und wurde mit der Bauleitung des Messelschen Museumsbaus beauftragt.

Ende Juli verunglückte *Adolf Meyer* tödlich beim Baden in der Nordsee. Viele Jahre war er Mitarbeiter Walter Gropius', dann Meister des Bauhauses in Weimar, zuletzt Leiter der Bauberatung und zugleich Leiter der Hochbauabteilung der Kunstgewerbeschule in Frankfurt, wo er das Gaswerk und ein Elektrizitätswerk erbaute. In Berlin baute er für die Görzwerke. *Adolf Meyer* hatte an der Erneuerung der Baukunst erheblichen Anteil. Sein früher Tod ist ein großer Verlust für Deutschland. Er ist nur 48 Jahre alt geworden.

Am 6. August starb in Berlin *Felix Genzmer*, 73 Jahre alt. Nach seiner Tätigkeit in Straßburg, Köln und Hagen wurde er Stadtbaurat in Wiesbaden. Von dort wurde er nach Berlin an die Technische Hochschule berufen und mit dem Umbau des Schinkelschen Schauspielhauses betraut. Gemeinsam mit Brix richtete er an der Technischen Hochschule das Deutsche Seminar für Städtebau ein. Beim Wettbewerb Groß Berlin 1909 erhielt er für sein mit Brix und der Hochbahngesellschaft bearbeitetes Projekt einen 1. Preis.

**Kurze Chronik** Der Thonet - Mundus - Konzern, weltbekannter Hersteller der Bugholzmöbel, erließ ein internationales *Preiswettbewerb* zur Erlangung neuer Stuhlmodelle. ◊ Das Flensburger Kunstgewerbemuseum veranstaltete eine Ausstellung deut-

schen *Handkunstwerks* in der Gegenwart, und zwar aus den Gebieten der Keramik, des Glases und der Handweberei. ◊ Das Thaulowmuseum in Kiel, das Landesmuseum der Provinz Schleswig-Holstein, bereitet eine Ausstellung *nordischer Volkskunst* vor. Ihr wird auch eine Schau nordischer Architektur angeschlossen. ◊ Im Fockemuseum in Bremen fand im Juli eine Sonderausstellung aller bekannten Arbeiten des alten *Bremer Goldschmiedeamts* statt, verbunden mit einer kleinen Ausstellung moderner bremischer Silberarbeiten. ◊ Der Leiter des Bayrischen Nationalmuseums in München *Günther von Pechmann* übernahm den Direktorenposten an der Staatlichen Porzellanmanufaktur in Berlin.

**Literatur** Das Buch *Hans und Bodo Rasch' Wie bauen?*, das in 2. Auflage erschien /Stuttgart, Fritz Wedekind & Co./, ist ein geistvolles Manifest für neues Bauen, neue Materialien, neue Konstruktionen, neue Maschinen, neue Erfahrungen, das neben der darin erhobenen Forderung der Industrialisierung der Gegenstände des täglichen Lebens, also auch unserer Häuser, über Firmen informieren will, die sich um neue Baumethoden, neue Materialien und dergleichen bemühen. Die im 2. Teil des Buchs gedruckten Aufsätze einer großen Anzahl Firmen wirken durch den direkten Zusammenhang mit dem einleitenden Teil insofern mißverständlich, als sie ja nicht nach Gesichtspunkten der Wertung sondern nur als Bezugsquellennachweis anzusehen sind; als solcher enthalten sie wertvolles Informationsmaterial. So richtig die Forderung der Industrialisierung auch ist, so fehlen heute noch ihre Voraussetzungen, nämlich die einwandfreien, zur Industrialisierung geeigneten Typen, die bisher nur für einzelne Bauteile respektive Einrichtungsgegenstände, aber nicht für die Häuser selbst vorhanden sind. ◊ Der *Bauweltkatalog* /Berlin, Verlag Die Bauwelt/ will nichts weiter als Bezugsquellenverzeichnis für sämtliche mit dem Hausbau zusammenhängenden Einzelheiten sein. Leider gibt er in den meisten Fällen keine über die allgemeine Annonce hinausgehenden sachlich planmäßig belegten Details, wie der als Vorbild dienende amerikanische Architekturkatalog von Sweet. Eine neue Auflage wird hoffentlich diesen Mangel beseitigen und sämtliche inserierten Objekte planmäßig dargestellt mit allen notwendigen Angaben, Maßen, Gewichten, womöglich auch Preisen, bringen.





LEO ARONS / GEZEICHNET VON  
LISBETH STERN